Von

Turgot bis Babeuf.

Ein socialer Roman

von

George Hesekiel.

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Berlin.

Verlag von Ludwig Rauh.

Erste Abtheilung:

Die Revolution von Oben.

Motto: „Die Monarchie geht unter, wenn man den Körperschaften und Städten ihre Prärogative nimmt.

(Montesquieu L. VII. 6.)

Erstes Kapitel.

Die Kastanienschmiede.

Unter den größern und kleinern Städten Frankreichs, die vor der Revolution am eifrigsten für die Aufrechterhaltung ihrer alten Rechte und Freiheiten sorgten, nahm das stille, graue Rhodez eine ausgezeichnete Stelle darum ein, weil es seinen Obrigkeiten gerade ganz vorzüglich gelungen war, die Gerechtsame gemeiner Stadt durch die Jahrhunderte hindurch aufrecht zu erhalten. Rhodez gehörte halb zur Rovergne, halb zur Auvergne, unter Umständen gehörte es zu Keinem von Beiden, und diesem streitigen Verhältniß mit verdankte die Stadt unstreitig ihre bürgerliche Freiheit und den lebendigen Gemeinsinn ihrer Bewohner.

Neben einigen alten Geschlechtern, die eine Art von obrigkeitlichem Adel bildeten, war das Regiment der Stadt bei den alten und neuen Gilden und lag thatsächlich in den Händen der Rathsherren die von den Zünften und Gilden gewählt wurden, während die geborenen Rathsherren aus den Geschlechtern mehr für den äußern Glanz und das würdige Auftreten der Stadtregierung nach Außen und vor der Gemeinde sorgten.

Nach langen Kämpfen in der Gemeinde selbst, so wie der Gemeinde gegen die Ansprüche der Königlichen Stadthalter und des umwohnenden mächtigen Adels, hatte sich dieses Verhältniß also gebildet und hatte Bestand gewonnen im Lauf der Jahrhunderte.

Nicht zu den Geschlechtern, auch nicht zu den reichsten, wohl aber zu den geachtetsten Sippschaften der Stadt, gehörten seit einer langen Reihe von Jahren schon die Morlier, oder wie man

sie gewöhnlich, mit den Worten spielend, nannte, die „Marschälle von der Kastanie“.

Das Erbhaus der Morlier war nämlich die alte Stadtschmiede an der Brücke, nach den beiden großen Kastanienbäumen, die vor derselben standen, die „Kastanienschmiede“ genannt, und Schmiedemeister waren die Morlier gewesen von Vater auf Sohn seit unvordenklichen Zeiten.

An der Spitze der alten und ersten Zunft der Hufschmiede hatte fast immer ein Morlier gestanden. Der Hufschmied voran! war in wild bewegten Tagen so oft der Schlachtruf der Zünfte gewesen. Der Hufschmied voran! hieß es auch später bei jeder Gelegenheit in Freud und Leid, und so kam es, daß man, da die französische Sprache für den Marschall wie für den Hufschmied nur die Bezeichnung „maréchal“ hat, die Morlier die „Marschälle von der Kastanie“ nannte. Das war erst ein Scherz gewesen, ein Spottname, dann ward es Gewohnheit, zuletzt hielten die Morlier selbst mit einem gewissen Stolz an dieser doppeldeutigen Benennung und in Rhodez war Keiner, der ihnen einen andern Namen gegeben hätte.

Die Kastanienschmiede war ein unansehnliches, einstöckiges Haus, es gab viel größere und schönere in Rhodez, aber von den Vätern erbaut, lag's fest und schwer an der Brücke über den Aveyron, und im Abenddunkel namentlich, wenn die rothe Gluth stumm hinausleuchtete durch die niedere Thür der Schmiede, sah dieselbe aus wie ein alter, zuverlässiger Wächter der Brücke mit immer off'nem Auge.

Den untern Theil des Hauses nahm die Werkstätte, die eigentliche Schmiede ein, neben ihr das Wohngemach des Meisters — die Stuben und Kammern drüber im Giebel, für die Kinder und für die Leute, waren eng und schmucklos — das Wohngemach des Meisters aber verrieth trotz seiner Einfachheit einen zwar prunklosen aber gediegenen Wohlstand. Da war in dem kleinen Weihwasserbecken an der Thür der Einsatz von gediegenem Silber, da hing ein gar köstlich aus Elfenbein geschnitztes Crucifix an dem schmalen Pfeiler zwischen den beiden Fenstern, durch die der alten Kastanienbäume dichte Laubkronen nur spärlich ein sanftes,

grünes Licht eindringen ließen. Der dunkelbraune und glänzend gebohnte große Schrank von Nußbaumholz, mit Schlössern, Platten und Krampen von blinkendem Messing, barg in seinen weiten Räumen manch werthvolles Familienstück, manchen Ehrenbecher von Silber und manchen Ehrenpfennig von Gold bei den Festtagskleidern der Männer und den Prachtroben der Frauen. Manch kostbares, altes Waffenstück hing an den Wänden und die Knaben wußten's ganz genau, wer die Partisane und jenes zweihändige Schwert geführt im Kampf, den die Stadt gehabt gegen die Barone von Locmariaquer, oder den rothen Grafen von Rovergne vor alten Zeiten. Mitten drin in des Meisters Gemach stand der große, schwere, schwarze Tisch auf sechs dicken Füßen und hinter demselben der hochlehnige Stuhl, so gestellt, daß der Meister über den Tisch weg durch die stets offene Thür die ganze Schmiede überblicken und so immer ein Auge auf Alles haben konnte, was darin vorging. Im Hintergrunde des Gemachs aber, den Fenstern gegenüber, befand sich zwischen zwei kleinen Thüren, die in das Schlafgemach des Meisters und in die Küche führten, ein riesenhafter Kamin mit Mantel und Sims von Sandstein und Gyps, schwerfällig in den Formen, aber derb und dauerbar. Auf dem Kaminsims sah man nicht jene allerliebsten Kleinigkeiten von Porcellain, Glas und Bronze, die man damals, und jetzt ja wieder, daselbst aufzustellen liebte, sondern auch hier zeigten sich zwischen allerlei ernsthaften Abzeichen des ehrsamen Schmiedegewerks Waffenstücke, als schwere Pistolen, Degen in Saffianscheiden und ein Paar lange spanische Flinten.

Also wehrhaft sah's aus in dem Gemach des ehrenfesten Meisters Augustin Morlier, der in den Siebziger Jahren des vergangenen Säculi der Marschall von der Kastanie war in der guten Stadt Rhodez.

Es war gegen Mittag und Sonntag war's auch, das sah man, denn der Tisch war schon gedeckt und der alte Marschall ging in seinem rothen Plüschrock stattlich auf und ab im Gemach. Ja, gewiß stattlich, denn Meister Morlier war weit über Mittelgröße, aufrecht trug er sein Haupt, dessen Haar an den Schläfen etwas dünn zu werden begann, wohl gepudert, frisirt und rasirt,

ein hübscher Kopf mit scharfblitzenden kleinen Augen unter buschigen Wimpern. Der Marschall war im höchsten Staat so eben aus der Messe heimgekehrt; unter dem rothen Plüschrock trug er eine silbergraue Schooßweste mit großen Amethystknöpfen, eisengraue Kniehosen mit silbernen Schnallen, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit schwarzen Bandrosen. Er war so das Bild eines nicht nur gut, sondern auch geschmackvoll gekleideten Bürgers jener Zeit. Der Rohrstock mit schwerem silbernen Knopf, der Degen mit massivem Silbergefäß und der dreieckige Hut mit schmaler weißer Befiederung an den Rändern lagen auf dem Tisch. Die volle altfranzösische Feiertracht, ausschließlich das „französische Kleid“ genannt; der Adel hatte es damals schon abgelegt, den häßlichen englischen Rock und das lange Beinkleid mit Stiefeln dafür eingetauscht, der Bürger aber trug es noch.

Der stattliche Funfziger war einige Male auf und ab geschritten und allemal, wenn er an der offenen Thür vorüberkam, die in die Schmiede führte, hatte er einen ungeduldigen Blick hinausgeworfen — offenbar war der Marschall von der Kastanie einer von den Männern, die nicht gewohnt sind, zu warten.

Endlich klang ein fester Tritt auf dem Estrich der Schmiede, und rasch stieg ein junger Mann die drei Stufen herauf, die zum Gemach des Meisters emporführten aus der Werkstätte. Der junge Mann war genau so gekleidet wie der Alte, bis auf Hut, Rock und Degen genau so, er hatte auch die kleinen scharfblitzenden Augen und das gesunde, kluge Gesicht des Alten. Vater und Sohn sehen sich selten so ähnlich, wie der alte Schmiedemeister und sein Sohn Louis.

„Du hast auf Dich warten lassen!“ sagte der Vater ernst, und streckte dem Sohne doch freundlich die Hand entgegen. Der junge Mann drückte die dargebotene Hand mit sichtbarer Ehrfurcht und sprach dann: „Entschuldigt mich, Vater, der alte Herr von Lostanges begegnete mir, nahm mich beiseit und sagte mir in's Ohr: Pathe Louis, sage Deinem Vater, er solle nach der Vesper bestimmt zu mir kommen, ich habe Nachrichten aus Paris, die ganz sonderbar klingen, aber nur zu sicher sind; Herr von Turgot hat ein Gesetz erlassen, durch welche alle

bürgerlichen Körperschaften, Genossenschaften, Zünfte, Gilden und Innungen aufgehoben werden! Das sagte mir der alte Herr."

Der Vater sah seinem Sohn starr in's Gesicht eine halbe Minute lang, dann spielte ein ungläubiges Lächeln um seine frischen Lippen und langsam entgegnete er: „Ich will nicht sagen, daß Du Dich verhört hast, Louis, aber der Herr Gevatter muß sich einen Scherz gemacht haben."

„Vater, Ihr wißt, daß der Herr Pathe nicht zu scherzen pflegt!" warf der Sohn bescheiden ein.

„Das ist wahr!" gab der Schmiedemeister halb unwillig zu, „aber es ist ja unmöglich, die Zünfte aufheben — da steckt ein Irrthum; Herr von Turgot gehört zwar zu den neuen Philosophen, wie man sagt, aber es ist doch der Minister Sr. Majestät des Königs, der unsere Privilegien bestätigt hat, und ist sonst ein kluger Herr, der sich redlich müht, Ordnung in die Finanzen zu bringen und der schlechten Wirthschaft ein Ende zu machen, unter der unser schönes Frankreich seufzt; nein, mein Sohn, da steckt ein Irrthum. Herr von Turgot muß doch wissen, wozu die privilegirten bürgerlichen Körperschaften eigentlich da sind. Haben's denn die Väter und wir selbst auch nicht erlebt, daß die Auflösung einer Corporation stets schädlich ist? Wie angesehen waren die Holzflößer auf dem Aveyron, als sie noch eine Innung waren, und was ist's jetzt für Pack? Doch jetzt still davon, da ist Dein Ohm mit Deinem Bruder!"

Der Ohm trat lachend ins Gemach, unter der Taubenflügelfrisur lachten zwei helle blaue Augen, über der dicken weißen Mousselin-Cravatte lachte ein etwas großer und breiter Mund, mit gesunden tüchtigen Zähnen besetzt. Der heitere, alte Franzose umarmte seinen Schwager leicht und rief lustig: „Habt guten Tag und gesegnete Sonntagsfeier, alter Marschall, und setzt Eurem gelehrten Sohne da den Kopf zurecht, der mir vorreden will unser liebes schönes Frankreich müsse zu Grunde gehen in den nächsten Tagen, — nicht, Alter, Frankeich hat manchen Stoß ausgehalten und wird auch über das Schuldenwesen Herr werden, laßt nur den König machen!"

Der heitere Alte im veilchenblauen Sammetkleid war der

Bruder von des Schmiedemeisters verstorbenem Weibe, der als Erbpächter des Domcapitels auf der Sanct Bartholomäusmühle saß, wie seine Väter lange vor ihm. Der jüngste Sohn des Meisters, ein magerer, blasser, junger Mann mit geistreichem Gesicht, der seinem Bruder innerlich wie äußerlich wenig ähnlich war, begrüßte sich etwas förmlich mit seinem Vater, denn seitdem der junge Mann die Weihen hatte und in dem Pfarrsprengel von Sanct Anton Vicar geworden war, wußte der Marschall von der Kastanie nicht recht den Respect vor der geistlichen Würde des Vicars in Einklang zu bringen mit dem Mißfallen, das der Vater an der neuen Philosophie des Sohnes fand. Der ehrenfeste Bürger mochte den Geistlichen nicht „Du" und wollte den Sohn nicht „Ihr" anreden. Das schon war ihm peinlich, doch wußte er sich zu helfen mit der Schlauheit, die Leuten seines Schlages eigen ist. Er wendete sich an den Erbmüller und fragte halb spottend: „Was, sorgt unser Vicar von Sanct Anton jetzt auch mit für das Wohlergehen von ganz Frankreich?"

Der Vicar schien antworten zu wollen, aber der Meister überhörte es geflissentlich und rief mit lauter Stimme: „Goton! Goton!"

Auf diesen Ruf öffnete sich die Thür rechts neben dem Kamin, und zwei junge Mädchen traten ein. Die Eine trug eine silberne Kanne in der Hand und auf silbernem Brett vier kleine Silberbecher, die Andere aber ein Körbchen von kunstreicher Filigran-Arbeit mit kleinen weißen Brödchen gefüllt.

Margoton und Louison, das waren die Töchter des Meisters. Von dem Ohm und dem geistlichen Bruder begrüßt, warteten sie ihres Amtes, Louison schenkte den Wein und kredenzte die Becher den Männern mit lieblicher Freundlichkeit, lohnte Gruß mit Gruß und Scherz mit Scherz. Alle blickten mit unverkennbarer Zuneigung auf sie und ihr anmuthiges Thun. Und doch war das junge Mädchen nicht schön, wenigstens nicht schön neben der Schwester. Margoton aber oder Goton, wie der Name in der landüblichen Abkürzung hieß, war die ältere Schwester und eine der ersten Schönheiten in Rhodez, ja, in ganz Rovergne. Ihr Wuchs und ihre Glieder waren fast vollkommen zu nennen,

ihre stolzen Züge zeigten eine seltene Regelmäßigkeit und ihre dunkeln Augen strahlten wie Sterne. In dem kurzen blauseidenen Rock, in der rothen goldbeschnürten Sammetjacke mit der steifen weißen Krause um den zierlichen Hals, sah Margoton aus wie eine Prinzeß, die sich die alte kleidsame Tracht der Bürgermädchen von Rhodez ausgesucht zur Fastnachtsverkleidung. Sie dankte stumm den Grüßen der Ihrigen, sie bot ihr Körbchen stumm, und bekümmert schaute der Vater auf die Tochter, die so lange sein Stolz gewesen, die es eigentlich noch war.

Louison, die jüngere Tochter, war ein hübsches Kind, unbedeutend, wie man so sagt, aber von einer herzgewinnenden Freundlichkeit beseelt, ihr ließ die Bürgermädchen-Kleidung nicht wie eine Fastnachtsfahne, sie stand vielmehr mit den weißbestrumpften Füßchen so recht eigentlich in ihren eigenen Schuhen, die vorn breit abgestumpft mit zur alten Landestracht von Rhodez und Rovergne gehörten.

„Laßt uns allein, Kinder!“ sagte der Schmied, indem er sich niederließ in seinen Sessel.

Die Mädchen entfernten sich.

„Setzt Euch, schließ die Thür, Louis!“

Die Thür nach der Schmiede war geschlossen, die vier Männer saßen an dem Tische, der Meister reichte seinem Schwager die Hand und sprach ernsthaft: „Ich danke Euch, Jacob Guillabert, daß Ihr gekommen, Ihr sollt hier sprechen für Eure Schwester für meine selige Frau; ich habe nicht allein beschließen wollen, lieben Söhne, denn über das Wohl und Wehe Eurer Schwester Margoton soll von Euch mit beschlossen werden, dieweilen ich irren kann wie jeder Mensch. Wir sind hier ihrer vier, die Margoton herzlich lieben, Gott gebe seinen Segen, daß wir beschließen, was ihr zum Heile dient. Ihr wißt Alle, daß der Ritter von Clugny, der jüngste Sohn des Barons Tiercelin von Ravachon, seit Jahr und Tag unserer Margoton nachgegangen, Ihr wißt, daß ich mir in meinem Recht als Vater die Besuche dieses jungen Edelmanns verbeten habe, da ich nur Unheil aus solchem Treiben entstehen sah. Der Ritter hat seitdem die Kastanienschmiede nicht wieder betreten, aber, ich bekenne es mit Schmerz,

er hat meine Tochter an andern Orten wiedergesehen, meine väterliche Strenge hat es nicht vermocht, Margot's Sinn zu beugen, und als ich es ihr unmöglich machte, den Ritter zu sehen, da hat sie mit Hülfe des nichtsnutzigen Lohnschreibers Babeuf, der leider unser Vetter ist, einen Briefwechsel mit ihrem Liebhaber geführt. Auch dieses Verhältniß habe ich zu enden gewußt, obgleich mein Vaterherz blutete bei dem Anblicke des Wehes, das ich meiner Tochter bereitete. Ich mußte, es war meine Pflicht; seitdem spricht meine Tochter kaum und stumm geht sie dahin. — Vor einigen Tagen treffe ich auf den Ritter von Clugny im Garten des Herrn von Lostanges, er begrüßt mich höflich und nach einigen einleitenden Worten hält er bei mir um Goton's Hand in aller Form an. Ich sage ihm, daß er ohne die Einwilligung seines Vaters kein Recht habe, um die Hand einer Bürgerstochter zu werben; lächelnd zieht er ein Papier hervor und läßt mich lesen, daß der hochgeborene Baron Tiercelin von Ravachon erklärt, er sei erhaben über die albernen Standesvorurtheile, billige die Werbung seines Sohnes um eine schöne, unbescholtene Bürgerstochter völlig und freue sich, bei dieser Gelegenheit der Welt zeigen zu können, daß er die Lehre seines großen Meisters Jean Jacques Rousseau nicht bloß predige, sondern auch befolge. Ich las diese Erklärung des alten Barons mit großem Mißvergnügen, der Edelmann nennt sich einen Philosophen, ich weiß es wohl, meine Tochter soll ihm zum Schemel seiner Eitelkeit dienen, darum läßt er die Heirath zu, — ich begreife es nicht, es klingt das so schön: alle Menschen sind gleich, aber es ist doch unwahr, das ist mir bei dieser Werbung so recht klar geworden. Denkt Euch, meine Margoton würde die Schwiegertochter der Barone von Ravachon und meine freundliche Louison heirathete übermorgen, ebenfalls nach dem herrlichen, philosophischen Satz: alle Menschen sind gleich! den Sohn der alten Perrine vom Drehholz. Warum nicht? Der junge Ferrand ist ein braver Mensch, ein tüchtiger Lastträger, ehrlicher Leute Kind, er sorgt auskömmlich für seine Mutter, seit er selbst Verdienst hat und die Perrine brauchte nicht mehr am Drehholz zu betteln, wenn sie sich nicht seit zwanzig Jahren daran gewöhnt hätte. Nun

denkt Euch, die Schwiegermütter meiner Töchter, meine beiden Schwiegersöhne mit ihren Kindern unter diesem Dach zusammen! Nein, wer über oder unter seinen Stand heirathet, der entsagt seiner Familie, die Familie aber ist dazu da, daß man sich bei ihr hält in Freud' uud Leid, Gott hat die Familie gesetzt und der Staat ist auf die Familie begründet. Wer sich von seiner Familie scheidet, der sehe wohl zu, was er thue, denn er zerschneidet ein festes, sittliches Band! Darum sage ich, der Satz: alle Menschen sind gleich! ist unwahr, denn er zerstört die Familie und mit ihr den Staat. Deshalb mißfiel mir der Brief des Herrn Barons von Ravachon, und hätte ich meiner ersten Regung gefolgt, so hätte ich den adligen Freiwerber kurzweg abgewiesen, aber ich dachte an den Schmerz meiner Goton, die ihr Herz an den Ritter gehängt hat, ich bat darum den Herrn von Clugny um eine kurze Frist und sagte ihm meine Antwort auf morgen zu. Nun, jetzt sollt Ihr entscheiden. Wollen wir's zugeben, daß unsere Goton den Edelmann, der leider ihr Herz gewonnen hat, heirathet, oder nicht? — Ueberlegt's wohl, Euer Wort kann mir eine Tochter, Euch selbst eine Schwester rauben!"

Der alte Meister hatte mit einer ungekünstelten Feierlichkeit gesprochen, jetzt lehnte er sich zurück in seinen Sessel und sah die drei Männer mit fast ängstlichen Blicken an.

In dem Manne war der zärtliche Vater im Kampf mit dem ehrenfesten Gildemeister der Hufschmiede von Rhodez, die Neigung im Kampfe mit der Ueberzeugung. Dem Erbmüller entging das nicht, er warf einen traurigen Blick auf seinen Schwager, doppelt traurig bei einem Manne, der immer lachte. Endlich nahm Jacob Guillabert das Wort und sagte: „Seid fest, lieber Marschall, dürft's nicht thun, Marschall; die Goton grämt sich, wird sich aber am Ende auch wohl wieder trösten lassen, aber das Bürgerkind gehört nicht unter die Adeligen, einer freut sich darüber, denkt, er wäre darum besser wie die Andern, zehn ärgern sich daran. Habe nichts gegen die Herren von Adel, behüt' mich Gott, verkehre gern mit den Herren, gut Auskommen mit den Meisten, wenn man sie nicht betrügen will und sie mißtrauisch macht, aber Bruder Morlier, überlegt's noch mal, wo ist unter

den Edelleuten, die wir Beide gerade schätzen, Einer, der eine so leichtfertige Erlaubniß gegeben?"

Der Müller schwieg.

„Und Euer Urtheil, Jacob Guillabert?"

„Die Margoton soll bei uns bleiben!"

„Du bist dran, mein Sohn Louis!"

Der junge Schmiedemeister verstand seinen Vater besser, als ein Anderer, er fühlte mit ihm und mit niedergeschlagenen Augen sagte er: „Vater, es nützt nichts, die Wahrheit zu verhehlen, Ihr kennt Margoton, sie wird unglücklich, wenn sie den Edelmann bekommt, aber sie wird auch unglücklich, wenn sie ihn nicht bekommt, darum soll sie bei uns bleiben, daß sie nicht ungetröstet im Unglück ist. Wir werden sie nicht verlassen, wer weiß aber, wohin sie geräth, wenn sie allein unter Fremden! Margoton soll bei uns bleiben."

„Und was sagt der Vicar von Sanct Anton?"

Der bleiche Priester, der bislang vor sich niedergesehen, erhob plötzlich sein Antlitz: „Ich sage", rief er mit jenem falschen Pathos, das aus Rousseau's und andrer Weisen Schriften stammend, bald so gewöhnlich und den Völkern so gefährlich werden sollte, „ich sage, alle Menschen sind gleich; wo sich ein Herz in Liebe zu einem andern Herzen findet, da soll der Mensch solch Finden segnen, es aber nicht stören; die Stimme der Natur ruft und wohl denen, die sie vernehmen und ihr folgen; auch in Eurem Herzen, Vater, ist diese Stimme laut, warum verstockt Ihr Euch und wollt ihr nicht folgen? Eine freie Französin, eines freien Franzosen Tochter liebt einen freien Franzosen und Ihr wollt dem schönsten Vaterrecht entsagen, Ihr wollt den Bund der Herzen nicht segnen? Ihr könntet auf Unterschiede Euch steifend, die menschliche Afterweisheit ersonnen, zwei Herzen von einanderreißen? Nein, Vater, Ihr könnt das nicht, denn Ihr dürft es nicht! Blickt um Euch, überall seht Ihr, wie sich der Geist mächtig regt, der Geist der neuen Freiheit, der Geist, den die Tyrannen nicht dämpfen werden! Der Tag ist nahe herbeigekommen, an dem jeder Franzose dem Andern gleich sein wird und wir alle ein einig Brudervolk. Da wird kein Unterschied

mehr sein zwischen Adel und Bürgerstand, zwischen vornehm und gering — der Tag ist nahe, Vater, darum sage ich Euch, gebt dem Franzosen, der um die Hand Eurer Tochter wirbt, gebt ihm Margoton, dann habt Ihr einen Sohn mehr und die Enkel werden Euch segnen!"

Verwundert schauten die Männer auf den Priester, es war das erste Mal, daß sie diese Sprache vernahmen, die seit Jahren schon die Philosophen, die Schriftsteller und die vornehmen Leute gesprochen in ihren Salons. Die Sprache der „Witzschenken", der „bureaux d'esprit" war in Rhodez noch unbekannt, diese Mischung von frivoler Natürlichkeit und natürlicher Frivolität, wie sie von impertinenten Weibern und auszeichnungslustigen Schöngeistern und schöngeistigen großen Herren schon so lange gesprochen wurde, erklang zum ersten Male heute in dem ehrsamen Bürgerhause, in der Kastanienschmiede zu Rhodez.

Der Ohm nahm zuerst das Wort. Lachend sagte er: „Vicar, Du bist nicht recht gescheut, wenn Du solche Predigten wo anders halten solltest, so prophezeie ich Dir, als Müller nämlich, denn ein Prophet brauche ich dazu nicht zu sein, daß Du nie Pfarrer von Sanct Anton wirst, Du willst ein Geistlicher sein und schwatzest da nichts als Natur — Vicar, wo bleibt die Religion, die Du predigen sollst?"

„Meine Religion ist die Religion der Liebe, die Gottes Herrlichkeit im Tempel der Natur unter dem Sternenzelt feiert!" rief der bleiche Vicar emphatisch.

„Bist Du denn ein Heide geworden, mein Sohn?" fragte der alte Meister ernsthaft bekümmert.

„Vater" antwortete der Sohn glühend, „die großen Männer der alten Welt, die Socrates, die Cato, die Marc Aurel sind Heilige, denn keiner unserer Heiligen war größer als sie, Christus selbst, der erhabene Stifter unserer Religion, war nicht größer —"

„Schweig"' donnerte jetzt der Meister, „schweig, daß nicht das Dach über den Gotteslästerer zusammenstürzt, unter dem fromme Christen seit Jahrhunderten zu dem Gottessohn gebetet haben!"

Der Alte war aufgesprungen und unwillkürlich hatten sich

der Müller und der junge Morlier mit erhoben, der Vicar blieb sitzen und mit frecher Gleichgültigkeit sagte er: „Beunruhigt Euch nicht, das Dach wird nicht einfallen, aber Eure Vorurtheile werden einfallen wie die Ruinen der Zwingburgen auf den Bergen!“

„Ich verbiete Dir weiter zu reden!“ schrie der Vater.

„Ihr werdet den Geist nicht dämpfen!“ antwortete der Sohn.

„Und kann ich den unsaubern Geist nicht dämpfen, der aus Dir spricht“, eiferte der Alte außer sich, „so will ich ihn bekämpfen bis zu meinem letzten Hauch. Hinaus! hinaus!“

Der Vicar stand auf — „ich gehe“, rief er laut, „die Stunde wird kommen, in der Ihr mich zurückruft, und vergeßt Ihr jetzt, daß ich Euer Sohn bin, ich werde die Bande der Natur nie verläugnen, ich werde nie vergessen, daß Ihr mein Vater seid. Aber nicht in dem engen Raum dieser vier Wände, nein, vor allem Volk will ich künden die große Lehre, die Lehre der Freiheit, ein Prediger der Menschenrechte will ich aufstehen und Menschensatzungen und Vorurtheile werden vergehen vor meiner Worte Hauch, wie vor des Frühlings Hauch die Eisberge!“

„Dein frecher Lästermund soll verstummen“, schrie der Meister in höchster Aufregung, „ich will selbst bei den Gildeherren den Antrag stellen, daß Dir das Predigen untersagt wird zu gemeiner Stadt Bestem, noch bin ich Gildemeister und der Rath wird meine Stimme hören, die Stimme des Vaters wider den Sohn, den Gotteslästerer; den Antrag will ich stellen, so wahr mir Gott und seine Heiligen helfen!“

„Ihr schwört falsch, Vater“, rief der Vicar triumphirend, „Ihr seid nicht Gildemeister mehr. Ein Königliches Decret hat alle Zünfte, Gilden und Körperschaften aufgehoben in ganz Frankreich, das ist der erste Schritt zur Freiheit!“

Der Vicar verließ ohne Gruß das Gemach. Todtenbleich saß der Meister in seinem Stuhl, besorgt rieb ihm sein Sohn die Schläfe mit Wein, ein leichter Schlaganfall hatte den starken Mann getroffen; der Ohm rief mit Donnerstimme die Töchter herbei. Draußen vor dem Fenster aber stand ein hagerer Bursche in schlechter Kleidung — mit Eulenaugen in dem scharf geschnittenen Gesicht, der brummte vor sich hin:

Die Zeit ist nah, wo Arm und Reich
Im ganzen Land einander gleich.
Mirliton!
Die Zeit ist nah, wo frei der Knecht,
Der Sclave sich am Herren rächt.
Mirliton!

Der hagere Bursche mit den Eulenaugen aber, der hieß Babeuf!

Zweites Capitel.

Die Hubertus-Pfarre und das General-Vicariat.

Ganz Frankreich war in Bewegung gekommen, die Turgot'schen Ordonnanzen regten alle Stände in gleicher Weise auf; die Aufhebung aller Dienstbarkeiten und aller Vorrechte traf die besten Theile, die gesundesten Glieder des französischen Staatskörpers am schwersten und schlug vor Allem dem Rechtsgefühl des Volkes eine unheilbare Wunde. Turgot's in einzelnen Zweigen wirklich höchst einsichtsvolle und segensreiche Verwaltung brachte die gefährliche Lehre in Aufnahme, daß man selbst ungerecht verfahren dürfe, wenn man das Beste des Volkes dadurch erreicht. Und in wieviel verschiedenen Dingen haben die Staatskünstler nicht schon das Beste des Volkes gesehen! Nach Jahren voll Elend und Wahnwitz, nach Strömen von Blut hat die Revolution nur zum Theil das erreicht, was Turgot einst von oben herab einführen wollte. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Lobspruch, mit dem ein revolutionärer Schriftsteller Herrn von Turgot begrüßt: „Er hätte die ganze Revolution durch Ordonnanzen zu Stande gebracht, wenn er sich hätte behaupten können!"

Aber Turgot konnte sich nicht behaupten, obwohl er zwei mächtige Stützen hatte. Die erste war der edle, der gütige König Ludwig XVI., den Turgot so für sich einzunehmen gewußt

hatte, daß er laut sagte: ich und Turgot wir allein lieben das Volk! Die zweite Stütze Turgot's aber war die öffentliche Meinung, wie sie sich in den Cafés der Hauptstadt, den Zeitungen und den Gassenhauern kund gab.

Bei keiner Gelegenheit vielleicht ist es so klar an's Licht getreten, wie verschieden von der Stimme des Volkes oft das ist, was man öffentliche Meinung nennt. Turgot hatte die öffentliche Meinung für sich, gegen sich aber hatte er nicht etwa allein den Hofadel und die Herren dieses Standes, die in blinder Verkennung der Umstände, aus Geiz oder Stolz aus Beschränktheit oder Trotz, alles Bestehende, auch die alten Mißbräuche, und das alte Unrecht conserviren wollten; nein, er hatte auch die erleuchteten Edelleute gegen sich, die von einem tiefen sittlichen Bewußtsein ihrer Adelspflichten durchdrungen, zu jedem materiellen Opfer bereit waren. Hatte doch der Herzog von Crussol im Namen des ganzen Adels von Languedoc in einer Denkschrift auseinandergesetzt: „Man finde allerdings die Steuerfreiheit der adligen Güter bei den schweren Geldnöthen, in welche eine mehr ungeschickte als übelwollende Verwaltung das Königreich gebracht, unbillig; es sei nicht gerecht, daß der dritte Stand die Last der Staatsausgabe allein trage, und der Adel von Languedoc wisse wohl, daß es eine Pflicht des Adels sei, den ererbten, also nicht durch Arbeit erworbenen, Landbesitz wenigstens durch Arbeit, das heißt durch Selbstverwaltung desselben zu erhalten. Dieser Pflicht aber habe sich der Adel zum größten Theile in den letzten Zeiten entzogen, viele große Grundbesitzer hätten ihre Güter nie gesehen, sondern nur die höchsten Einkünfte daraus zu ziehen gesucht und dieselben in der fernen Hauptstadt verzehrt. So sei das sittliche Band zwischen dem Landherrn und seinen Hintersassen zerrissen, und von dem schönen Verhältniß sei dem Landmanne nur die Last, dem Landherrn nur der Haß geblieben.“ So sprachen die Edelleute von Languedoc und so sprachen noch Viele, aber sie Alle wendeten sich gegen Turgot und seine willkürlichen Einrichtungen. Und gegen ihn waren die Parlamente, die bis jetzt zwar an der Spitze der Opposition gestanden hatten, in denen aber doch die Ueberlieferung des alten Rechtes, wenn auch unter

vielfach hemmenden, schweren Formen, fortlebte. Gegen Turgot war ferner der ganze Bürgerstand selber, der allerdings übermäßig mit Abgaben belastet war, dessen Lage zum Theil wirklich traurig war, der aber instinctmäßig erkannte, daß die Aufhebung der städtischen Körperschaften, der Zünfte und Gilden ihm jede Zukunft rauben müsse. Gegen Turgot war auch die Geistlichkeit, kurz für sich hatte der Minister nur die Leute, die keinem Stande angehörten, weil sie das Standesbewußtsein verloren hatten, die Philosophen, wie sie sich selbst mit Stolz nannten und wie sie von ihren Gegnern aus Spott genannt wurden. In der Hand dieser Menschen aber, deren Anhang selbst in den großen Städten sehr gering war, weil sie die Sprache des Volkes nicht verstanden, war trotzdem die öffentliche Meinung.

Wir haben eben der Geistlichkeit gedacht, sie bildete einen außerordentlich mächtigen Stand, und bis ins siebenzehnte Jahrhundert, bis zu welcher Zeit jedem ehelich und frei gebornen Franzosen die Erlangung der höchsten Würden in der französischen Kirche möglich war, nahm die Geistlichkeit eine Menge der fähigen Köpfe in sich auf, die später, als sich der Adel fast ausschließlich der höheren Würden bemächtigt hatte, aus Mangel eines edlen und schönen Zieles für ihren Ehrgeiz in den gefährlichen Pfaden einer falschen Philosophie sich verirrten und nicht wenig zur Verbreitung thörichter und verderblicher Lehren beitrugen. Die hohe Prälatenschaft des Reiches gehörte durch ihre Geburt dem Adel an, die verschiedenen politischen Meinungen des Adels waren in ihr vertreten. Der niedere Clerus dagegen, aus dem Bürgerstande hervorgegangen, zählte zwar viele ernste und würdige Männer in seinen Reihen, war aber am meisten von den neuen Ideen angesteckt. Eine große Anzahl jüngerer Pfarrer und Vicare war vollständig revolutionär, eine viel größere Zahl noch war unzufrieden, weil der Adel allein im Besitz der großen Würden der Kirche. Unter dem niederen Clerus zunächst rekrutirte die Revolution mit dem meisten Erfolge.

In dem Walde von Sarsanne, der sich, zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch, über einen großen Theil der Rovergne erstreckte, lag ungefähr zwei Stunden von der Stadt Rhodez,

auf einer stillen Waldwiese, eine uralte Kapelle, dem heiligen Hubertus, dem Schutzpatron der Jäger, geweiht. Das schmucklose kleine Gotteshaus war eine Stiftung der längst ausgestorbenen Grafen von Rovergne, die hier von einem Vicar des nächsten Pfarrers alljährlich am St. Hubertustage eine sogenannte Jagdmesse lesen ließen, für welchen Dienst der Vicar einige Natural-Abgaben aus dem Forst von Sarsanne bezog. Scherzweise nannte das Volk diesen Vicar den Hubertuspfarrer und die kleine Kapelle mit der Waldwiese die Sanct Hubertuspfarre.

Es war ein warmer schöner Juli-Abend, die letzten Strahlen der Sonne lagen auf der grünen Sanct Hubertuspfarre und vergoldeten mit ihrem allgemach schwindenden Glanze noch die Wipfel der schlanken Platane, die vor der Kapelle stand, während das halbzerfallene Dach derselben röthlich schimmerte im Wiederschein, und die Schatten der großen Bäume wuchsen auf der Wiese.

Eine heimliche lauschige Stille, die nur selten ein Ton unterbrach.

Vor der Kapelle saß ein kurzer stämmiger Mensch in nachlässiger geistlicher Kleidung. Der hatte fast ein dummes Gesicht, aber wenn er seine Augen aufschlug, zeigten sie einen Ausdruck von Schlauheit und Tücke, der in dem Gesichte gerade mächtig überraschte. Das war der Abbé Chaumette, der Hubertuspfarrer. Mißmuthig streckte er sich auf der steinernen Schwelle und halbärgerlich murrte er zwischen den Zähnen: „ich langweile mich!"

Für einen Mann seines Schlages konnten allerdings Wald, Wiese und Sommerabend nur wenig Interesse haben.

Da ertönte plötzlich ein eigenthümlich accentuirter Ruf durch die Stille, der Abbé Chaumette erhob sich und blickte scharf nach der Gegend, von wo der Ruf erklungen. Einige Augenblicke später trat ein Herr aus dem Walde und eilte mit raschen Schritten quer über die Wiese der Kapelle zu.

Zwei Diener folgten ihm.

Der Herr, der einen langen schnupftabackfarbenen Rock trug, mit steifem Kragen, weiten Aermeln und großen Knöpfen von bunten Steinen, der in Schnitt und Stoff seiner Kleidung, so

wie in seiner Haltung den Englandsnarren und Modethoren verrieth, denn das kalte Fieber der Anglomanie war damals epidemisch unter den höhern Ständen, nickte dem Abbé mit einer sonderbaren Grimasse, in der die angeborene und anerzogene französische Höflichkeit übel genug mit der angenommenen englischen Derbheit zusammenstimmte, seinen Gruß zu und nahm dann, den Kopf in den Nacken werfend und die Hände in die Tasche steckend, eine ächt englische Stellung an.

Mit offenbarem Hohn sah sich der Geistliche den jungen Thoren von oben bis unten an, blitzschnell aber verschwand der Ausdruck des Hohnes aus dem Gesicht und geschmeidig sich verbeugend, rief er mit mißtönender Stimme: „Der Ritter von Clugny giebt überall das beste Beispiel! Im Begriff, durch die That ein altes böses Vorurtheil zu zerstören, legt er die Tracht eines freien Volkes an. Wie gut Ihnen das Alles steht, Herr Ritter, hätte ich nicht schon so lange das Glück, Sie zu kennen, ich würde Sie für einen wirklichen Engländer gehalten haben!"

Der Ritter, ein recht hübscher junger Mann, offenbar durch das Lob des Abbé, dessen Hohn er nicht fühlte, ganz außerordentlich geschmeichelt, drehte sich langsam um sich selbst, um dem Geistlichen Muße zu geben, ihn von allen Seiten zu bewundern; dann sagte er nicht ohne eine gewisse Selbstschätzung: „Ja, ich bin ganz Engländer, durch und durch Engländer, nur englisch sprechen kann ich nicht und werde es auch nie lernen, doch — meine Braut ist noch hier, mein zukünftiger Schwager, der Vicar Morlier, und mein zukünftiger Vetter der Lohnschreiber Babeuf, werden doch Wort halten?"

Der Sohn der stolzen Barone Tiercelin von Ravachon betonte die unbedeutenden Titel seiner zukünftigen Verwandtschaft in einer ganz sonderbaren Weise — er kam sich selbst unendlich großartig vor bei dem Gedanken, daß er den Muth habe, bis zu Margoton Morlier hinunterzusteigen und in die Vetterschaft eines Babeuf zu treten.

Der Familienstolz, der selbst in seinen Uebertreibungen noch eine edle Seite hat, war hier gänzlich der kleinen persönlichen Eitelkeit gewichen, die sich bis zur wirklichen Narrheit erhitzen konnte.

„Morlier und Babeuf werden bestimmt ihr Wort halten," beantwortete der Geistliche die Frage des jungen Edelmanns, „es sind freie Franzosen, wie wir Beide!"

Dem Abbé entging es nicht, daß eine unangenehme Empfindung über das Antlitz des Ritters zuckte, als er sich so ganz und gar gleichgestellt sah mit dem Volk; diese jungen, vornehmen Leute wollten sich vor ihren Standesgenossen auszeichnen, dadurch, daß sie sich selbst dem Volke gleichstellten, aber sie wollten zugleich auch, daß das Volk ihr Thun für eine herrliche That halten und preisen sollte.

Der Ritter von Clugny war, wie Viele seines Gleichens, aus keinem andern Grunde liberal, aber wie wenig er gesonnen war, sich ohne Weiteres mit den Andern in eine Klasse werfen zu lassen, das verrieth er sogleich noch besser. Er gedachte nämlich, dem Hubertuspfarrer eine Lehre zu geben, und sagte wichtig: „Unser höchstes Bestreben muß sein, das Volk in uns empor zu heben!"

Mochte die alberne Selbstüberschätzung, mit welcher der Ritter diese Phrase vorbrachte, den Abbé reizen, oder hatte er sonst einen Grund, kurz er verließ plötzlich die geschmeidige Zurückhaltung, die er bis jetzt, dem Edelmanne gegenüber, beobachtet, schlug seine bösen Augen auf und sagte murrend: „Ihr wollt das Volk zu Euch empor heben? Ihr? Seht zu, das Volk zieht Euch bei den Beinen zu sich hinunter, das ist für beide Theile bequemer!"

Verblüfft sah der Edelmann dem Priester in's Gesicht — die ganze Bedeutung der Worte hatte er nicht gefaßt, aber er fühlte, daß in denselben eine wilde Drohung grollte, eine Drohung, die ihn nicht erschreckte, die ihn aber staunen machte, denn er fand sie da, wo er nur auf Dank gerechnet hatte. Bevor er indessen eine passende Antwort gefunden, ertönte wiederum ein Ruf aus dem Walde, dieses Mal aber von der Seite her, auf der Rhodez lag.

„Das ist Babeuf, Herr Ritter, Ihre Braut kommt!"

Herr von Clugny hatte sofort Alles vergessen, er schob die langen Aermel seines Rockes zurück, die ihm nach der neuesten

Mode über die Fingerspitzen fielen, und ging dann seiner Braut, die am Arm ihres Bruders, des Vicars, von Babeuf gefolgt, über die Wiese kam, einige Schritte entgegen.

Die nun folgende Begrüßung war ganz englisch, der Ritter umarmte seine Braut nicht, küßte sie nicht, sondern schüttelte ihr die Hand, wie dem Vicar und wie Babeuf. Das nannte man damals britische Herzlichkeit! englische Gradheit!

Margoton Morlier war vielleicht nie schöner, als gerade in dieser Stunde, auf ihrem ernsten Antlitz spiegelte sich wohl ein Triumph, daß nun alle Hindernisse beseitigt, daß sie nun die Gemahlin des Enkels der Barone von Ravachon werden sollte, aber zu gleicher Zeit gab doch der Ernst des Schrittes, den sie thun wollte, ihrem Wesen eine gewisse Aengstlichkeit, die ihre Erscheinung mädchenhafter und anmuthiger machte. Und nicht ängstlich allein war die Braut, nein, mitten in ihrem Triumph fühlte sie auch einen tiefen Schmerz — sie war doch Augustin Morlier's Tochter und blieb es, das ward ihr in dieser Stunde so recht bewußt.

Der Ritter zog seine Uhr und sagte: „Wir fahren über eine Stunde bis Poissy, Punkt zehn habe ich die Postpferde bestellt, beeilen wir uns mit dieser Ceremonie, Herr Abbé!"

Und sie gingen nach der alten Kapelle, zwei Geistliche, die ihren Stand wirklich mißachteten, weil er ihnen Pflichten auferlegte, die mit ihrem Ehrgeiz oder ihren sinnlichen Gelüsten nicht vereinbar waren; ein Edelmann, der nicht mehr stolz, sondern nur noch eitel war, weil ihm das wahre Standesbewußtsein verloren gegangen, der, abgesehen von einer wenig bedeutenden sinnlichen Neigung zu dem schönen Mädchen, nur darum unter seinem Stande heirathete, um seine Eitelkeit zu befriedigen; eine Bürgerstochter, die über ihren Stand heirathete, weil sie dunkel ahnete, daß sie in ihrer Jungfräulichkeit den Ersten ihres Geschlechtes gleich sei und das Familien-Bewußtsein in ihr nicht stark genug war, die durch eine solche Heirath geschmeichelte Eitelkeit zu besiegen; endlich der Lohnschreiber Babeuf, der nie ein Standesbewußtsein gehabt hatte, mit seinem Raubvogelangesicht aber auf die Braut stierte und zu sich selbst sagte: „Hier fällt eine Scheidewand,

sie wird seine Frau, bald fällt die andere Scheidewand, dann wird Louison meine Frau!“

Mit Babeuf traten auch die beiden Diener des Ritters in die Kapelle, Diener, die seit Jahren tagtäglich gehört hatten: der Unterschied der Stände beruht auf ungerechtem Vorurtheil, alle Menschen sind gleich, Diener also, welche vor Begierde brannten, die Herren zu spielen. Alle aber gingen in das kleine Gotteshaus, um einen einmal gebräuchlichen Ceremonialact so schnell als möglich abzufertigen. Die Braut ausgenommen, sah Keiner mehr in der Trauung, als eine hergebrachte Förmlichkeit und deshalb machte sich Keiner, weder Priester noch Laie, ein Gewissen daraus, diese für sie gleichgültige Förmlichkeit heimlich und gegen das Gesetz zu vollziehen, oder an derselben als Zeuge Theil zu nehmen.

Das war ein Stück der französischen Gesellschaft von damals. Die Trauungs-Ceremonie wurde denn auch so kurz und gleichgültig als möglich abgefertigt, und als sie zu Ende war und die Neuvermählte mit nassen Augen sich an die Brust ihres Gemahls lehnte, da überkam das Herz des Edelmanns wohl auch ein Gefühl der Rührung, er schloß das schöne, junge Wesen in seine Arme mit feuriger Zärtlichkeit, die Andern aber schenkten dem nicht die geringste Aufmerksamkeit. „Vergessen Sie nicht, Herr Ritter,“ sagte Chaumette, meine Berufung nach Paris so schnell als möglich in's Werk zu setzen, ich verlasse mich ganz auf Sie.“

„Wenn Sie um zehn in Poissy sein wollen, haben Sie keine Minute zu verlieren“, drängte der bleiche Vicar, „und wir, Bruder Chaumette, wir müssen um zehn Uhr beim Bischof sein!“

Der Ritter versicherte dem Sanct Hubertus-Pfarrer noch ein Mal, daß er dessen Berufung nach Paris sobald als möglich durchzusetzen wissen werde, der bleiche Vicar nahm einen mehr phrasenreichen als herzlichen Abschied von seiner schönen Schwester, Babeuf nannte den Ritter mit boshafter Betonung mehrere Male „lieber Vetter“, was dieser zu überhören schien, küßte seine Muhme sehr unverschämt, was den Ritter in üble Laune versetzte und so trennte sich die Gesellschaft; die Einen

schlugen den Weg nach Rhodez, die Andern den Pfad nach Poissy ein, und bald lag die grüne Sanct Hubertus-Pfarre im Schatten und Schweigen der Nacht.

Das neuvermählte Paar fährt in dem Wagen des Ritters nach Poissy von dort eilt es mit Postpferden nach Paris, die beiden Geistlichen aber kehren raschen Schrittes nach Rhodez zurück. Ungebeten begleitete sie Babeuf, stumm ihrem Gespräch lauschend, das sich wie immer um die Beschwerden der niedern Geistlichkeit gegen die Prälaten dreht, oder in der falschen und gefährlichen Rhetorik Rousseau's schwelgt.

Babeuf kümmert sich wenig um die Beschwerden der niedern Geistlichkeit, die klingenden Phrasen Rousseau's aber fesseln den scheuen aber frechen Menschen eine ziemliche Weile. Auf der Hälfte des Weges indeß verläßt er die beiden Geistlichen und eilt in hastigem Laufe der Stadt zu. Athemlos kommt er in Rhodez an und nun geht er langsam die belebten Straßen, denn die guten Leute von Rhodez genießen den schönen Abend vor ihren Häusern sitzend und harmlos plaudernd.

Auf der kleinen steinernen Bank vor der Kastanienschmiede saß Louis Morlier, der junge Meister, mit Louison, seiner Schwester; der alte Marschall von der Kastanie war bei Herrn von Lostanges, dem würdigen Patricier, der seit einiger Zeit schwer krank darnieder lag und seinem Ende entgegen sah.

„So lange ist Goton noch nie ausgeblieben,“ sagte Louis Morlier zu seiner Schwester, „es ist mir lieb, daß der Vater nicht zu Hause ist, er würde zürnen. Gott weiß, wie das noch enden soll!“ setzte er seufzend hinzu.

„Es hat geendet!“ sagte die Stimme Babeuf's, der herzutretend im Schatten, die letzte Rede des jungen Meisters vernommen.

Louison schrie erschreckt auf, Louis aber fragte: „was hat geendet? was meinst Du, Babeuf?“

„Nun“, entgegnete der, „Ihr könnt mich immer Vetter nennen, junger Marschall von der Kastanie, habe jetzt vornehme Verwandtschaft, die hochgeborenen Tiercelin's, die Barone von Ravachon sind jetzt Babeuf's Vettern, die neuen Ideen machen Riesenfortschritte! haha!“

„Bist Du verrückt, Junge!“ rief der Schmiedemeister.

„Nun, nun, Euch entgeht ja nichts von der Ehre, im Gegentheil, Ihr habt ja das Glück noch näher, soll Euch grüßen allesammt von der gnädigen Frau von Clugny!“

Babeuf's Augen leuchteten im Halbdunkel; bald bohrten sich seine Blicke spöttisch ein in das verlegene Gesicht des armen Louis, bald hingen sie mit wollüstiger Gier an den Reizen der lieblichen Louison.

Beide Geschwister ahneten, was geschehen, tiefer Jammer kam über ihre Herzen. „Mein armer Vater!“ sagte Louis leise. „Meine arme Goton!“ klagte Louison und Thränen netzten ihre blühenden Wangen.

Mühsam gewann der junge Schmiedemeister seine Fassung wieder und mit gepreßter Stimme fragte er: „Unglücksbote, was ist geschehen? sprich!“

Babeuf sah Louison weinen, ihre Thränen hinderten ihn, in dem spöttischen Tone fortzufahren; ernst sagte er: „grämt Euch doch nicht so, es war einmal nicht zu ändern, ich habe es mit angesehen und angehört, wie der Abbé Chaumette den Ritter von Clugny mit Eurer Schwester getraut hat in der Sanct Hubertus-Pfarre; gleich nach der Ceremonie ist er mit ihr nach Paris abgereis't.“

„Du hast wohl die Familie vertreten bei der Ceremonie, Bursche?“ rief Louis zornig, denn er fühlte es heraus, daß Babeuf sich dessen, was geschehen, freue.

„Ach nein“, antwortete dieser mit gezierter Bescheidenheit, „solcher Ehre hielt man mich nicht würdig, das hohe Haus der Marschälle von der Kastanie war von Eurem ehrwürdigen Bruder, dem gelehrten Vicar von Sanct Anton, vertreten. Gute Nacht, Vetter, gute Nacht liebe Louison!“

Er ging dahin und murmelte: „was wird der alte Marschall toben? Der Bruch mit dem Vicar ist fertig, der Bischof wird auf sein Geschrei den Abbé Chaumette vornehmen und der Wirrwarr wird Herr sein in dieser ordentlichen, ehr- und tugendsamen Bürgerfamilie.“

Während Babeuf also Unfrieden säete und sich seiner Saat

freute, waren auch die beiden Geistlichen in die Stadt zurückgekehrt und hatten sich nach der Wohnung des General-Vicars des Bisthums Rhodez begeben.

Der Bischof von Auch, der zugleich Bischof von Rhodez war, also gegen die Gesetze der gallikanischen Kirche zwei Bisthümer besaß, war am Morgen angekommen und hatte die gesammte Geistlichkeit des Sprengels zu so später Stunde zu sich entboten, weil er am andern Morgen wieder nach Versailles zurückkehren wollte und es vielen Pfarrern und Vicaren nicht möglich gewesen wäre, früher bei der Cathedrale einzutreffen.

Als die beiden jungen Geistlichen in den Saal traten, in welchem die Versammlung stattfinden sollte, war derselbe bereits halb gefüllt.

Ein seltsamer Anblick!

Hier saßen alte Pfarrherren, ermüdet von dem Wege, den sie zurückgelegt meist zu Fuß am heißen Sommernachmittage, mit wahrhaft evangelischen Gesichtern, mild und ernst, fromm und freundlich, und genossen mit kindlicher Dankbarkeit von den Erfrischungen, die ihnen der General-Vicar reichen ließ. Sie nippten von den köstlichen Weinen und hatten keinen anderen Gedanken dabei, als daß solcher Trank eine sonderbare Gnade Gottes sei für Schwache, und dachten nicht daran, den Bischof oder den General-Vicar zu neiden, daß sie solchen Weins die Fülle hätten in ihren Kellern; und der ungewohnte Trank machte die alten würdigen Herren redselig und sie theilten sich gegenseitig mit, was sie erfahren in ihrem Beruf, wie Gott diesen und jenen verstockten Sünder erweckt und klagten allesammt, daß der kirchliche Sinn abnähme im Lande und die Leute so verwunderliche Sprache zu reden begönnen wider Gottes Ordnung. In einem andern Kreise wurde dem Weine und den Erfrischungen nicht weniger lebhaft zugesprochen, des Dankes aber wurde nicht gedacht, von der pfarramtlichen Thätigkeit wurde wenig gesprochen, dafür desto mehr Politik geredet, und ein allgemeines Mißbehagen machte sich, mehr oder minder ausgesprochen, bemerklich. Das waren meist Pfarrer und Vicare aus Rhodez selbst und den kleineren Städten des Sprengels.

Harte Worte aber und laute Zeichen der Unzufriedenheit gaben sich in einer dritten Gruppe kund, meist aus jüngeren Priestern bestehend; manche Klage, die hier laut wurde, war wohl begründet, aber die Form in der sie auftrat, war entschieden revolutionär und daneben gaben sich Wünsche kund, die weder mit der katholischen Kirche noch mit dem Christenthum überhaupt bestehen konnten. Der Prozeß, den die Revolution im Begriff stand gegen das Königthum anzustrengen, den hatte sie bereits, auf Voltaire, Rousseau, Diderot, Helvetius und andere Schriftsteller gestützt, gegen die Kirche angefangen, und ihre eifrigsten Advocaten hatte sie unter den Priestern selbst gefunden. Schon behandelten katholische Priester katholische Dogmen als Controverssätze — was aber alle diese Gespräche so widerlich machte, das war der Neid und der grobe Materialismus, der überall durchblickte, obwohl er damals das letzte Hemde der Schaam noch nicht abgeworfen hatte und es noch nicht wagte, sich in seiner ganzen ekelhaften Nacktheit zu zeigen.

Zu dieser, der zahlreichsten, Gruppe trat der Abbé Chaumette, der Sanct Hubertus-Pfarrer. Der Vicar von Sanct Anton dagegen gesellte sich sechs oder sieben jungen Männern zu, die ihn mit großer Achtung begrüßten und sich in einen Winkel des Saales abgesondert hielten.

Die Wohnung des General-Vicars von Rhodez war ein altes Gebäude, das vor alten Zeiten dem Orden der Tempelherren zugehört hatte. An mehreren Stellen waren noch die Embleme dieses wunderbaren ritterlichen Priesterordens sichtbar, der, wie Vertot sagt, gleich einem Meteor in der Weltgeschichte erschienen und verschwunden; das achtspitzige Kreuz mit den mystischen Kleeblättern in den Winkeln sah man noch in dem Saale des General-Vicariats von Rhodez, unter diesem Kreuz stand der Vicar von Sanct Anton mit seinen Getreuen. Mit leiser aber eindringlicher Stimme sprach der bleiche Mann, auf das Tempelherrenkreuz deutend, von der Religon der Tugend, welche die ritterlichen Priester gelehrt, deren Emblem und Zeichen über ihnen prange; mit glühenden Worten und prächtigen Bildern schilderte er, wie dieser Orden untergegangen im Kampf gegen

weltliche und geistliche Tyrannei, äußerlich, wie er aber, unsterblich, fortgelebt in allen erleuchteten Geistern, und wie keine Macht und Gewalt im Stande sei, ihn zu unterdrücken. Begierig hingen die bleichen Hörer an dem Munde des bleichen Redners, der ihnen flüsternd mittheilte, daß sie die Unzufriedenheit schüren müßten unter dem niederen Clerus, damit jeder Einzelne zum Gefühl seiner geistigen Sclaverei käme und endlich die Gesammtheit zu dem Entschluß, das Joch müsse gebrochen und die Knechtschaft vernichtet werden.

Die jungen Leute um den bleichen Vicar von Sanct Anton waren die Enthusiasten in der Versammlung, sie rührten nichts an von den Erfrischungen, die ihnen die Gastlichkeit des Kirchenfürsten bot, sie waren, trotz ihrer geringen Zahl, gefährlicher als der große Haufen der Materialisten.

Es war vielleicht nur ein Mann in der ganzen Versammlung, der für alle diese Unterschiede ein Verständniß hatte, oder der sie wenigstens bemerkte, das war Jacob Guillabert, der lustige Müller von der Sanct Bartholomäusmühle, der als Lehnsträger des Hochstiftes mit einigen Andern seines Schlages und Standes eine Gruppe für sich bildete.

Diese weltlichen Lehnsträger des Hochstiftes waren wohlhabende Leute und hielten allesammt fest an der alten Ordnung der Dinge, wenn sie auch die Nothwendigkeit gewisser Reformen nicht in Abrede stellten und sie herzlich herbeiwünschten. Sie gehörten zu den naiven Royalisten, deren Zahl damals in Frankreich noch sehr groß war, die Alles vom König erwarteten und auch fest überzeugt waren, daß der König Alles bessern könne. „Laßt nur den Louis machen!“ lautete die politische Devise dieser braven Leute und die ehrenfesten Erbpächter Königlicher, geistlicher und sonst grundherrlicher Lehne haben sich in den schwersten und schlimmsten Zeiten bewährt im ganzen Königreich Frankreich als die sichersten Stützen des Königthums. Die Turgot'schen gewaltsamen Maaßregeln hatten diese Leute stutzig gemacht, aber nicht wankend in ihrer Ueberzeugung. Sie beklagten es, daß man den König mißgeleitet habe, aber an ihrer unerschütterlichen Ueberzeugung hatte das gar nichts geändert, und

als die gefährliche Contreordre erschien, welche die Turgot'schen Anordnungen wieder aufhob, da riefen sie erst recht: „Laßt nur den König machen!"

Sie riefen es, um sich selbst zu betäuben, sie wollten den Satz nicht aufkommen lassen, daß sich der König irren könne, oder doch glauben machen, daß er, wenn er sich geirrt habe, sofort seinen Irrthum verbessere.

Aus diesem Stande sind die besten Royalisten hervorgegangen in Frankreich, es war ein historisches Bewußtsein in diesen Erblehnsleuten, das sich, trotz der glänzendsten Erfolge der Revolution, nicht verblenden ließ.

Als alle Erblehnsleute zu freien Besitzern ihrer Lehne erklärt wurden, hat man noch Menschenalter hindurch in Frankreich bis auf die neueste Zeit seltsame Erfahrungen gemacht. Der Enkel Jacob Guillabert's warf noch im Jahre 1834 den Betrag seines Lehnzinses gewissenhaft am ersten Ostertage jedes Jahres in den Opferstock der Sanct Bartholomäuskirche zu Rhodez, von der seine Väter die Mühle vor Jahrhunderten zu Lehn genommen; für ihn war die Revolution, die ihm die Mühle als freies Eigenthum gegeben, gar nicht dagewesen.

Plötzlich verstummte das Gespräch, ein leichtes Summen nur vernahm man noch, die Geistlichen ordneten sich der ganzen Länge des Saales nach in zwei Linien, dann trat die tiefste Stille ein.

Am obern Ende des Saales öffnete sich die Flügelthür und eine laute Stimme rief: Seine Gnaden der Herr Bischof von Auch und Rhodez! Darauf wurde eine Portière von rothem Sammet zurückgeschoben und der Bischof, von seinen Generalvicaren und Kaplanen gefolgt, trat ein.

Das war ein großer, schöner Mann, der mit so viel persönlicher Würde und so majestätischem Wesen auftrat, daß selbst sein etwas allzu starkes Embonpoint wenigstens nicht unangenehm auffiel und er Jedermann imponirte, obwohl es dem aufmerksamern Beobachter nicht entgehen konnte, daß ein weltlich leichtsinniges Lächeln um die vollen Lippen zuckte, das in jedem Augenblick ausbrechen zu wollen schien. Der stattliche geistliche Herr, der etwa fünfzig Jahr alt sein mochte, ertheilte der Versammlung

seinen bischöflichen Segen und schritt dann an der einen Reihe hinunter und an der andern wieder hinauf. Der General-Vicar, der ihm folgte, stellte ihm diejenigen Geistlichen vor, die er noch nicht kannte, und nannte ihm leise flüsternd die Namen derer, die er hätte längst kennen müssen; für beide aber hatte der Bischof freundlich huldvolle Worte, wie sie Fürsten an ihre Unterthanen zu richten pflegen, die aber hier in der herkömmlichen Sprache der Kirche mit der Anrede: lieber Bruder! oder: lieber Sohn! einen ungemein herzlichen und für wirklich kindliche Gemüther ergreifenden Charakter bekamen. Besonders freundlich sprach der Bischof mit mehreren Landpfarrern, die er in der That persönlich kannte, denn er war ein Sohn des großen und vornehmen Geschlechtes der Clermont-Tonnère und diese Pfarrer gehörten zu der Clerisei auf den Besitzungen seiner Familie.

Da zeigte sich gleich ein Band, was festgehalten hatte, wo andere ganz gerissen, oder doch schon sehr gelockert waren; hier fragte der Kirchenfürst mit großem Interesse nach vielen Einzelheiten, hier zeigte er in seinen Rathschlägen, in seinen Fragen, daß es ihm keineswegs an einem Verständniß der kirchlichen Dinge mangele, ja, er verrieth, gegen seinen Willen vielleicht, daß er unter veränderten Umständen wahrscheinlich ein eifriger und segensvoll wirkender Bischof gewesen sein würde; von jenem leichtsinnigen Lächeln, auf das wir eben hingedeutet, war keine Spur in seinem Gesicht, so lange er mit den Pfarrern und Vicaren aus dem Hardi und den andern Erbgütern der Clermont-Tonnère sprach.

Sobald er aber diese Gruppe verlassen, trat der weltkluge Prälat wieder vollständig an die Stelle des Bischofs; überall hin wirkte die bezaubernde Art seines Benehmens und Männer, die kaum eine halbe Stunde früher nicht hart und laut genug ihre Unzufriedenheit an den Tag legen konnten, waren jetzt Enthusiasten für ihren Bischof. Ja, er war liebenswürdig, das waren die Prälaten von damals fast alle, die Meisten waren auch geistreich oder wenigstens unterrichtet, und wenn das allein ausgereicht hätte, die Pflichten ihres hohen Amtes zu erfüllen, so wäre keine Noth gewesen in der französischen Kirche und die

Revolution hätte sich gewiß aus dem geistlichen Stande am wenigsten recrutiren können. Selbst wo der Bischof tadelte und er that das mit feinster Berechnung immer so, wo er seinem darauf folgenden Lobspruch eine Folie geben wollte, geschah es mit einer Bonhommie, die in jedem andern Verhältniß als in dem zwischen einem Bischof und seinen Geistlichen höchst anerkennenswerth gewesen wäre. So sprach er zu dem Sanct Hubertus-Pfarrer, indem er scherzhaft drohend den Zeigefinger seiner hübschen fleischigen Hand gegen ihn ausstreckte: „Ei, ei! mein lieber Abbé Chaumette, wollen Sie denn Ihr ganzes Leben lang auf der Sanct Hubertuspfarre bleiben? ich frage immer, warum Sie noch zu keiner anderen Pfarre vorgeschlagen werden, und bekomme immer dieselbe Antwort darauf — nun, lieber Sohn, Sie wissen schon, was ich meine, die Hubertus-Pfarre bietet Ihnen zwar die beste Gelegenheit, ganz nach den Grundsätzen des Herrn Rousseau in der Natur und nach der Natur zu leben, aber schließlich verlangt das geistliche Amt doch gewisse Rücksichten. Ich hoffe nächstens einen Vorschlag für Sie zu einer andern Pfarre unterzeichnen zu können, lieber Bruder!"

Damit entfernte sich der Bischof; aber die fast frivole Milde, mit der er den Abbé Chaumette an seinen lüderlichen Lebenswandel und an seine offenbare Unchristlichkeit nach Rousseau's Anleitung erinnerte, war doch falsch berechnet und Abbé Chaumette war seitdem der Todfeind Clermont-Tonnère's und wußte es in ernster Stunde dem vornehmen Herrn in Erinnerung zu bringen, daß das geistliche Amt „doch gewisse Rücksichten" verlange.

Darin lag übrigens das ganze politische Glaubensbekenntniß der hohen Prälatenschaft von Frankreich, sie war eine Gemeinschaft von vornehmen Herren, welche die Rücksichten, welche ihr geistliches Amt verlangte, je nach ihrer Persönlichkeit mehr oder minder beobachtete.

Der Bischof ging weiter und als er zu dem Decan von Sanct Anton kam, dem unmittelbaren geistlichen Vorgesetzten des bleichen Vicars Morlier, da faßte er dessen Hand, zog ihn einen Schritt zu sich und flüsterte ihm in's Ohr. Der Decan war ein Jugendgespiele des Bischofs gewesen und hatte den theologischen

Cursus auf der Sorbonne mit ihm gemacht. Es waren keine Amtsgeheimnisse, die der Bischof seinem Jugendfreunde vertraute, er flüsterte ihm zu: „Ich habe vergessen, Dir vorher eine köstliche Geschichte zu erzählen, ich will's jetzt gleich thun, damit ich's nicht wieder vergesse, lache aber nicht; Du erinnerst Dich doch Pontchartrain's, des dürren pedantischen Juristen, mit dem wir oft genug unsern Spaß hatten: neulich begegnen wir uns an der Gatterbrücke in Versailles, mein Kutscher will dem seinen vorfahren, da lehnt sich der Herr Parlaments-Präsident aus dem Schlage und ruft in seiner wortspielerischen juristischen Redeweise, die er für Beredtsamkeit hält: gnädiger Herr, hier muß ich auf den Vortritt bestehen, denn dieses ist meine Brücke (pond), mein Wagen (char), und mein Zug (train), es folgte ihm nämlich eine ganze Wagenburg von Pariser Parlamentskutschen. Ich aber antwortete: Und ich, mein Herr, bin der Donner (Tonnère), der überall durchfährt (qui passe partout)! Kutscher, fahr zu! Du glaubst nicht was der arme Pontchartrain für ein dummes Gesicht machte, als er sich so auf seinem eigenen Gebiet, auf dem Felde des schlechten Wortspiels, geschlagen sah! Du kannst die Geschichte übrigens weiter erzählen!"

Damit ging der Bischof weiter, die ehrlichen Pfarrherren aber staunten über die geheime Zwiesprache zwischen dem Prälaten und dem Decan und war wohl nicht Einer, der da dachte, daß es sich um nichts weiter, als um eine Anecdote und ein schlechtes Wortspiel vom Hofe gehandelt, würde es auch kaum Einer geglaubt haben, wenn's behauptet worden wäre.

Der Kirchenfürst blieb bei einem großen schönen Priester im besten Mannesalter stehen, den er mit einer unverkennbaren Hochschätzung, man möchte sagen, mit Verehrung, begrüßte. Dieser Priester, der eine violette seidene Robe trug, und mit freundlichem, zugleich aber auch traurigem Lächeln den Gruß des Bischofs erwiederte, war der Scholasticus des hohen Stiftes von Rhodez, Dom Martin von Azyr, ein Doctor der Sorbonne.

„Wie, mein gelehrter Freund?" sprach der Bischof mit hinreißender Freundlichkeit, „Sie blicken traurig und ich weiß den

Grund noch nicht, lassen Sie mich Ihre Wünsche hören, damit ich sie, wenn irgend möglich, sofort erfüllen kann!"

„Euer Gnaden guten Willen für mich," entgegnete der Doctor sich verneigend, „habe ich zu oft erprobt, um ihn bezweifeln zu können, aber ich traure nicht über Dinge, die mich nur persönlich berühren, es ist der Blick in die Zukunft dieses Volkes, dessen König der allerchristlichste heißt, der mich mit tiefer Trauer erfüllt. Mein gnädiger Herr, blicken Sie um sich, es thut Noth, daß die Hirten die Augen öffnen, wenn sie auch nur einen kleinen Theil der ihnen anvertrauten Heerden retten wollen, denn faule Knechte öffnen den Wölfen selbst die Hürden und die Hunde haben sich verbündet mit den Wölfen gegen die Heerde, die sie bewachen sollten!" Der Doctor sprach leiser: „Auch die Heerde meines gütigen Freundes Clermont-Tonnère ist in großer Gefahr, ich sehe hier schon Viele, die Amt und Gewissen verrathen, und in andern Sprengeln steht's noch schlimmer; das ungeistliche Leben der hohen Prälaten trägt der Kirche dieses Landes giftige Frucht, der Bischof vermag, im Bewußtsein seines eigenen Wandels, nicht mehr die strafende und züchtigende Hand zu erheben über seine Geistlichkeit; so ist die Disciplin in der Kirche verloren und damit die Macht der Kirche und ihr Einfluß auf das Volk gebrochen. Da hat das Wort Gottes im Mund des Priesters die Gewalt verloren und die klingende Schelle der neuen Philosophie, die nicht aus Gott ist, verzaubert die Ohren der Menschen, denn sie klingt lieblich denen, die das Wort des Herrn nicht mehr vernehmen. Mein theurer Bischof, wir gehen einer schweren Zeit entgegen, die Kirche ist in großem Verfall, ich segne das Strafgericht, das da kommen wird, aber mich jammert der Menschen!"

Die Blicke des gelehrten Priesters hingen bittend an dem Munde des Bischofs, der betreten und verlegen schwieg. Die Wahrheit war's, die er vernommen, und Manches traf ihn persönlich, aber Dom Martin von Azyr stand so hoch in seiner, in Aller Achtung, daß er nicht einen Augenblick daran dachte, sich beleidigt zu fühlen. Er suchte nur so rasch als möglich

sich der Besorgniß zu entledigen, welche das mahnende Wort des Doctors in ihm wach gerufen.

„Sie haben Recht, mein theurer Freund,“ erwiederte er mit schmeichelnder Stimme, „gewiß in vielen, wenn nicht in allen Punkten, es ist arg, ja, ja, ich weiß von mir selbst, in wie schwache Hände der Hirtenstab oft kommt, aber Sie sehen zu schwarz, mein Bruder; Ihre Besorgniß um die Kirche, die so rührend ist, macht Sie zu ängstlich, Sie sehen zu schwarz, noch hat die Kirche Waffen genug, das Ihrige zu behaupten. Der Herr sei mit Ihnen, mein theurer Freund!“

Der Bischof war beinahe froh, sich von dem Doctor los gemacht zu haben, der ihm mit seinen großen braunen Augen traurig nachblickte und dann kopfschüttelnd zurücktrat.

Der Bischof verfolgte seinen Weg und stand endlich vor dem Vicar von Sanct Anton; hier zum ersten Male nahm sein Gesicht einen unangenehmen Ausdruck an, mit hochmüthiger Verachtung blickte der Kirchenfürst auf den bleichen jungen Mann und fixirte ihn eine Weile. Morlier hielt diesen Blick standhaft aus, der Prälat neigte sich etwas vorwärts und fragte halblaut im Tone höhnischer Ueberlegenheit: „Meinen Sie, mein Bruder, daß die Vicarie von Sanct Anton der Ort ist, wo die französische Gesellschaft umgeschmiedet werden wird? meinen Sie das?“

„Herr Bischof“, antwortete der Vicar, der von den Marschällen von der Kastanie, seinen Vätern, wenn nichts Anderes, so doch den Muth der Meinung geerbt hatte, laut, „ob der Reformator der Gesellschaft aus der Kastanienschmiede zu Rhodez kommt, das weiß ich nicht, aber weder Herodes der König, noch der römische Proconsul, noch der hohe Priester zu Jerusalem glaubten, daß der Reformator der Welt zu Bethlehem im Stalle geboren sei!“

Die laute Stimme des Vicars brachte den ganzen Saal in Bewegung. Der Kirchenfürst schwieg einen Moment, aber auch nur einen Moment, er war nicht der Mann, sich von einem Freiheits-Apostel der Art imponiren zu lassen, und mit wohlberechneter salbungsvoller Milde antwortete er: „Man hatte mir gesagt, daß Sie krank seien, lieber Bruder, ich glaubte aber nicht,

daß Sie so krank wären, ich werde Ihnen meinen eigenen Arzt senden!"

Der Bischof wendete sich ab und sagte zu dem Generalvicar halblaut: „Der arme Bruder muß Ader lassen, diese Leute sind übrigens nicht gefährlich, fürchten Sie nichts, sie sind nur lästig und man muß sorgen, daß sie kein Aufsehen erregen!"

Der Vicar, der durch seine Antwort den Bischof niederzuschmettern wähnte, war im höchsten Grade verblüfft über die Abfertigung, die ihm zu Theil geworden. Kleinlaut zog er sich zurück; außer dem Spott der meisten und dem noch demüthigenderen Mitleid der ältern und naivern Pfarrherren, die den Herrn Amtsbruder wirklich für leiblich krank hielten, mußte er auch noch die Vorwürfe derer hinnehmen, die sich seine Gesinnungsgenossen nannten.

„Sie müssen wirklich verrückt sein, Morlier", sagte Chaumette zu ihm mit brutalem Hohn, „solches Zeug jetzt hier und vor dem Bischof zu sagen, Sie gefährden unsere Sache, das heißt die heilige Sache der Freiheit, durch solche Narrenspossen, oder glauben Sie in der That, daß der neue Reformator in der Kastanienschmiede an der Brücke allhier geboren ist? Danken Sie es dem guten Glück, daß Sie es mit einem so furchtbar stolzen, eingefleischten Aristokraten zu thun haben, wie dieser Clermont ist; jeder andere ließe Sie hinsetzen, wo der Tag nimmer scheint, denn aus Ihren Worten ließe sich vortrefflich eine Anklage auf Gotteslästerung ziehen, dieser Aristokrat freilich denkt viel zu gering von der „Canaille", um sich weiter um Sie zu bekümmern. Fühlen Sie die Beleidigung, die er Ihnen damit anthut? He? hoffentlich werden Sie sich rächen dafür, wenn die Stunde kommt, und die Stunde ist nahe!"

Damit ließ der vollendete Schurke den Mann allein, der noch nicht genau wußte, wo in ihm der Schwärmer aufhörte und der Schurke anfing.

Drittes Capitel.

Der Prophet in der Weihnachtsnacht.

Noch war das heilige und heitere Weihnachtsfest ein französisches Fest, noch hatte es festen Fuß in der französischen Familie, die Revolution hatte es noch nicht weggewischt mit ihrem blutigen Schwamm aus dem Leben und selbst aus dem Gedächtniß des französischen Volkes, das liebe Fest mit seinen heiligen Erinnerungen und seinen tausendjährigen Gewohnheiten. Noch war: Noël! Noël! Weihnacht! Weihnacht! der schönste Freudenruf des naiven Volkes in den entfernten Provinzen, wo der König noch nicht mit dem: vive le roi! sondern mit dem brausenden Jubelruf: noël! noël! von getreuen Unterthanen empfangen wurde, wie seine Vorfahren, am Reich, seit unvordenklichen Zeiten.

Noch rief in der heiligen Nacht die helle Glocke vom Dorfkirchthurm, wie das majestätisch melodische Geläut der Kathedralkirchen die Christenmenge in die erleuchteten Gotteshäuser, und dann sammelte sich, unter dem Dache des Edelmannes so gut, wie in dem Hause des Bürgers und der Hütte des Landmannes, die Genossenschaft der Familie um den häuslichen Heerd, auf dem in heller Flamme das in der Kirche gesegnete Scheit Holz loderte; die Kinder sangen die uralten Weihnachtslieder und die Erwachsenen lauschten unschuldig bunten und fantastischen Weihnachtslegenden.

Jeder Ort fast in Frankreich aber hatte seine eigenen Weihnachtslieder, das heißt Melodieen, denn die Texte wechselten häufig, und wer zu Weihnacht einen neuen Text brachte, war an jedem Heerd ein gern gesehener Gast. In vielen Gegenden war das Dichten neuer Weihnachtslieder erblich bei einzelnen Geschlechtern, so z. B. im Nieder-Maine bei der Pantoffelmacher-Familie der Cottereau, aus welcher der berühmte Jean Cottereau, genannt Chouan, der Vater der Chouannerie, des Royalistenaufstandes gegen die Republik, stammte.

Noch war die dunkle und eisige Nacht nicht hereingebrochen über Frankreich, in welcher der Stern nicht mehr zu sehen war, der die Könige wie die Hirten zu der heiligen Krippe führte;

noch war sie nicht herein gebrochen, aber sie dämmerte bereits ahnungsvoll und düster heran. Als Frankreich seinen alten Glauben von sich warf, warf es auch seine altehrwürdigen Gebräuche von sich, es verlor den Geschmack an den naiven Traditionen, es mißachtete die guten Gewohnheiten, die, so lange heilig gehalten, den häuslichen Heerd zugleich schirmten und zierten. In der verlassenen Kirche, wie in der verödeten Familie hörte Weihnacht auf das zu sein, was es den Vorältern gewesen — noël! noël! war nicht mehr der Ruf und Ausdruck der höchsten Freude.

Noch feierte man Weihnachten in ganz Frankreich, man feierte es wohl auch noch zu Paris in einigen großen Hôtels des vornehmen Faubourg Saint-Germain und in den Häusern des niederen Bürgerstandes; auf den meisten Heerden aber war schon das geweihete Scheit Holz erloschen, die Dämmerung der Nacht, die ohne den Stern von Bethlehem, war hereingebrochen.

Um so heller strahlte das Licht von hundert und aber hundert Kerzen in den Spiegelwänden des Hôtel Beauvau. Im Hôtel Beauvau war heute Dienstag, weiter nichts; an den Weihnachtsabend hatte, außer ein Paar alten weißköpfigen Dienern vielleicht, Niemand gedacht, denn der Hausherr, der Prinz von Beauvau, war Philosoph und seine Diener waren natürlich auch Philosophen und Dienstags war Empfang im Hôtel; da kamen Philosophen hin, um sich an die lucullische Tafel des reichen Mannes zu setzen, und die vornehmen Herren und Damen vom Hofe kamen, um sich über die Philosophen zu amüsiren, um ihre Bonmots und Redensarten zu hören, um damit am anderen Tage weiteren geistigen Hausirhandel zu treiben bei Hofe.

Diese Zusammenkünfte trugen ihre Früchte, schnell genug hieß es, bald von diesem, bald von jenem großen Herrn, er sei Philosoph geworden, nie aber, weder damals noch später, hat man von einem jener Philosophen vernommen, daß er ein großer Herr, oder gar ein großer Mann geworden wäre.

Schon versammelt sich die gewöhnliche Dienstags-Gesellschaft in dem Pfeilersalon, wo Bilder vom schlechtesten Geschmack, alberne und frostige Allegorien auf Gegenstände der Natur, längst die

ehrwürdigen Portraits der Ahnherren und Ahnfrauen des Prinzen-Philosophen ersetzt hatten.

Da ist dieser arme Prinzphilosoph selbst mit seinem dünnen Haar und seinem ganz gescheuten Gesicht, ein Herr, der auch äußerlich ein recht hübscher Mann, trotz seiner Magerkeit, gewesen wäre, wäre seine ganze Erscheinung nicht durch die abscheuliche Modetracht der Englandsnarren entstellt worden. Ja, der gute Prinz war ein ehrlicher, verständiger Mensch gewesen, bis er Philosoph geworden, und erst seitdem ihn seine Freunde zu einem der vierzig Unsterblichen der französischen Akademie gemacht, seitdem erst war er wirklich gestorben für Gegenwart und Zukunft.

Der arme Mann, ein Nachkomme von hundert Grandseigneurs, brüstete sich mit seinem Haß gegen den Adel, und that das so lange, bis er selbst daran glaubte; ferner gab er sich für einen Gottesleugner aus, aber so oft er das auch that, er vermochte doch nicht, sich selbst für einen Atheisten zu halten. Des armen Prinzen fromme Schwester hat das Geheimniß der furchtbaren Angst enthüllt, die ihn in einsamen Stunden folterte, alle Mal, wenn er sich durch frevle Redensarten den Schmeichelnamen „le prince-athé“ am Abend vorher von den Philosophen errungen. Nach und nach kamen die Gäste an, die „Unvermeidlichen des Hauses,“ aber weniger vornehme Herren und Damen von Hofe als sonst. Der Weihnachtsabend hatte doch wohl Manchen fern gehalten.

Die Tafel war in dem rothen Zimmer neben dem Pfeilersalon gedeckt; Gedecke für fünfzig Personen, aber kaum dreißig hatten heute an der Tafel Platz genommen, einige zwanzig befanden sich in dem Salon und in den Nebenzimmern, Leute, die nicht zu soupiren pflegten und aus einem Salon in den andern eilten, um Neuigkeiten zu hören und zu erzählen.

An der Tafel sah man große Herren und Philosophen mit vornehmen Damen in bunter Reihe. Die Prinzen von Lambesc, von Rohan-Guemené, Beauvau und Saint-Maurice, den ritterlichen Herzog von Crussol; den entarteten Sprößling des Hauses Richelieu, den später unter dem Namen Aiguillon grauenvoll berüchtigten Herzog von Fronsac; der uns schon bekannte Ritter

von Clugny saß neben dem reichen General-Pächter Lepelletier von Saint-Fargeau und dann die ganze Bande der Philosophen, Sylvain Bailly, der Marquis von Condorcet, Parny, Marmontel, Chalabre, Laborde, Abbé Delille, Chamfort und mehrere Andere und der Bischof von Saint-Pons. Wie der Letztere gerade an diesem Abend hierher gerieth, wußte man nicht recht, man betrachtete ihn auch mit einigem Mißtrauen, eben so seine Nachbarin die stolze Marquise von Mirepoix, die als eine Levis und Abkömmlingin der Glaubensmarschälle für eine der besten Katholikinnen bei Hofe galt. Dagegen gehörten die Marschallin von Aubeterre, die Herzoginnen von Choiseul und Grammont, die Marquise von Beauharnois und die Gräfin von Saint-Priest zu den eifrigsten Verehrerinnen der Philosophie.

Bald fand sich die Gesellschaft im gewöhnlichen Zuge, Chamfort, ein geistreicher Hallunke ohne allen Tact, erzählte mehr als freie Geschichten, und mit schimmernden und flimmernden Phrasen sang man das Lob der Vernunft, der einzigen Göttin, der man Altäre bauen müsse. Marmontel erzählte, während er mit gierigen Blicken schon die nächste Schüssel verschlang! sein Friseur, obgleich derselbe nur ein gewöhnlicher Kerl sei, glaube doch an keinen Gott, und der Prinz von Lambesc, der letzte Sproß des großen katholischen Hauses der Lothringischen Guisen, rühmte seinen Bedienten nach, daß sie Voltaire's impertinentes Buch „bible enfin expliqué“ eifrig läsen.

Was würde der große Balafré zu dieser Rede seines letzten Enkels gesagt haben?

„Darüber habe ich keine Freude,“ rief der Bischof von Saint Pons mit trauriger Stimme, „von Bedienten der Art werden Sie bestohlen und endlich ermordert werden!“

Der Prälat stand auf und ging ins Nebenzimmer.

Man witzelte über den armen Bischof und Parny meinte zu seinem Gegenüber, dem Ritter von Clugny: „Ich glaube, dieser Bischof hätte Sie nicht mit Ihrer wunderhübschen kleinen Bürgerin getraut, Herr Ritter?“

„Dann wollte ich,“ rief der Ritter, „ich hätte mich nur an diesen Bischof gewendet, denn meine Freunde, obwohl ich

gern gezeigt habe, wie erhaben ich durch die Philosophie über die albernen Standesvorurtheile bin, so ist mir diese wunderhübsche kleine Bürgerin jetzt doch entsetzlich zu Last, sie quält mich Tag für Tag, daß ich sie bei Hofe vorstellen und in meine Familie einführen solle, ich halte es kaum noch aus?"

Einige lachten höhnisch, denn, sonderbar, Alle hatten es ausgezeichnet gefunden, daß der Ritter von Clugny den Muth besessen, eine Bürgerstochter zu heirathen, dieses Bürgermädchen aber in Adelscirkel und in die hohen Hofkreise einzuführen, an diese Möglichkeit dachte Keiner unter den erleuchteten Gästen des Prinzen-Philosophen.

Während sie drinnen über Clugny und seine bürgerliche Gemahlin scherzten, stieß der Bischof draußen im Pfeilersalon auf einen Herrn, der so eben erst ankam. Das war ein mittelgroßer, kräftiger Mann von einigen sechszig Jahren, mit einnehmenden Zügen und ernsten, sinnenden Augen. Der Mann trug sich sehr sauber, aber in dunklen Farben, und schritt mit militairischem Anstande durch den Saal.

Das war der Schriftsteller Cazotte, der auf Martinique gegen die Engländer mit Auszeichnung gefochten hatte. Cazotte gehörte zu den ältesten Freunden des Prinzen Beauvau, theilte aber die in diesem Hause herrschende philosophische Richtung durchaus nicht, im Gegentheil, der gefeierte Roman- und Romanzendichter studirte seit längerer Zeit Martinez, Pasqualis, Saint-Martin und Schwedenborg und schrieb seit Jahren an einem Commentar der Evangelien.

„Wo kommen Sie so spät noch her, Herr von Cazotte?" fragte der Bischof.

„Aus der Kirche — Herr Bischof!" entgegnete Cazotte, und in dem verwunderten Ton seiner Antwort lag eine so herbe Züchtigung für den geistlichen Herrn, daß der erbleichte und verstummte.

Mit leichter Neigung des nur noch mit spärlichem Haar bedeckten Hauptes schritt Cazotte vorüber und trat in die Speisezimmer. Prinz Beauvau begrüßte ihn von Weitem mit einem wohlwollenden Kopfnicken, denn der Philosoph sah den alten

Freund doch gern und fühlte es tief, daß derselbe in der letzten Zeit seltener und seltener erschien. Sonst nahm Niemand von Cazotte besonders Notiz, der an dem untern Ende der Tafel Platz nahm, wo ihn ein alter Diener ehrfurchtsvoll mit Weißbrod und Früchten bediente und ihm einen Becher rothen Burgunderweins brachte. Cazotte war ein geborner Burgunder, ein Kind von Dijon, wie er sich gern nannte, sein Vater war Archivar der Stände von Burgund gewesen.

Die Herren Philosophen stritten sich über den Stolz.

Plötzlich fragte die schöne Marquise von Aubeterre: „Und auf was sind Sie stolz, Herr von Cazotte?"

Aller Blicke wendeten sich nach dem untern Ende der Tafel, Cazotte antwortete milde lächelnd: „In dem Sinne, wie Sie den Stolz auffassen, Frau Marschallin, da bin ich stolz auf meinen Vornamen!"

„Wie heißen Sie?"

„Jacob!"

„Jacob? Mein Gott, warum so stolz gerade auf diesen Namen?"

„Nun, weil der Bruder des HErrn auch Jacob geheißen war!" entgegnete Cazotte ernst freundlich.

Man sah, daß der Mann sich eines gewissen Respectes zu erfreuen hatte, denn obwohl es nicht an spöttischen Bemerkungen und Blicken fehlte, so wurden die erstern doch nicht laut und selbst die letzteren waren verstohlen.

Das Thema des Gesprächs wurde gewechselt, man sprach von Freiheit und Gleichheit: Da die Gäste des Prinzen-Philosophen aber einer Meinung darüber waren, so erhitzte sich jeder an der Rede des Andern und so redeten sie sich gegenseitig und schließlich in eine wahrhaft verzweifelte Exaltation hinein und schrien dabei lauter, als sonst die gute Sitte gestattet.

Cazotte hatte lange Zeit, in seinen Sessel zurückgelehnt, scheinbar und theilnahmlos dagesessen, plötzlich erhob er sich in ganzer Größe und rief, während seine Augen wie in überirdischem Glanze leuchteten, mit seiner ernsten und durchdringenden Stimme: „Ich höre da sprechen von dem Nahen einer Revo-

lution, ich höre sie eifrig herbeiwünschen, ich höre Befürchtungen laut werden, daß sie vielleicht nicht eintreten werde — in dieser letztern Beziehung kann sich Jeder beruhigen, denn die Revolution ist jetzt so vorbereitet, daß es eine Unmöglichkeit ist, sie zu vermeiden!" —

„Gott hört sie," schrie Bailly dazwischen, „vor Allem möge er Sie erhören! Aber wann wird Ihre Prophezeiung sich erfüllen, großer, herrlicher Prophet?"

„Sparen Sie Ihren Triumph," engegnete Cazotte ernst, „denn die Revolution wird selbst Sie mit Schaudern und Entsetzen erfüllen!"

„Wirklich?" fragte Bailly ironisch.

„Man wird Sie zitternd zum Henkerblock wandern sehen!"

Bailly zuckte zusammen trotz seiner Philosophie, Condorect wollte einlenken und sagte geziert: „Ein Philosoph muß entzückt sein, mit einem Propheten zu speisen!"

„Herr Marquis," erwiderte Cazotte, „wissen Sie, was Ihnen diese herrliche Revolution einbringt? den Tod, aber einen schrecklichen Tod. Um dem Henker zu entgehen, werden Sie sich im Kerker mit Gift hinrichten, mit Gift, das Sie aus Vorsicht schon lange bei sich getragen haben werden!"

Als Cazotte das gesprochen, da brach der Sturm von allen Seiten gegen ihn los — Kerker, Gift, Henkerblock zur Zeit des Triumphs der Freiheit, der Vernunft, der Philosophie? man wollte das im höchsten Grade ungereimt finden.

„Ich sehe nur Viele, die kurzsichtig sind", begann Cazotte wieder, „aber nichts Ungereimtes in dem, was ich gesagt. Man wird alle Tempel einstürzen und die Vernunft wird allein Altäre haben."

„Diese Göttin wird Sie gewiß nicht zu ihrem Priester wählen!" bemerkte Chamfort, der boshafte Affe.

„Aber Sie, Herr Chamfort," fuhr Cazotte fort, „Sie wird die Göttin zu ihrem Priester wählen, aber Sie werden den Tod suchen, um ihr zu entgehen, Sie werden sich eilf Stiche mit Ihrem Federmesser beibringen, um dem Schaffot zu entrinnen, und langsam und matervoll wird Ihr Tod sein. Sie, gnädiger

Herr von Lambesc, werden die Revolution bekämpfen als ein Tapferer, und dann doch im ruhmlosen Exil sterben; Sie Prinz von Saint-Maurice, sterben auf dem Schaffot; Ihnen folgen Ihre Nachbaren, die Herren von Nicolai und Malesherbes —"

Unerbittlich fuhr Cazotte so fort, da unterbrach ihn ein junger Mann, Raucher mit Namen, der ein Gedicht geschrieben: „Les douze mois", in welchem er ebenfalls der Vernunft und Natur Weihrauch gestreut, der rief, um das Entsetzen, das die Gesellschaft immer mehr ergriff, zu bannen: „Ich danke Ihnen, Herr von Cazotte, daß Sie nur Mitglieder des hohen Adels und der Akademie tödten!"

Der Prophet warf ihm einen mitleidigen Blick zu und entgegnete: „Sie haben die Göttin besungen, Sie werden ihr nicht entgehen, Sie sterben auf dem Schaffot!"

Das machte einen solchen Eindruck auf den jungen Mann, daß er laut aufschrie vor Entsetzen. Auch der Prinz von Beauvau wurde ängstlich. „Ihre Weissagungen, lieber Cazotte," sagte er, „werden zutreffen, wenn Türken, Tataren und Mongolen einfallen in Frankreich, eher nicht!"

„Nein, mein Prinz," versetzte Cazotte, „das was uns geschieht, wird uns geschehen von Franzosen, Philosophen, Freunden der Humanität, Schülern Voltaire's, Rousseau's und Diderot's!"

„Glauben Sie diese Zeit des Entsetzens nahe?" fragte die kleine liebenswürdige Gräfin Fanny von Beauharnais tief bewegt.

„In zehn Jahren wird Alles erfüllt sein!" lautete die Antwort des Propheten.

Frau von Beauvau konnte den Eindruck, den Cazotte's Worte machten, nicht mehr verwinden, sie hob die Tafel auf und ging in den Salon; vergebens versuchte man dort das Gespräch zu ändern, es war unmöglich. Nach wenig Minuten war die ganze Gesellschaft wieder um Cazotte, der sinnend am Kaminsimse lehnte, versammelt.

„Werde auch ich in der Zeit umkommen?" fragte ihn der reiche Generalpächter Lepelletier de Saint Fargeau.

„Sie werden für eine Nachgiebigkeit, die ein Verbrechen sein wird, von der Hand Ihrer eigenen Freunde sterben!"

Aschfahl trat der Generalpächter zurück.

Jetzt begann die geistvolle, aber häßliche Frau von Grammont: „Sie sind unbarmherzig, Herr von Cazotte, Sie machen uns böse Träume und entzaubern uns die Zukunft, die so schön und lachend vor uns stand, gänzlich. Zum Glück haben wir Frauen nichts von den Revolutionairs zu fürchten. Man bestraft die Frauen, welche sich in Staats-Angelegenheiten mischen, mit dem Exil, das ist Alles."

„Das ist nicht Alles," entgegnete Cazotte unerbittlich, „denn die Revolution verfährt anders!"

„Wie so?" rief die Herzogin von Choiseul, indem sie ihre Schwägerin anblickte.

„Weil," entgegnete Cazotte, „weil die Freunde der Vernunft und Philosophie auch das schöne Geschlecht nicht schonen werden. Auch die Köpfe, viele Köpfe von Frauen werden unter dem Henkerbeile fallen!"

„Sie predigen das Ende der Welt!" riefen die Damen außer sich.

„Kann sein," antwortete Cazotte unbewegt, „aber gewiß ist es, daß man Sie und viele andere Damen auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, zum Schaffot führen wird."

„Unheilverkünder", rief die lebhafte Grammont, die Anwesenden anblickend, „Ihre Prophezeiungen sind nichtige, mein herzöglicher Titel sichert mir allein schon zur Hinrichtung eine mit schwarzem Tuch ausgeschlagene Kutsche!"

„Man wird die schwarze Kutsche noch viel vornehmern Damen verweigern, als Sie sind, denn Frankreich wird unter der vollen Herrschaft der Freiheit und Gleichheit sein."

Vergeblich bemühte sich des über Verdienst berühmt gewordenen Premierminsters Choiseul geistreiche Schwester zu lächeln und etwas stockend sprach sie: „Vornehmere Damen als ich — wir werden sehen, dieser Herr versteigt sich noch bis zu den Prinzessinnen von Königlichem Geblüt."

„Und noch höher!" sagte Cazotte mehr für sich als für die Andern.

Die Gesellschaft gerieth in immer größere Aufregung, man

flüsterte lebhaft und Jeder gab sich die größeste Mühe, die Andern zu überzeugen, daß die Aussprüche Cazotte's Ausbrüche eines fieberhaften Wahnsinns seien. Aber keiner überzeugte den Andern, denn keiner war im Ernst der Ansicht, daß der ruhige, milde Mann da ein Fieberkranker oder ein Wahnsinniger sei.

Endlich gelang es Frau von Grammont ein Lächeln zu erzwingen und mit affectirter Ruhe sagte sie: „Ich will wetten, dieser treffliche Herr von Cazotte wird mir nicht einmal einen Beichtvater gestatten bei meiner Hinrichtung!“

„Nein“, entgegnete Cazotte traurig, „Sie werden in Ihrer Todesstunde keinen Beichtvater haben, gnädige Frau; die Vernunft wird allein Priester und Altäre haben; von einem Beichtvater wird keine Rede mehr sein in Frankreich. Der Letzte, der einen Beichtvater haben wird, der Letzte —“ Cazotte stockte plötzlich, wurde noch bleicher, als er schon war, und sein Blick, bis dahin ernst und traurig, wurde entsetzlich.

„Wer wird der Letzte sein, der einen Beichtvater hat? —“ riefen einige Stimmen und alle lauschten in höchster Spannung.

„Sie wollen es wissen? Nun, der Letzte, der einen Beichtvater bei seiner Hinrichtung haben wird, das ist der König von Frankreich, und von allen seinen Prärogativen wird ihm nur diese eine bleiben.“

Einige schrieen auf, mehrere Damen waren nahe daran in Ohnmacht zu fallen und Prinz Beauvau tadelte seinen Freund laut und streng wegen seiner gefährlichen, wenn nicht strafbaren, Behauptungen.

Cazotte ließ sich schelten, er sah den Prinzen traurig an, aber er sagte kein Wort zu seiner Rechtfertigung, was in den Augen der Gesellschaft seinen schrecklichen Weissagungen ein neues Gewicht mehr gab.

Nachdem sich der Tumult etwas gelegt hatte, sagte die Herzogin von Grammont mit ganz ungewöhnlicher Milde: „Herr von Cazotte, da Sie unser Schicksal so genau wissen, so sind Sie gewiß auch von dem Ihrigen unterrichtet?“

„Haben Sie die Geschichte der Juden gelesen?“ fragte Cazotte.

„Gelesen und vergessen!“ antwortete die Herzogin, die sich mit Gewalt wieder in den herkömmlichen Conversationston hinein zwingen wollte.

„Die Belagerung von Jerusalem“, nahm Cazotte das Wort, „nahete ihrem Ende, als man sieben Tage nacheinander einen Mann um die Stadtmauern laufen sah, der den Wehruf erschallen ließ: Wehe dir, Jerusalem! Am siebenten Tage setzte er hinzu: und Wehe mir! Alsbald wurde er von einem mächtigen Steine zerschmettert, den die Römer aus einer Balliste geschleudert hatten.“

Als Cazotte das gesagt hatte verbeugte er sich leicht gegen die Herrin des Hauses, verließ mit langsamen Schritten den Salon und ließ die Gesellschaft in höchster Aufregung hinter sich. Zwar war kaum Einer unter den Gästen im Hotel Beauvau, der nicht die Weissagungen Cazotte's mit dem Munde für Thorheiten erklärt hätte, aber die Rechtschaffenheit des Mannes war so über jedem Zweifel erhaben, daß doch auch nicht Einer war, auf den seine Worte nicht einen tiefen Eindruck gemacht hätten.

Folgen wir dem Propheten hinaus in die Weihnachtsnacht. Es war eine heitere, helle Winternacht, wie sie Paris selten hat; Cazotte hüllte sich fest in seinen langen Mantel und schritt rasch die Straßen entlang, in denen ihm nur wenige Menschen begegneten, denn die zehnte Stunde war nahe.

Als Cazotte in das Viertel des Marais kam, ging er langsamer und blieb bald an diesem, bald an jenem Fensterladen stehen, durch dessen Ritzen helles Licht schimmerte, durch die er Gesänge und fröhliche Stimmen vernahm.

Ueberall, wo Cazotte sah, daß man Weihnachten feiere, erheiterte sich sein ernstes Gesicht und fröhlich schritt er weiter. Endlich klopfte er an eine niedere Thür, hinter der er ein altes frommes Weihnachtslied singen hörte. Die Thür öffnete sich halb und ein gebrechliches Mütterchen fragte hüstelnd: „Wer ist da?“

„Ehre sei Gott in der Höhe!“ antwortete Cazotte.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ fuhr das Mütterchen eifrig fort und ließ den Weihnachtsgast eintreten.

Kaum stand Cazotte in der festlich geschmückten Bürgerstube, in deren Hintergrund die erleuchtete Krippe aufgestellt war, mit

dem Jesuskindlein, so wurde er erkannt und Erwachsene, wie Kinder, drängten sich um ihn mit lautem, herzlichem Jubel.

Cazotte reichte dem stattlichen Hausherrn, der ein Zimmermann war, wie Sanct Joseph dereinst, die Hand, küßte die Stirn der schmucken Hausfrau, beschenkte die Knaben mit allerlei Süßigkeiten, die er bei sich trug, und sagte endlich: „das freut mich, Landsmann, das freut mich, daß Ihr Weihnacht feiert, wie zu Hause im lieben Burgunderland, habe manches Mal an Eures braven Vaters Kamin gesessen in der heiligen Nacht, wenn das geweihte Scheitholz brannte und Ihr die Legende vom heiligen Christ von Dijon hersagtet oder sanget als Kind!"

„Sollt sie auch heute hören, lieber Herr", rief der Zimmermann glückselig; „René, sing' uns das Weihnachtslied noch einmal, mein Sohn!"

Der achtjährige Knabe stellte sich an die Krippe, die mit farbigen Lichtern beleuchtet war, und sang, an der einen Hand seinen Bruder, an der andern sein kleines Schwesterlein haltend, mit kindlich reiner Discantstimme:

In dieser Krippe liegt der Christ,
Der heut' im Fleisch geboren ist,
Der für die Kinder, groß und klein,
Für alle Christen insgemein
In diese Welt gekommen ist:
Vom Himmel hoch, der heil'ge Christ.
In dieser Krippe liegt Er fein
Im Stall bei Ochs und Eselein;
Sein freut sich nicht die Menschheit nur,
Ihm jauchzt die ganze Creatur,
Und wer kein blinder Heide ist,
Singt heut' dem lieben heil'gen Christ!
Das Christenkind mit der off'nen Hand
Geht heut' durch das Burgunderland;
Die Rebenberge segnet's ein
Und schenkt dem Weinstock froh' Gedeihn.
Das ist der liebe heil'ge Christ,
Der in Burgund erschienen ist.

Herrn von Cazotte wurden die Augen feucht, das Weihnachtslied seines Heimathlandes, das er in der frühesten Jugend in den Familien der Winzer gehört, rief seine ganze Jugend wach in seinem Herzen.

In tiefer Bewegung schied er von den burgundischen Landsleuten. Er besuchte noch einige Bürgerhäuser, in denen Weihnachten gefeiert wurde; dann trat er durch ein großes, offenes Thor in einen Hof, der hell erleuchtet war. Das war der Hof des Hotels Cossé.

„Ich hab's gewußt, ich hab's gewußt!" sagte Cazotte für sich und eilte freudig auf das Hotel zu, das zwischen Hof und Garten lag. Als er die Thür öffnete, sah er sich in einer weiten Flurhalle, in der in drei riesenhaften Kaminen gewaltige Holzstöße loderten und eine behagliche Wärme verbreiteten. Quer durch die Halle stand eine gedeckte Tafel, auf der die Ruinen mächtiger Braten und ungeheuerlicher Weihnachtskuchen Zeugniß ablegten von den Thaten, die hier schon vollbracht. Um die Tafel aber saß die gesammte Dienerschaft des Hauses, männliche und weibliche, und wurde heiter gescherzt, getrunken und gesungen!

Niemand merkte den Eintritt Cazotte's, denn sie sangen so eben das treffliche alte Lied:

Epheu bring' und Stechpalmbusch,
Hörst Du, Frau?
Röste den Speck, denn der Speck ist so zart,
Bereite die Kuchen auf die gute, alte Art,
Die gute, alte Sitte zu ehren,
Epheu bring' und Stechpalmbusch,
Hörst Du, Frau?
Danke Du Gott, der's wohl hat gemacht,
Denn heute, ja heute ist wieder Weihnacht,
Und Weihnacht halte in Ehren!
Epheu bring' und Stechpalmbusch —
Hörst Du, Frau?

Eine Weile schaute Cazotte in das fröhliche Getreibe, dann schritt er um die Tafel herum, um den Hausherrn zu begrüßen der auf einem Lehnstuhl am Kamin saß. Der in dem Lehnstuhl

saß, war ein kleiner zartgebauter Greis, der im höchsten Alter sein mußte und dennoch gar lustig aus den dunklen Augen ausschaute in das Weihnachtsgetümmel. Der kleine greise Herr war in reicher Hofkleidung, und um seine Schulter hing das breite blaue Band des höchsten Ordens vom heiligen Geist. Da der Greis mit seinen podagrischen Füßen, die in einem Pelz steckten, den Tact nicht stampfen konnte zu dem „Hörst Du, Frau?" wie seine Leute mit aller Macht thaten, so schlug er den Tact dazu mit seinem Stock auf einem leeren Stuhl, der neben seinem Sessel stand. Die Weihnachtsfreude dieses alten Herrn hatte etwas Ansteckendes, Keiner wußte so viel alte Weihnachtsscherze, wie er, und von diesen alten Liedern und Scherzen durfte keiner vergessen werden.

Der heut' so lustige alte Herr aber war einer der vornehmsten Seigneurs in Frankreich und hieß Johann Paul Timoleon von Cossé, Herzog von Brissac, Marschall und Pair von Frankreich. Unstreitig damals der edelste, frömmste und höflichste Edelmann in Frankreich, der sich die Reinheit seiner Sitten und seines Gewissens eben so unbefleckt erhalten hatte unter der Regentschaft, wie unter der Regierung Ludwig's XV., der aber auch Königen und Prinzen gegenüber stets den wahren Edelmannsstolz behauptete. Der Herzog von Brissac hatte schweren Kummer gehabt in seinem Leben, er hatte eine Gemahlin, die er liebte, und diese wurde ihm untreu. Als die Schmach offenbar ward, entfernte er sie vom Hofe. Der König, von den Verwandten der Herzogin bestürmt, bat den Marschall, seine Frau zurückzurufen aus dem Exil, und wollte ihn mit dem Beispiel Anderer trösten. Sire, antwortete Brissac, ich habe alle Arten von Muth, nur den Muth der Schande habe ich nicht!

Ein Prinz, den Brissac zufällig störte, als er so eben eine Dame küßte, rief ihm barsch zu: „Gehen Sie hinaus!"

Brissac verbeugte sich und antwortete: „Mein Prinz, Ihr Herr Vater hätte zu mir gesagt: „Gehen w i r hinaus!" Ihr Herr Großvater aber wäre wirklich mit mir hinausgegangen!"

Der kleine, jetzt so vergnügte Greis, war die Ruine von dem Manne, den seine Zeitgenossen den letzten Ritter Frankreichs nannten.

Endlich bemerkte er Herrn von Cazotte, er war einen Augenblick verlegen, aber auch nur einen, dann rief er heiter mit einer Stimme, die ihren wohllautenden Ton noch immer nicht ganz verloren hatte: „In was für Zeiten wir leben, lieber Cazotte, sonst war meine Halle dicht gedrängt voll Weihnachtsgäste, dieses Jahr habe ich außer Ihnen nur noch einen Gast. Doch sind Sie an Timoleon Cossé's Heerd so willkommen, als wären Sie tausend!"

Der alte Grandseigneur hatte vergessen, daß sich schon seit einer langen Reihe von Jahren keine Weihnachtsgäste mehr eingefunden hatten an seinem Heerde; in seinem Gedächtniß lebten nur die vielen vergnügten Weihnachtsfeste seiner Jugend.

Einige auch schon bejahrte Edelleute, die zum Hause Brissac gehörten, machten Cazotte die Honneurs und ließen ihm sofort in altmodischer Fülle serviren. Cazotte ließ das Alles zu, denn ein Wehren wäre gegen die gute alte Sitte gewesen und bald saß er behaglich neben dem alten Herzog, der in heiterster Stimmung war.

„Wissen Sie, lieber Cazotte, was ich mir wünsche? Nun ich wünsche in einer Weihnachtsnacht zu sterben."

„Herr Herzog, Sie werden in einer Weihnachtsnacht sterben," entgegnete Cazotte.

„Wirklich?" antwortete Brissac mit dem noch halb zweifelnden Lächeln eines Kindes, dem man die Erfüllung eines Wunsches zusagt; dann fuhr er fort, „neulich habe ich mir auch eine Grabschrift gemacht, lieber Cazotte, die wird Ihnen gefallen, sie heißt nämlich: Hier liegt Johann Paul Timoleon von Cossé, siebenter Herzog von Brissac, Einer der Marschälle und Paris von Frankreich. Unter den höchsten Ehren seines Vaterlandes wurde er inne, daß er nur ein armer Mensch sei, und das war seine Stärke bis in den Tod. Bittet für ihn!"

Cazotte antwortete nicht, der alte Herr aber fuhr heiter fort: „Wie ich noch so jung war, da war ich sehr stolz auf meinen Namen Timoleon, war auch wohl ein ganz anständiger Mann, dieser Timoleon, und ein leidlicher Feldherr, ich denke, ich bin das Beides auch gewesen; später aber sind mir doch meine

andern Namen Johann und Paul lieber geworden, viel lieber; nicht als ob ich mich hätte mit den heiligen Aposteln vergleichen wollen, nein, aber wenn ich meine Diener und meine Soldaten im Kriege sich untereinander Johann oder Paul rufen und nennen hörte, dann wurde mir die christliche Gemeinschaft, in die Jeder durch die heilige Taufe tritt, in der die Namen verliehen werden, recht klar und ich fühlte innerlich das christliche Bruderband, das mich mit dem Geringsten meiner Soldaten verband. Ja, ja, lieber Cazotte, weiß wohl, daß mich die Leute einen erschrecklich stolzen Mann schelten, bin's auch, bin's noch gegen Alle, die mir mit dem Namen ihrer Väter, mit dem Rang, den sie bekleiden, mit den Thaten, die sie gethan, entgegentreten, denn mit alle denen kann ich's aufnehmen; bin auch stolz gegen Alle, die mir mit allerlei Nichtigkeiten imponiren wollen, und mir eitel Ansprüche in's Gesicht werfen; bin aber mein Lebtage gegen keinen Armen stolz gewesen, gegen keinen Kranken, gegen Keinen, der meiner Hülfe bedurfte, gegen Keinen endlich, der ein guter Katholik war.

Der Marschall sagte das Alles mit einer Naivetät und Kindlichkeit, die für Cazotte ungemein anziehend waren. Dann unterbrach er sich in seiner Rede und rief seinen Edelleuten zu: „Herr von Boishardi, ich schenke dem braven Ravé zu Weihnachten die Erlaubniß, die kleine Pauline zu heirathen. Sagen Sie's ihm, aber gleich, wenn Sie die Güte haben wollen. Herr von Brancoeur, darf ich Sie bitten, dem Kellermeister zu befehlen, daß er Wein von Bordeaux, recht guten, rothen Wein herauf schickt. Die Leute werden gleich die Gesundheit eines neuen Brautpaares trinken wollen, und dazu muß man einen besseren Wein wählen!"

Als der greise Herzog also seine Aufträge ertheilt, wendete er sich wieder zu Cazotte und sprach: „Lieber Weihnachtsgast, wollen Sie nicht vielleicht mal dort zu der jungen Frau gehen, die da neben Alain Laurin, meinem Haushofmeister, sitzt? Sehen Sie, ich möchte gern wissen, wer sie wäre. Sie trat, mein erster Weihnachtsgast heute, mit christlichem Gruß in die Halle, eine Weile schon vor Ihnen. Wir haben natürlich nicht gefragt,

sondern sie eingeladen Platz zu nehmen, und nun sitzt sie dort und nimmt doch nicht Theil an der Freude, sondern, ich hab's genau gesehen, zerdrückt zuweilen eine Thräne in dem Auge. Vielleicht kann ich ihr helfen. Nicht wahr, Sie sprechen mit ihr, lieber Cazotte?"

Cazotte ging und setzte sich auf einen leeren Platz neben der jungen Frau nieder, die von außerordentlicher Schönheit war, aber die Kleidung des niederen Bürgerstandes trug. Forschend ruhte Cazotte's Blick eine Weile auf dem stolzen, schönen Angesicht der Frau, dann sagte er freundlich: „Sollte ich Sie nicht schon gesehen haben, liebe Frau?"

Mit weicher Stimme antwortete die Frau sichtlich tief bewegt: „Ich freue mich, daß Sie sich meiner wenigstens dunkel erinnern, Herr von Cazotte, ich bin Margoton Morlier aus der Kastanienschmiede in Rhodez!"

„Oh, wie sind Sie groß und schön geworden, liebe Margot!" rief Cazotte erfreut und überrascht zugleich; „aber mein Gott," setzte er darauf verwundert hinzu, „wie kommen Sie hierher nach Paris, in dieser Kleidung, in das Haus des Herzogs von Brissac?"

„Sie wissen also gar nichts von meinem Schicksal?" fragte Goton dagegen mit finsterm Stirnrunzeln. Auf Cazotte's Verneinung kämpfte Margotons Hochmuth eine Weile, dann siegte der Drang in ihr, sich mitzutheilen und das gepreßte Herz zu erleichtern.

Sie begann halb scheu und flüsternd: „In meines Vaters Hause machte mir der Ritter von Clugny Liebesanträge, er gewann mein Herz, denn mein Auge hing an dem schönen Mann, und mir war der Gedanke so lockend, daß man mich „gnädige Frau" nennen werde, daß ich leben solle in dem Kreise der Großen und daß vielleicht selbst der König mit mir reden werde. Ja, ja, das war's, was dem Ritter von Clugny mein Herz gewann und als er es einmal gewonnen, da hielten mich weder meines Vaters Zorn, noch meiner Geschwister Trauer in der Kastanienschmiede; ich ging mit meinem Bruder, dem Vicar, der auch für die neue Lehre ist von der Gleichheit aller Menschen, hinauf auf die Sanct Hubertus-Pfarre bei uns im Walde von

Sarsanne. Da hat mich der Abbé Chaumette getraut mit dem Ritter von Clugny, der aber hat mich mit nach Paris genommen und ich wohne nur wenige Schritte von hier im Hause seines Vaters, des Barons von Ravachon."

Margoton hielt inne. Sie erwartete offenbar ein Wort Cazotte's; Cazotte aber schwieg und blickte traurig in das schöne Antlitz der jungen Frau, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm saß. Der lang unterdrückte Drang sich mitzutheilen zwang Margot weiter zu reden und hastiger sprach sie: „Herr von Cazotte, mein Mann hat mich entsetzlich betrogen, er, der so viel spricht von der Gleichheit aller Menschen, er hat nicht einmal den Muth, mich seinen Verwandten als seine Frau vorzustellen; in die Kreise der Großen kann er mich nicht einführen und bei Hofe mir keinen Zutritt verschaffen. Sagen Sie nicht, Herr von Clugny werde mir durch seine Liebe ersetzen, was mir die Ungerechtigkeit der Gesellschaft versagt; nein, sagen Sie das nicht, denn er wird es nicht. Können Sie sich denken, daß dieser Mann mich nie geliebt hat? daß er nur darum mich zu seinem Weibe genommen hat, um sich vor seinen Genossen mit seinem Erhabensein über Standesvorurtheile brüsten zu können? Das hat mir der adlige Herr selbst gesagt vor einiger Zeit, als er der Reize meines Leibes überdrüssig zu werden begann. So verfährt der Edelmann mit dem Glück und dem Leben eines Mädchens, das ihm ihre ganze Familie geopfert. Nun sitze ich einsam in dem alten Hause da drüben, bin wie die Fledermaus in der Steinkluft, weder Vogel noch Maus, bin die Frau eines Edelmanns und doch nicht von Adel, bin ein Bürgerkind und doch nicht mehr bürgerlichen Standes. Ja, ja, eine Fledermaus!" schloß die junge Frau und hielt beide Hände vor ihr Antlitz; durch die schönen, zarten Finger aber tropften helle Thränen.

Cazotte hatte der Erzählung Margoton's mit höchster Theilnahme gelauscht, tiefer Schmerz ergriff ihn, denn er war ein Freund Augustin Morlier's und er sahe, daß dieses Kind verloren war.

Leise fragte er: „Und warum kamen Sie in das Haus des Herzogs von Brissac, liebe Margot?"

Die junge Frau nahm die Hände vom Gesicht und entgegnete verlegen: „Ach, ich bin so sehr einsam, tagelang sehe ich Herrn von Clugny nicht, Niemand kommt zu mir, Niemand kümmert sich um mich, und ich bin sonst mein Lebtag nicht allein gewesen; meine liebe Louison und mein Vater und meine Brüder und unsere Freunde, sie waren ja stets um mich, und ich war ihr Stolz, und nun Keiner, Keiner! Ach, sehen Sie, Herr von Cazotte, heute ist Weihnachten, und da sah ich die Kastanienschmiede, mein Vaterhaus und alle die Meinen vor mir. Da litt's mich nicht länger in der Einsamkeit, ich mußte Weihnachtsfreude sehen, wenn ich sie auch nicht theilen konnte. Von meiner Dienerin hatte ich ganz zufällig erfahren, daß von allen Edelleuten in diesem Quartier nur der edle Marschall von Brissac noch das Weihnachtsfest in guter altherkömmlicher Weise feiere. Ich sah aus meinen Fenstern die festliche Erleuchtung des Hofes, ich schwankte mehrere Stunden, dann konnte ich es nicht mehr aushalten in meiner schaurigen Einsamkeit. Ich bin hierhergegangen, man hat mich gastfreundlich aufgenommen, ich habe fröhliche Weihnachtsgesichter gesehen, aber der Anblick der Fröhlichen hat mich nur noch trauriger gemacht. Ich passe auch hier nicht her; arme Fledermaus, geh du in deine finstre Einsamkeit, dein Platz ist nimmer, wo Licht ist und Freude!"

Cazotte drückte theilnehmend leise die Hand der armen Frau, dann sagte er freundlich: „Und führt Sie Herr von Clugny nirgend in Gesellschaft, Margot?"

„O ja, mein Herr, aber in Gesellschaft, wo man mich anstarrt, mir unverschämte Dinge sagt, wo man lästert, flucht und Punsch trinkt, wettet, zankt und Taback raucht, kurz in eine Gesellschaft von jungen, ungezogenen Männern, die sich jegliche Mühe geben, sich wie die Engländer zu betragen, eine Gesellschaft, in der ich nie Frauen sehe, eine Gesellschaft, in der ein Ton herrscht, roher und schlechter, als der in dem geringsten Bürgerhause zu Rhodez. Diese Herren Edelleute können den Punsch, das englische Getränk, nicht vertragen, werden halb trunken, streiten sich unaufhörlich und prügeln sich dann mit den Fäusten. Oh, mein Herr, ich habe geglaubt, das Edelleute mit

dem Degen fechten, aber ich habe einigen entsetzlichen Prügeleien beigewohnt. Herr von Clugny sagt, das sei englische Sitte, und der Faustkampf allein sei eines freien Volkes würdig!"

Cazotte lächelte trübe, dann stand er auf, bat Margot, zu warten, und ging wieder zu dem alten Herzoge. Der empfing ihn sichtlich neugierig.

„Das ist eine junge Frau aus der Rovergne, Herr Herzog," sagte er, „die hier in der Nähe wohnt. Man feiert in ihrem Hause das Weihnachtsfest nicht mehr, und da ist sie in Ihr Hotel gekommen, Herr Herzog, nur um Weihnachten zu feiern!"

„Das ist schön, das ist recht!" meinte der Grandseigneur kindlich vergnügt.

„Nun leben Sie wohl, mein theurer Herr Herzog!"

„Leben Sie wohl, lieber Cazotte, entgegnete der freundliche Greis, wir Beide sehen uns wieder, hier oder dort, wir brauchen nie Abschied von einander zu nehmen."

Cazotte küßte leise und halb verstohlen Brissac's Hand, der ließ es zu und flüsterte heiter lächelnd in sich hinein: „Er sagte ich würde in einer Weihnachtsnacht sterben und jetzt küßt er mir die Hand — sollte diese Weihnachtsnacht meine letzte Nacht sein? Nun, HErr, wenn Du mich rufst — ein christlicher Krieger ist immer zum Abmarsch bereit!

Cazotte aber ergriff die Hand der Frau von Clugny und sagte freundlich: „Ich will Sie nach Hause führen, liebe arme Margot!"

Die traurige junge Frau ging mit ihm hinaus.

Es waren von dem Hotel Cossé bis zu dem alten Hause des Barons von Ravachon nur wenige Schritte. Cazotte hielt die Hand der jungen Frau in der seinigen und sprach: „Welche Gedanken haben Sie in das Haus des alten edlen Herzogs von Brissac geführt? Die Gedanken an das Vaterhaus, an die Feier des Weihnachtsfestes in der Heimath, den Gedanken denken Sie weiter nach und vergessen Sie nicht, jeden Morgen die Messe zu besuchen; ich werde in den nächsten Tagen zu Ihnen kommen und nach der Tochter meines lieben Augustin Morlier sehen —" Cazotte hielt inne, denn er vernahm vor sich plötzlich ein wüstes

Getöse und sah Windlichter schimmern, er setzte indeß, die junge Frau an der Hand, ruhig seinen Weg fort, bis er sich plötzlich mitten in einer Schaar halbtrunkener Nachtschwärmer sah, die aus jungen Edelleuten und Schriftstellern von der Secte der Philosophen bestand, wie er, an den englischen Fluchworten und der anglomanischen Kleidung der Meisten erkannte.

„Ein Hurrah für den alten Burschen mit seinem Liebchen!“ schrie einer der Nachtschwärmer.

„Hipp! Hipp! Hurrah!“ stimmte ein Anderer an.

„Hurrah!“ brüllten sämmtliche Philosophen aus vollem Halse.

„Wir haben Dir die Ehre des Platzes gemacht, alter Sünder, jetzt zeig uns Deiner Dirne Angesicht, Lichter her! Lichter hierher!“ rief's von allen Seiten.

Cazotte trat, Margot fest am Arm haltend, einen Schritt zur Seite, zog seinen Degen und rief: „Platz, ihr Trunkenbolde, wage keiner diese Dame anzurühren!“

„Fort mit dem Degen! Boxt den albernen Kerl nieder! Nieder mit dem altmodigen Narren!“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Rivarol!“ sprach Cazotte mit starker Stimme, „ich möchte nicht gern Blut vergießen in dieser heiligen Nacht!“

„Hollah! Wer ist das? der meinen Namen kennt und mir doch seine Degenspitze an die Kehle setzt?“

Indem trat ein Diener mit einem Windlicht näher, ein Schimmer fiel auf Cazotte's ernstes Gesicht.

„Verdamm mich Gott!“ schrie Rivarol sichtlich bestürzt, „das ist Herr von Cazotte! Ruhig, Freunde, kommt! Guten Abend, Herr von Cazotte!“

Die jungen Leute folgten ihrem Führer, wie die Bienen dem Weisel, ohne Weiteres, denn der Name Cazotte's war auch unter diesem unbändigen, mißgeleiteten jungen Adel ein so geachteter, daß Niemand Lust hatte, sich in einen Streit mit ihm einzulassen. Doch unterließen die frechen Wüstlinge nicht, der armen Margot auf's Frechste in's Gesicht zu stieren.

„Weißt Du, wer die wunderhübsche Kleine war, die der wunderliche Cazotte führte?“

„Hübsch war sie, verdamm mich Gott!“ antwortete der Gefragte.

„Es war die Bürgerstochter aus der Provinz, die der hochmüthige Narr, der Ritter von Clugny geheirathet hat, um seine Philosophie zu beweisen.“

„Ein starkes Stück!“

„Wir müssen den Ritter eifersüchtig machen.“

„Auf Cazotte? Das ist unmöglich, überdem ist Clugny so sehr Philosoph, daß es nicht gelingen wird.“ —

Cazotte hatte Margoton bis an die Thüre ihrer Wohnung gebracht und ihr beim Abschiede nochmals versprochen, sie bald wieder aufzusuchen. Dann ging der seltsame Mann, trotz der Kälte, langsamen Schrittes seiner Wohnung zu.

Er wohnte damals im Faubourg St. Germain, an der Ecke der Priestergasse in einem alten, halbverfallenen Hotel, das einer Burgundischen Adelsfamilie gehörte, welche seit vielen Jahren schon nicht mehr, auch nicht im Winter, nach Paris kam und es dem alten Castellan nachgelassen hatte, einzelne Wohnungen in dem weitläuftigen Gebäude zu seinem Vortheil an Personen von Stande zu vermiethen.

Cazotte trat durch eine Seitenpforte in den Flügel des Hotels, in welchem seine Wohnung belegen war. Die Treppe war schlecht erleuchtet, und ermüdet stieg er die steilen Stufen aufwärts. In dem Vorzimmer fand er Licht und seinen Diener, einen jungen Menschen, der ihn davon benachrichtigte, daß der Abbé Claude Fauchet ihn erwarte.

„Zu so später Stunde, lieber Fauchet?“ begrüßte Cazotte im Eintreten einen jungen Mann von außerordentlicher Schönheit, in dessen Antlitz jeder Zug Milde und Wohlwollen war, der am Kamin saß und in einem Buche blätterte.

„Cazotte, mein theurer Cazotte,“ entgegnete Fauchet mit leuchtenden Augen und klangvoller Stimme, „Sie mußten der Erste sein, dem ich die Freudenbotschaft mittheile, die mir in dieser gesegneten Nacht zu Theil geworden, darum bin ich hierher gekommen und bin nicht von der Stelle gewichen, bis jetzt.“

Cazotte's ganzes Gesicht strahlte in Erwartung der freudigen Mittheilung.

„Nach der Lichtermesse," erzählte Fauchet, „ließ mich unser Herr Erzbischof rufen und kündigte mir an, daß ich am zweiten Weihnachtstage in der Schloßkirche zu Versailles zu predigen habe; ich sei auf seinen Vorschlag zu einem der Prediger des Königs ernannt worden. Denken Sie, theurer Cazotte, welches schöne Amt, den Großen des Landes zu predigen! welchen Segen kann ich da stiften! Der König verlangt Wahrheit, der Herr Erzbischof erwähnte es ausdrücklich, nun, er soll die lautere Wahrheit des Evangeliums hören."

Noch eine Weile blieben die Beiden im Gespräch, und Cazotte sah dem schönen, für seinen hohen Beruf so begeisterten Priester mit freundlichen Blicken lange nach, als sich die Thür schon hinter ihm geschlossen. Plötzlich veränderte sich sein Gesicht, seine Augen wurden trübe, füllten sich mit Thränen, und in schmerzlicher Bewegung rief er aus: „Und auch er wird untreu erfunden werden in der schweren Stunde der Prüfung, auch er wird abfallen von Gott und König, und er büßt für seine Verbrechen auf dem Henkerblock! —"

Cazotte stützte sein Angesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Am andern Morgen, am ersten Feiertage gegen Mittag, als die Glocken das Hochamt einläuteten, ließ die Connetablie, der hohe Hof der Herren Marschälle von Frankreich, Trauer ansagen für den hochgeborenen, sehr erlauchten und sehr mächtigen Herrn Johann Paul Timoleon von Cossé, Herzog von Brissac, Marschall und Pair von Frankreich, der in der Weihnachtsnacht eines seligen, schmerzlosen Todes gestorben!

Viertes Kapitel.

Der König von Frankreich.

Der zauberische Glanz, mit welchem Ludwig XIV. seinen Thron und sein Reich umgeben, war so dauerhaft gewesen, daß er selbst der schmutzigen Regentschaft Philipp's von Orleans, selbst dem miserablen Regimente Ludwig's XV. und den physiocratischen und den anderen Experimenten der Minister Ludwig's XVI. widerstanden hatte, und sogar in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch nicht ganz verwischt und ausgelöscht war.

Die Franzosen haben wohl Recht, Ludwig XIV. kurzweg „le grand monarque“ zu nennen. Noch heute ist auf fast allen großen Schöpfungen in Frankreich seine Signatur unverkennbar; vom Invalidenhotel bis zum großen Kanal, von dem aufgepflanzten Bajonnet bis zu der Steuerpacht ist Alles noch — Louis le grand. Die Revolution verstand sich nur auf's Zertrümmern, und das Beste, was Napoleon als Regent geleistet, war Ludovicus redivivus. Vergeblich haben sie andere Wege gesucht und andere Weisen. Keiner hat Frankreich und die Franzosen je so verstanden und zu regieren gewußt, wie dieser große, aus Gußstahl und Gold zusammengeschweißte Egoist. Die Klügeren seiner Nachfolger haben seine Wege zu verfolgen versucht, wenn sie ihn auch nicht erreicht haben. Und um nur Eins zu nennen — wo ist die Flotte Frankreichs, die einst den weißen Pavillon in die fernsten Meere trug? Sie ist unter seinen Nachfolgern verkümmert, von der Revolution zertrümmert, und weder Napoleon, noch was nach ihm kam, hat in einem halben Jahrhunderte vermocht, wieder eine Flotte zu schaffen, die Frankreich den Rang zurückgegeben hätte unter den Seemächten, den es unter dem großen Könige einnahm. An allen großartigen Bauten, Instituten und Einrichtungen, Werken der Kunst und Literatur, die Frankreich aus der Zeit Ludwig's XIV. noch besitzt, ist seine Löwenklaue bemerklich.

Wohl wurde es den Regenten und Politikern, die nach Ludwig XIV. mit Frankreich Bündnisse schlossen, oder Kriege führten, bald klar, daß sie für sich oder gegen sich nicht mehr

eine wirkliche Macht, sondern nur den Glanz und Schimmer einer solchen hatten. Aber dieser Glanz war so blendend, daß er wie wirkliche Macht in die Waagschaale fiel, und war so solide, daß er selbst Tage von Roßbach überdauerte, und zwar so überdauerte, daß der Herzog von Braunschweig, der ersten Helden König Friedrich's Einer, der die Franzosen in so mancher Schlacht geschlagen, versichern konnte, daß sowohl er, als jeder seiner Generale es sich zur größten Ehre rechnen würde, in die Dienste des Königs von Frankreich zu treten. Das war kein leeres Compliment, sondern die Wahrheit.

Wie nun dem Auslande der Verfall der französischen Macht nicht entgangen war, und wie es trotz dem noch immer geblendet war von dem Schimmer dieser zerfallenden Macht, so war es auch den Einsichtigeren in Frankreich selbst, den denkenden Patrioten und den Staatsmännern nicht entgangen, daß das gewaltige Königthum Ludwig's XIV. nach und nach in sich selbst zusammenbrach, daß ein moralisches Band nach dem anderen locker wurde, sich löste und abfiel. Dennoch war auch hier der Schimmer der dahin schwindenden Königsmacht so glänzend und blendend, daß er die Einzelnen wie die Massen blind machte gegen die Gefahr, welche die ganze französische Gesellschaft lief, unter den Trümmern des schimmernden Riesenbau's begraben und zerschmettert zu werden.

Ein rechtes Bild dieser nur noch blendenden Monarchie bot in den letzten Jahren vor der großen Katastrophe der Haufen von Pallästen, den man das Versailler Schloß nannte.

Man hat gesagt, Versailles sei eine versteinerte Laune Ludwig's XIV. In diesem Falle hat nie ein Mensch eine riesenhaftere Laune gehabt. Aber das ist nicht richtig. Ein tiefer, politischer Gedanke, nicht eine Laune, hat Versailles geschaffen. Das Königthum Ludwig's XIV. gehörte nicht nach Paris, paßte nicht nach Paris. Diese tumultuarische Hauptstadt des Reichs wird stets einen Druck ausüben auf das Königthum, das in ihrer Mitte wohnt, sie wird jedes Königthum beherrschen, oder zerdrücken. Ludwig der Große aber zwang Paris, zu ihm nach Versailles zu kommen, und dort seine Wünsche und Bitten an

den Stufen des Thrones niederzulegen. In dem Louvre, oder in den Tuilerien, tritt ganz Paris vor den Thron, und wenn einige hunderttausende zugleich bitten, so hat das Abschlagen solcher Bitten gewisse Schwierigkeiten. Daß aber nach Versailles nicht ganz Paris kam, dafür sorgten drei Dinge: die Entfernung, der ungebrochene Respect vor dem Throne und der Herr Gouverneur von Isle de France mit den königlichen Haustruppen.

Dieses prachtvolle und grandiose Versailler Schloß bot von Weitem, bis zur Revolution noch ganz jenen imposanten Anblick, wie zur Zeit des großen Monarchen. Das war aber nicht der Fall, wenn man näher kam und in die Hallen trat, in denen mit jeder Treppe, mit jeder Säule fast, eine historische Erinnerung verknüpft war.

Die Regentschaft hatte nichts für das Schloß gethan, Ludwig XV. hatte unköniglich geknausert und nur die allernothwendigsten Reparaturen vornehmen lassen, auch fühlte er sich nicht wohl in den weiten Räumen; er hatte eine Ahnung davon, daß sein Königthum zu klein sei für diese Größe. Er zog sich gern in die „kleinen Gemächer" zurück, in denen sybaritischer Luxus die grandiose Prächtigkeit verdrängt hatte. So solide nun auch Ludwig XIV. und sein Mansard gebaut, so gab sich doch, da die pflegende Hand ganz mangelte, gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. ein gewisser Verfall kund. Die Vergoldungen wurden blind, die Holzarbeiten vermorschten, die Thürverkleidungen senkten sich, die Thüren selbst schlossen nicht mehr in den Fugen, Plafonds und Wände bekamen Risse, Schornsteine sanken ein und über lebensgefährlich gewordene Marmortreppen schlug man schlechte Holzstufen, nur um die Passage nicht zu unterbrechen, nicht um zu erhalten. Sturm und Wetter zertrümmerten die Scheiben, oder warfen ganze Fenster mit Kreuz und Flügeln in die Zimmer. War das Zimmer unentbehrlich, so wurde das Fenster wieder nothdürftig hergestellt, kurz man flickte jammervoll herum an dem grandiosen Schlosse, das man nicht zu erhalten vermochte.

Nach und nach hatte man sich an diese Wirthschaft gewöhnt. Ludwig XVI. war groß geworden in diesem Treiben, und er that seit seiner Thronbesteigung um so weniger etwas für die Wiederherstellung des Schlosses, als er den Aufenthalt daselbst nicht

liebte und wie die Königen die Schlösser, wie Marly, Trianon, Choisy und Andere vorzog. Die ganze Nachkommenschaft Ludwig XIV. war nicht gern in Versailles. Das Einfache, Natürliche, Ländliche und Bürgerliche, das damals von England und Amerika aus Mode wurde und in seiner lächerlichen Uebertreibung grade dem Königthume in Frankreich so unendlich geschadet hat, paßte selbstverständlich nicht in jene Räume, die alle auf die glänzende Repräsentation einer unnahbaren Monarchie berechnet waren.

Der König und die Königin gingen in Klein-Trianon spazieren, Arm in Arm, pflückten Pflaumen und Blumen, sahen die Kühe melken und spielten „Königlich schlecht" ihre Rollen auf dem kleinen Theater in idyllischen Stücken. Die Theaternarrheit hatte damals den höchsten Gipfel erreicht in Frankreich und die ganze Nation angesteckt. Alles spielte Komödie und die ganze Begeisterung für Einfachheit, Natürlichkeit und Bürgertugend, die bei dem jungen Königspaar ungeheuchelt und eine Wahrheit, zugleich aber ein Fehler und eine Unklugheit war, wurde bei den Hofleuten und der ganzen großen Gesellschaft zur leeren Komödie.

Gingen doch Ehegatten, die in der Liederlichkeit alt geworden, seit Jahren sich nicht um einander bekümmert hatten, wieder Arm in Arm miteinander auf der Versailler Terrasse spazieren, und duldeten die Qual des Beisammenseins einzig und allein nur, um dem Könige und der Königin zu gefallen. Unter Ludwig XVI. gab es bei Hofe zwar keine Maitresse en titre mehr; die Unsittlichkeit durfte sich nicht mehr prunkend neben den Thron setzen. Aber es war damit allein noch nichts gewonnen, daß der König zu Marly Schlosserarbeiten machte und die Königin in Klein-Trianon mit dem Milcheimer am Arme ging.

Und wie der König, machten es seine Brüder. Der Graf von Provence hatte eine Aversion gegen Versailles, er saß zu Brünoy und lernte den Horaz auswendig, oder redigirte die prächtige Quart-Ausgabe des Ariost, die er auf seine Kosten drucken ließ. Die Gräfin von Artois baute sich la Bagatelle, um Versailles entfliehen zu können, und ihr chevaleresker Gemahl war überall, wo's lustig herging. Selbst die Tanten des Königs,

die Prinzessinnen Töchter Ludwigs XV., zogen jetzt den Aufenthalt auf einem Landhause vor, und kaum war Madam Elisabeth, des Königs Schwester, etwas erwachsen, so erhielt sie ein eigenes Haus. So vereinzelte sich die Königliche Familie, und der gemeinsame Königliche Haushalt, den der große Aeltervater geschaffen, ging in Stücke.

Alles das, so unbedeutend es scheinen mag, verrieth nicht nur den Verfall des französischen Königthums, sondern trug auch wesentlich dazu bei, diesen Verfall zu beschleunigen.

Ein anderer Monarch kann Manches thun, was ein König von Frankreich nie thun darf, nie ungestraft thut. Die Popularität Heinrichs IV. begründete sich nicht auf das vielbesprochene Sonntagshuhn im Topfe des Bauern, sondern auf das Schwert, das er bei Ivry und Courtray schwang und auf die großen Siege, die er mit der kleinen Gentilhommerie aus dem Südwesten erfochten. Nie war ein französischer König so bewundert und verehrt, wie Ludwig XIV., und gerade er war der unnahbarste aller Monarchen.

Ein französischer Herrscher, der populär in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes sein will, wird dem französischen Volke, wie es nun einmal geartet ist, sofort den Gedanken einflößen, daß es ihn strafen könne durch seine Ungunst, weil er seine Gunst als einen Preis erstrebt, und diesem Kitzel, einem Herrscher sein Mißfallen kund zu geben, dem hat das französische Volk nie widerstanden. Ludwig XIV. suchte nie Popularität, und darum ist er noch heute im Munde des Volks: der große König, der große Monarch.

In dieser Zeit, wo Hof, Adel und Geistlichkeit, das edle junge Königspaar an der Spitze, von einer irrigen Vorstellung befangen und geflissentlich mißgeleitet, um die Wette die Schranken zu beseitigen suchten, welche die Sitte seit der Väter Tagen geheiligt; wo die frivole Laune der Großen dem Neide und der Mißgunst der Kleinen leichtsinnig die Hand reichte und die revolutionäre Doctrin selbst den Besseren für Weisheit galt, da waren es die gesunden Theile des Bürgerstandes allein, die im naiven Erstaunen über die sonderbaren und schwankenden Maßnahmen

der Regierung ihrem Mißfallen Worte zu geben wagten und hinter ihren uralten, hochgehaltenen Privilegien und Corporationen verschanzt, wenigstens eine Art von Widerstand versuchten gegen die Revolution von oben. Aber seitdem Turgot, der praktische Physiokrat, — mit diesem sonderbaren Namen bezeichnete sich jene Schule politischer Philosophen, die ihre auf die Manufactur angewandten Doctrinen auch auf die Agricultur zu übertragen suchten, — eine so weite Bresche gelegt in die einst so feste Stellung des Bürgerstandes, da war auch dieses Bastion nicht mehr sturmfrei und die Bresche blieb practicabel für die Revolution, trotz der ehrenhaften Bemühungen Einzelner.

In dieser Zeit sah man an einem Sommertage zwei Männer am Fuß der Terrasse im Versailler Garten auf- und abgehen, die mit sichtlicher Ungeduld zu warten schienen. Zwei Männer, denn ob es Herren vom Hofe, ob Edelleute, ob Bürger, ob Ouvriers waren, das wäre nach ihre Kleidung schwer zu unterscheiden gewesen. Die affectirte Einfachheit, welche schon den Geschmack tyrannisirte, hatte den höheren Ständen bereits jedes äußere Unterscheidungsmerkmal genommen. Der Adel trug keine Federn, keine Spitzen, keine Bänder und keine Stickereien mehr, und selbst der „talon rouge“, der rothe Absatz der Schuhe, sonst eine beneidete Auszeichnung des hoffähigen Adels, war verschwunden. Die politischen Freunde des um seine Freiheit kämpfenden amerikanischen Volkes machten sich eine Ehre daraus, in groben Tuchröcken, Manchesterbeinkleidern und plumpen Schuhen, den Stock in der Hand, sich unter das Volk zu mischen. Da aber das ganze Auftreten dieser mehr oder minder hochgeborenen Freiheitsfreunde nicht zu dem Wesen des Volkes paßte, so fehlte es nicht an Neckereien und nicht an Reibungen. Das Volk aber, das nie darauf gekommen wäre, sich mit einem Edelmanne in galonnirtem Kleide, mit Federhut und Degen zu streiten, das fand sich natürlich auf dem Fuße der Gleichheit mit den Herren im Tuchrocke und mit dem Stocke, und bei dem Austrag der Streitigkeiten wußte das Volk den Stock, wie sich von selbst versteht, besser zu führen als der Adel. — Die Folgen liegen auf der Hand. Kurz, auch die freiwillige Aufgabe der unter-

scheidenden Kleidertracht von Seiten des Adels förderte die Revolution.

Die beiden Männer aber, deren wir so eben Erwähnung gethan, gehörten zu dem Adel des Königreichs, und wenn ihr Geschlecht auch nicht eben berühmt war, so ist doch ihr Name nur zu berühmt geworden. Der Jüngere von Beiden war ein hübscher unbedeutender Jüngling von nicht zwanzig Jahren, der Aeltere groß, mager, blaugraue Augen in dem Angesicht mit den stark hervortretenden Backenknochen, war kaum ein Sechsziger, aber der hohle Husten, die zusammengesunkene Brust und die gebrochene Haltung verriethen einen Mann, mit dessen Lebenskräften es zu Ende geht. Das Gesicht dieses Herrn zeigte viel Wohlwollen, und obwohl die Augen schön und geistig belebt waren, machte sein ganzes Gesicht doch den Eindruck einer gewissen Beschränktheit, während einzelne Bewegungen ahnen ließen, daß einst eine kräftige Energie diesen Leib beseelt hatte.

Dieser Greis war Anna Robert Jacob von Turgot, Baron von Aulne, der Jüngling war der Graf Robert Amaury von Aulne, Turgot's Brudersohn. —

„Niemand kümmert sich hier um mich jetzt," sagte Turgot bitter, „sonst hing Alles an meinen Lippen."

„Warum sind Sie nicht mehr General-Controleur der Finanzen, Oheim?" entgegnete der Neffe fast unwillig und ganz verdrießlich.

Der einstige Minister sah seinen jungen Verwandten vorwurfsvoll an, einen Augenblick, dann versuchte er zu lächeln und sprach: „Ich will's Ihnen sagen, Amaury. Weil ich kein Franzose bin."

„Wie, Oheim, sind wir noch keine Franzosen, nach Jahrhunderten?"

„Sie haben viele Anlagen dazu, ein Franzose zu werden, mein lieber, kleiner Graf," engegnete Turgot hustend, „mir ist's nicht gelungen. In mir scheint sich der ganze Rest des schottischen Blutes unserer Ahnherren gesammelt zu haben. Ich betreibe Alles ernsthaft, das Vergnügen ausgenommen, die Franzosen aber betreiben nichts ernsthaft, das Vergnügen ausgenommen. Darum bin ich nicht mehr Minister."

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

Turgot faßte die Hand des jungen Mannes und sprach, fortwährend von Hustenanfällen unterbrochen: „Wären Sie noch so viel Schotte, wie ich, Sie hätten mich schon begriffen. Aber ich will deutlich sein. Diese Franzosen amüsiren sich mit der Philosophie. Ich wollte sie in die Regierung einführen. Ich habe eine Thorheit damit begangen, denn die Franzosen werden sich nie philosophisch regieren lassen, sondern nur mit dem Schwerte. Ich habe einen Fehler, eine Thorheit begangen, als ich ernsthaft versuchte, mein System zur Regierung zu machen; aber diese Herren, die mit meinen Ideen spielen, begehen ein Verbrechen, das sich schwer rächen wird. Uebrigens bin ich nicht meiner Thorheit wegen von meinem Amte entlassen. Nein, der Thorheit wegen fällt kein Minister hier. Im Gegentheil, die hält ihn. Ich fiel, wie gesagt, weil ich ernsthaft und consequent sein wollte. Wissen Sie, Amaury, König Ludwig ist edel. Ist auch zu ernst für die Franzosen. Er hätte mich gehalten, aber ich war, wie gesagt, zu consequent in meinem System. Ich unterstand mich, den Verkauf von Fleisch an Fasttagen zu gestatten. Das zog mir vollends den Haß der Geistlichkeit zu, die mir anderer Dinge wegen schon spinnefeind war. Und König Ludwig, der unter Anderem es auch mit der Religion und dem Gewissen ernst nimmt, zog mir seinen Beichtvater vor. Was jetzt geschieht, erfüllt mich mit Entsetzen. Die Franzosen, die jetzt regieren, spielen mit meinen Ideen, wie Kinder mit Feuerbränden. Daraus wird eine Revolution entstehen, während ich eine Reformation der französischen Gesellschaft zu Stande gebracht hätte.“

Der kranke Greis richtete sich stolz auf bei diesen Worten. Er war fest überzeugt von dem, was er sagte. Er sah mit Schrecken eine andere Saat aufgehen ringsum, auf dem Boden, den er ackern geholfen; aber er warf die Verantwortung weit von sich, denn man hatte ihn ja abberufen vom Pfluge, ehe er die Furche bis zu Ende gezogen. Der beschränkte Pflüger hatte den finstern Sämann nicht gesehen, der hinter ihm ging und die Saat des Verderbens ausstreute.

Schweigend standen die beiden Turgot, als ein stattlicher, junger Herr, der die Stufen der Terrasse herabgestiegen war, sich ihnen näherte. Der junge Herr trug eine reiche Jagd-Uniform von grüner Seide, Federhut und Hirschfänger. Die hohe Stirn und die Adlernase, das starke Kinn und die schönen blauen Augen, die eine unendliche Güte und eine seltene Seelenreinheit verriethen, ließen den König von Frankreich, denn es war Ludwig XVI., trotz seiner schon etwas starken, untersetzten Statur, als einen, wenn nicht schönen, doch recht hübschen, jungen Herrn erscheinen.

„Mein lieber Turgot!“ rief der König im Tone wahrhafter Herzlichkeit, als ihm sein ehemaliger Minister entgegen eilte und ihm nicht ohne Rührung die Hand küßte.

Ludwig XVI. war ein Fürst von vortrefflichen Eigenschaften. Er gab sein Vertrauen nicht leicht, wenn er es aber gab, dann gab er es ganz und für immer, Mißtrauen setzte er nur in sich selbst. Sein Herz war voll Pietät und ächter Menschenliebe, und es ist ein schmerzlicher Anblick, zu sehen, wie grade seine Vorzüge diesen edel gesinnten Fürsten, dessen Absichten stets rein waren, in's Unglück stürzten. Aus Pietät gegen die Ansichten seines vor langen Jahren verstorbenen Vaters hatte Ludwig XVI. den Grafen von Maurepas zum vertrauten Minister genommen. Eine schlechtere Wahl konnte ein König von Frankreich unter den damaligen Umständen nicht treffen. Graf Maurepas war ein charakterloser Höfling, dem eine ungerechte Verbannung unter der vorigen Regierung einen ganz unverdienten Schein von Wichtigkeit und Bedeutung gegeben hatte. In seiner erzwungenen Muße, im Exil hatte Graf Maurepas seine ohnehin geringe Geschäftskenntniß ganz verloren, zugleich aber auch die Möglichkeit, sich bei dem sittenlosen Maitressenregiment zu compromittiren. Beides gab ihm einen Anschein von Rechtlichkeit, Sittenreinheit und Gradheit, von welchen Tugenden er in der Wirklichkeit nicht eine einzige besaß. Dieser geschmeidige Greis, der mit zunehmendem Alter auch die Fähigkeit zu sündigen verloren hatte, war nie im Besitze der Kraft gewesen, etwas Großes oder Gutes zu leisten. Der früh verstorbene Dauphin, Ludwig's XVI. Vater, hatte ihn

seinem Sohne empfohlen und der junge König sah in seinem vertrauten Minister nur den edlen Greis, den Freund seines Vaters, und liebte ihn mit einer rührenden Anhänglichkeit. Als Maurepas starb, sagte der König wehmüthig: so werde ich also nun nicht mehr den Schritt meines Freundes Morgens über mir hören! Herrn von Maurepa's Wohnung war im Versailler Schloß grade über den Gemächern des Königs.

Graf Maurepa's Einfluß aber war von den ungünstigsten Folgen auf den jungen König. Dieser eitle Greis, der in seiner vollendeten Nichtigkeit von Staatsgeschäften gar nichts verstand, war stets bereit, dem Könige neue Männer zu Ministern vorzuschlagen, wenn er nur überzeugt war, daß er von denselben in seiner persönlichen Stellung nichts zu befürchten habe. Machte sich ein Minister irgend wie, rechts oder links, Feinde, so war Graf Maurepas der erste, der ihn verließ, um nur auf keine Weise als sein Beschützer zu erscheinen, um ja keinen Theil der Feindschaft auf sich zu ziehen. So wurde es durch Maurepas möglich, daß die verschiedensten Männer in die Ministerien des Königs kamen, daß die verschiedensten Experimente angestellt wurden, die aber doch alle insofern sich ähnlich waren, als sie alle die große Katastrophe beschleunigten.

Das Motto der Regierung Ludwig's XV. ist: aprés nous le déluge! Das Motto der Regierung Ludwig's XVI. lautet: ordre, contreordre, désordre!

Wenn nun ein so nichtiger, frivoler Hofmann, wie Maurepas, auf seines Königs Pietät gestützt, einen solchen Einfluß gewinnen und bis an sein Lebensende behaupten konnte, so ist es gewiß nicht zu verwundern, daß ein geistig hochbegabter Staatsmann, wie Turgot, der wirklich Ideen, wenn auch leider falsche nnd revolutionaire, hatte, Ludwig XVI. eine große Achtung einflößte. Dabei muß man nicht vergessen, daß sich Turgot in untergeordneten Stellungen, namentlich als Intendant von Limoges, in der That Verdienste erworben hatte. Außerdem besaß Turgot im höchsten Grade das gesellschaftliche Talent, sich persönlich auf angenehme Weise geltend zu machen. Er kannte die Literaturen fast aller Völker

und glänzt noch heute in der französischen Literatur als geschmackvoller Uebersetzer Virgil's, Ossian's und Klopstock's.

Trotz alledem hatte sich Turgot nicht zu behaupten vermocht, denn, als er in Conflict mit der Geistlichkeit gerieth, ließ ihn Maurepas fallen. Fast alles, was Turgot befohlen, wurde nun durch einen Gegenbefehl kurzweg sistirt, oder zurückgenommen. Dadurch glaubte die Staatsweisheit seiner Nachfolger die Ordnung wiederhergestellt zu haben, hatte aber nur die bodenloseste Verwirrung herbeigeführt; denn Turgot's Thätigkeit war rein negativ gewesen, und leider läßt sich nicht Alles, was auf einen Befehl von Oben zerbrochen und zerstört ist, durch einen Befehl von Oben wiederherstellen.

Der König hatte wohl ein dunkles Gefühl von diesem Zustande, er theilte nicht ganz das riesenhafte Selbstvertrauen, das Herr von Calonne besaß, der durch die Flüssigmachung aller Hülfsmittel und durch die Anstrengung des Credits, so weit es irgend möglich war, den Schein des Ueberflusses wirklich auf eine kurze Zeit zu verbreiten wußte und, auf diesen Schein gestützt, den Staats-Credit herzustellen gedachte. In dieser Zeit, wo der König noch nicht ganz davon überzeugt war, daß Calonne mit seinem leichtsinnigen Systeme völlig scheitern müsse, aber keinen Falls die entsetzlichen Folgen dieser Wirthschaft übersah, war es, wo er mit seinem ehemaligen Minister an der Versailler Terrasse zusammentraf.

Turgot hatte die Absicht gehabt, seinen jungen Brudersohn der Gnade des Königs zu empfehlen. Das that er auch, indem er den Grafen dem Monarchen persönlich vorstellte; aber der alte Staatsmann hatte noch eine andere Absicht gehabt, als er die Bitte an den König gerichtet ihm eine Privat-Audienz ohne Aufsehen zu bewilligen. Er wollte seinem Könige einen Wink über Calonne's Finanzwirthschaft geben.

Ludwig XVI. hörte ihn ernst und ruhig an; aber es war nicht in seiner Art, direct etwas auf dergleichen Vorstellungen zu erwidern, obgleich das, was Turgot sagte, sichtlich Eindruck auf ihn machte. Der König war verlegen und fühlte sich nicht

wenig erleichtert als ein derber, munterer Knabe, von etwa vierzehn Jahren, leicht und elegant gekleidet, plötzlich die unteren Stufen der Terrasse hinuntersprang und, einen prachtvollen Sonnenschirm in der Hand etwas verlegen vor dem Könige stehen blieb.

„Erkennen Sie den Knaben wieder?“ sagte der König, und fuhr dann fort: „es ist der Jacob Armand aus Saint Michel bei Lüciennes, der Pflegesohn der Königin. Es wird der Königin eine Freude sein, Sie einmal wieder zu sehen, mein lieber Herr von Turgot!“

Seufzend folgte der ehemalige Minister dem Könige, welcher der Königin entgegenging, die so eben, von ihrer ersten Kammerfrau, der Frau von Misery, gefolgt, die Stufen herabkam.

Marie Antoinette war damals, ohne eine regelmäßige Schönheit zu sein, doch vielleicht die reizendste Erscheinung am französischen Hofe; ihre Figur hatte gerade die rechte Fülle, ihr Blick erinnerte an die große Maria Theresia, ihre kaiserliche Mutter, ihr Ernst war mild und ihre Freundlichkeit hinreißend. Wer sie sah, begriff, daß sie auf den Thron der alten schwerfälligen, aber kostbaren nnd prächtigen Hoftracht, an der wenig zu ändern war, die Laune der Mode setzen konnte; er begriff, daß sie es wagen durfte, die Mode bis zur Geschmacklosigkeit zu treiben, denn ihr stand Alles wunderbar gut. Aber er begriff auch den Haß von hundert und aber hundert Damen, die in der Modekleidung, welche die Königin erfunden, abscheulich aussahen. Ein Haß, der schwere Folgen gehabt hat.

Dieses weiße Schäferdirnenkleid von leichtem Mousselin mit kirschrothen Taftbändern und dazu die fußhohe Frisur, mit Blumen und Blättern besteckt, war allerdings nichts, als eine geschmacklose Vereinigung übertriebener Natürlichkeit und unnatürlicher Uebertreibung, aber die Königin sah allerliebst aus darin. Das Kleid war kurz und ließ den zierlichsten Fuß in einem schlehfarbenen Schuh sehen; aber Alles das bildete eine Tracht, die nur ganz besonders von der Natur ausgestatteten Frauen angenehm sein konnte.

Die junge, schöne Königin war damals noch nicht jene erhabene Marie Antoinette, die in Prüfungen der schwersten Art,

von Tage zu Tage mehr sich läuternd, fest stand an der ihr von Gott angewiesenen Stelle neben ihrem Gemahl und furchtlos dem Sturme der siegenden Revolution in's Antlitz sah, nicht zitterte unter den Trümmern des zusammenbrechenden Königthums und im Kerker endlich, wie auf dem Schaffot viel größer war, wie je zuvor auf dem Throne.

Turgot hatte sich als Minister nie der besonderen Gunst der Königin zu erfreuen gehabt. Man weiß es aus ihrem eigenen Munde, daß die deutsche Cäsaren-Tochter ein dunkles Gefühl hatte von der Gefährlichkeit der Turgot'schen Maaßregeln; im Uebrigen aber war Kaiser Joseph, ihr Bruder, und sie selbst in vieler Beziehung eine Freundin der Philosophen. Hatte sie doch sogar Chamfort eine Pension gegeben.

Mit großer Freundlichkeit erwiderte sie den Gruß Turgot's und erkundigte sich lebhaft nach seiner Uebersetzung der Klopstock'schen Gedichte. Marie Antoinette hatte ein eigenthümliches Interesse für diesen deutschen Dichter und ein viel tieferes, als ihr Bruder, Kaiser Joseph, der an einem Tage zwei goldene Medaillen verlieh, eine an Klopfstock, die andere an einen — Postillon, der funfzig Jahre gedient. Für den Dichter keine Schande, aber auch keine Ehre für den Geschmack des philosophischen Kaisers.

Als sich Turgot mit seinem Neffen nach kurzem Gespräch empfohlen und zurückgezogen, ergriff Marie Antoinette den Arm ihres Gemahls und schritt mit ihm die Platanen-Allee hinunter. Der Knabe Armand und die erste Kammerfrau folgten in respectvoller Entfernung.

„Ich habe neulich eine sonderbare Bittschrift erhalten, mein Gemahl!“ begann die Königin das Gespräch.

„Was ist's meine Frau?“ fragte der König gut gelaunt, denn der gute Mann freute sich, das die Konigin seinen früheren Minister, den einzigen seiner Staatsmänner, außer Maurepas, für den er eine persönliche Neigung gehabt, so freundlich aufgenommen.

Daß Ludwig XVI. keine Neigung für seine Minister hatte, wird man begreiflich finden, wenn man einen Blick auf die Liste derselben wirft. Die Unfähigen darunter waren die allein Achtungswerthen.

Die Königin begann ihre Erzählung: „Man überreichte mir einen Brief, in steifen altmodigen Schriftzügen geschrieben. Ich blickte ihn flüchtig an und sagte zu mir selbst, als ich einige derbe Verstöße gegen die Orthographie bemerkte, das hat eine alte Hofdame mühselig stylisirt. Ich irrte mich indeß, der Brief kam von einer Dame, die sich Marguerite von Tiercelin, Dame von Clugny, nennt. Unser früherer General-Controleur der Finanzen, Graf Clugny, war nie verheirathet, einen anderen Clugny kannte ich nicht. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß der Graf einen Neffen habe, der als Cadet der Familie den Titel eines Ritters von Clugny führt. Nun, dieser junge Edelmann, der keinen besonderen Ruf hat, ist der Gemahl meiner Bittstellerin. Mit einer Offenheit, die mich gerührt hat, schreibt mir die junge Dame, die persönlichen Eigenschaften des Ritters, dann aber auch sein Adelstitel hätten sie verlockt, den Bewerbungen desselben Gehör zu geben. Trotz des Verbotes ihres Vaters, eines alten Bürgers und Schmiedemeisters in der Provinz, sei sie die Gemahlin des Ritters geworden. In Paris habe sie derselbe auf das Schnödeste vernachlässigt, ja mißhandelt, und es sei ihr endlich klar geworden, daß der Ritter sie nur geheirathet habe, um vor seinen Gesinnungsgenossen damit prahlen zu können, daß er so weit erhaben sei über Standesvorurtheile aller Art."

„Das ist abscheulich!" sagte der König mit tiefstem Unwillen.

„Wie's scheint, auf den Rath eines Freundes," fuhr die Königin fort, „hat sich die arme junge Frau an ihren Vater gewendet und um Verzeihung und Wiederaufnahme in die Familie gebeten, aber die Antwort erhalten, die Gemahlin des Ritters von Clugny könne nicht die Tochter des Schmiedemeisters sein. Sie möge ihre Pflicht als Gemahlin treuer erfüllen, als sie die Pflicht der Tochter erfüllt habe, dadurch ihren Fehler gut machen und ihre Leiden als Strafe Gottes betrachten."

„Das ist hart!" sprach der gute König leise.

„Nun bittet mich die junge Frau," erzählte die Königin weiter, „ich möge ihr Recht verschaffen wider ihren Gemahl und dessen Familie, sie sei unterdrückt und in ihren Rechten als Gattin gekränkt."

Der König schüttelte unmuthig mit dem Kopfe: „Was wird man noch alles von mir verlangen!“ sagte er gepreßt. „Ich bin mir bewußt, daß ich meinen Unterthanen kein schlimmes Beispiel gebe in meiner Ehe —“

Die Königin sah ihren Gemahl liebevoll an und drückte zärtlich seine Hand.

„— aber ich kann mich unmöglich in die Wirthschaft jedes Einzelnen mischen. Was habe ich nicht schon für Aerger mit diesen Edelleuten, seitdem Herr von Saint-Germain die maison militaire aufgelöst hat.“

„Ach!“ rief die Königin lebhaft, „ich bin so froh, daß ich diese Rothröcke nicht mehr sehe, diese ewigen grauen oder schwarzen Mousquetairs, diese Chevaux-Legers mit ihren anmaßlichen Capitain-Lieutenants. Bei meinen Eltern in Wien hatten wir das Alles nicht und waren doch gut bewacht!“

Der König hörte nur mit halbem Ohre auf den Ausfall seiner Gemahlin gegen das nun aufgehobene ruhmreiche Corps der Königlichen Haustruppen. Er war in Gedanken und sagte leise: „Vielleicht hätte ich doch nicht nachgeben sollen, die Rothröcke haben in den Kriegen in Holland so großen Ruhm erworben, die „becs de corbin“ fesselten bei Menin den Sieg an Frankreichs Fahnen, und alle diese Edelleute hatten ihre Stellen gekauft —“

„Aber, mein Gott,“ entgegnete die Königin, „man hat ihnen ja die Kaufgelder zurückgezahlt.“

Ludwig blieb stehen, sah seine Gemahlin ernsthaft an und sprach dann beinahe traurig: „Neulich hat ein alter Jagdmeister, der noch bei meinem Vater war, mit mir über die Sache gesprochen, und der hat mich so ängstlich gemacht. Der sagte, die Leute hätten allerdings ihre Stellen gekauft, aber eine Stelle im Haushalte des Königs sei noch viel wichtiger, als eine Schmucksache zum Beispiel, oder ein Haus, oder ein Landgut; wenn man aber so etwas gekauft habe, so habe kein Mensch das Recht, nach zwanzig Jahren oder dreißig, zu kommen und mir das Kleinod, oder das Haus, das mir durch langjährigen Besitz lieb und theuer geworden, gegen Erlegung der Kaufsumme wieder abzu-

nehmen. Diesen Edelleuten allen, wenige vielleicht ausgenommen, war die übernommene Pflicht theurer und werther, als sonst ein Besitz, die Kaufsumme war die Nebensache, und ich glaube jetzt, Herr von Saint-Germain hat übel gethan, mir einen solchen Vorschlag zu machen, und ich habe noch übler gethan, in die Auflösung meines Militairhauses zu willigen, denn alle die Edelleute, sonst meine eifrigsten Vertheidiger, sind jetzt, wenn nicht meine Feinde, so doch Unzufriedene."

Die Königin warf schmollend die österreichische Lippe auf. Sie hatte Saint-Germains Antrag, das Militairhaus des Königs aufzulösen, lebhaft unterstützt. Maria Theresia, die Mutter des Volkes, hatte auch kein Militairhaus, wozu sollte Ludwig, der doch nichts anderes sein wollte, als der Vater seines Volkes, wozu sollte er sich in der Mitte seiner Kinder von den Compagnieen der schwarzen und grauen Mousquetairs, der leichten Reiter, der becs de corbin, der Hundertschweizer und wie diese Elite-Compagnieen französischen Waffenthums sonst genannt wurden, bewachen lassen?

Ludwig XVI., solchen Vorstellungen in seiner schwachen Gutmüthigkeit nur allzu zugänglich, hatte nachgegeben, und die unanständige Hast, mit welcher der Kriegsminister Saint-Germain, ein abgedankter dänischer General von sehr zweifelhafter Befähigung und noch zweifelhafterem Charakter, diese Auflösung ins Werk gesetzt hatte, ist die Quelle von vielem Unheil gewesen. Hundert und aber hundert Edelleute trugen ihren Groll über so unverdiente Behandlung in alle Provinzen Frankreichs. Das war's aber nicht allein.

„Wissen Sie, was ich noch gehört habe?" fragte der König seine Gemahlin traurig, „man will mich glauben machen, Herr von Saint-Germain sei vom Auslande erkauft, um Frankreich wehrlos zu machen. Er habe mit der Auflösung der Haustruppen Frankreichs beste Waffe zerbrochen."

Die Königin entsetzte sich mehr über den tiefen Kummer, der sich in der Stimme wie in den Zügen des Königs kund gab, als über die Sache selbst; sie war zu jugendlich unbefangen noch, zu leichtsinnig vielleicht, um eine so unbestimmte Gefahr zu fürchten, sie wollte trösten. „Ihr alter Jagdmeister, mein theurer Freund,

ist gewiß ein trefflicher Mensch, aber seine Liebe zu dem Alten läßt ihn in jeder Neuerung ein Unglück sehen."

„Das hat mir nicht der Jagdmeister gesagt," entgegnete der König kopfschüttelnd, „sondern ein preußischer General, der mir einen brüderlichen Gruß und eine Warnung brachte von dem Königlichen Greise in Sanssouci, dem großen Friedrich von Preußen. Der König von Preußen versteht sich auf Soldaten, und der hat gesagt, die Reformen Saint-Germains wären heilloser Wirrwarr, und die Auflösung der Haustruppen ein Schelmenstück — weiter hat er auch gesagt, daß er in Frankreich Ehrgeizige kenne, denen der Thron nicht zu hoch wäre!"

Seit der König Friedrichs des Großen gedacht, war das Gesicht der Königin immer finsterer geworden. Die Tochter Maria's Theresia's konnte den großen Preußenkönig nicht leiden. „Man mißgönnt zu Berlin Oesterreich die französische Alliance!" sagte sie kurz. Aber sie brachte damit die Besorgnisse des Königs nicht zum Schweigen. Er ging mit gesenktem Haupte langsam weiter und sagte, mehr und mehr sich vergessend: „Kann sein, kann sein, aber hier hat er Recht. Mein Vater hat den Orleans nie getraut, und die Alliance mit Oesterreich — mein großer Ahnherr, Heinrich IV., hat nichts von ihr wissen wollen, Richelieu, Mazarin, Ludwig der Große und seine Staatsmänner, sie Alle waren gegen Oesterreich. Dafür war nur dieser lothringische Herr von Stainville, den sie Herzog von Choiseul nennen, auch einer von den Leuten, denen mein Vater nie traute."

Der Königin standen die Thränen in den Augen, der König bemerkte es nicht. Choiseul war ein Gegenstand steten Kampfes, wenn man das so nennen soll, zwischen dem jungen Königspaare. Der verstorbene Dauphin, Ludwig XVI. Vater, hatte seinem Sohne Regierungsmaximen hinterlassen und eine Liste von Personen, die er ihm empfahl, oder vor denen er warnte. Die Kaiserin Maria Theresia hatte ebenfalls ihrer Tochter eine Liste von Personen mitgegeben, die sie ihr besonders empfahl. Auf der Liste des Dauphins wurde nun vor Choiseul gewarnt, als vor einem der schändlichsten Menschen, und es ist erwiesen, daß Ludwig XVI.

Herrn von Choiseul für den Mörder seines Vaters hielt. In der Liste der Kaiserin dagegen wurde Choiseul empfohlen, denn er hatte die Alliance Frankreichs mit Oesterreich abgeschlossen und war ein Lothringer, wie der Gemahl der Kaiserin Maria Theresia.

Uebrigens verdiente Choiseul weder den Haß Ludwigs XVI. noch die Zuneigung der Königin in dem Grade, in welchem ihm beide zu Theil wurden. Er war ein geistreicher Schwätzer, charakterlos, leichtsinnig in Geschäften, eitel und von einer jammervollen Nachgiebigkeit gegen die brutalen und despotischen Weiberlaunen einer Pompadour.

Als Ludwig XVI. die Thränen der Königin bemerkte, ärgerte er sich über sich und zugleich über die Königin. „Weinen Sie nicht," sagte er mit rauher Stimme, die er immer annahm, wenn er sich gegen seine eigene Weichheit waffnen wollte, „weinen Sie nicht, die österreichische Alliance, die ich mit Ihnen geschlossen habe, wird immer mein Glück machen, lassen wir die andere, beschäftigen wir uns nur mit dieser."

Er nahm die Hand der Königin — „Sie hatten mir etwas zu sagen — wie war's doch, ja, von diesem kleinen Bürgermädchen. Was machen wir mit ihr?"

Die Königin, welche die Art und Weise des Königs kannte, trocknete rasch ihre Thränen und nahm ihre frühere liebliche Freundlichkeit wieder an.

„Ich habe die junge Frau zu mir kommen lassen," entgegnete sie, „und habe mit ihr gesprochen. Es ist eine leidenschaftliche junge Person von außerordentlicher Schönheit. Die Kränkung hat sie tief getroffen und ihr Mund geht über von der Bitterkeit ihres Herzens. Nur von dem Könige hofft sie noch Hülfe; diese guten Leute aus der Provinz glauben nun einmal, der König könne Alles."

Ludwig seufzte tief.

„Vielleicht fänden Sie einen Ausweg, wenn Sie selbst mit der jungen Frau sprächen? Sie ist noch hier," meinte die Königin.

Ludwig sprach nicht gern mit fremden Personen. Heute indeß gab er seine Einwilligung, um der Königin gefällig zu

sein. Auf einen Wink von Marie Antoinette erntfernte sich Frau von Misery, um Margot zu holen.

Der König und die Königin standen sich mit einer gewissen Verlegenheit einander gegenüber; der König, durch und durch bon homme, fühlte, daß er seiner Gemahlin, die er um so inniger liebte, je länger er, Jahre lang, eine Abneigung gegen die Oestreicherin gehabt, wehe gethan und das schmerzte ihn, obwohl er, von der Gerechtigkeit und Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt, fest entschlossen war, bei derselben zu verharren. Die Königin hatte zwar ihre Thränen getrocknet und ihre Freundlichkeit wieder angenommen, aber dieselbe war eben nur angenommen, denn die Worte des Königs hatten die verwöhnte junge Fürstin viel zu sehr in ihren persönlichen Lieblingsplänen und Neigungen verletzt, als daß sie so schnell Herrin ihres Verdrusses hätte werden können.

In solchen Momenten aber ist es peinlich, allein zu sein, für beide Theile, und darum rief die Königin, die mit jenem Tacte, der den Frauen ganz vorzüglich eigen, rascher, als der König das Peinliche des Momentes begriff, den Knaben Jacob Armand herbei, der mit dem kostbaren Sonnenschirm seiner königlichen Pflegemutter in knabenhafter Sorglosigkeit allerlei sonderbare Experimente anstellte.

Dieses Kind einer armen Bauerfrau hatte Marie Antoinette, als sie noch Dauphine war, zu sich genommen und mit mütterlicher Liebe aufgezogen. Sie war damals noch kinderlos und tieftraurig, daß sie noch nicht Mutter geworden, besonders seitdem ihre Schwägerin, die Frau Gräfin von Artois, zwei Prinzen hatte, die Herzöge von Angouleme und Berry. Aber auch nachdem die Königin Mutter mehrerer Kinder geworden, hatte Jacob Armand ihre Liebe behalten und sie sah den fähigen Knaben, den sie sehr sorgfältig erziehen ließ, gern um sich in seinen Freistunden.

Die Königin legte ihre schöne Hand sanft auf das dunkellockige Haupt des Knaben und sprach scherzend: „Wie viel Unterthanen hat der König von Frankreich?“

„Vier und zwanzig Millionen!“ antwortete der Knabe keck.

„Du irrst Dich,“ entgegnete Ludwig lächelnd, „so viele sind's nicht.“

„Dann werden wir einige Länder erobern, und die Zahl voll machen."

„Du hast Dir gut geholfen, mein Sohn," meinte der König, „aber es wäre doch ungerecht, wenn wir Länder eroberten, auf die wir kein Anrecht haben. Der König wird doch nicht unrechtmäßige Kriege führen und das Blut seiner Unterthanen, die er wie seine Kinder liebt, vergießen, um sich fremdes Land anzueignen."

Der Knabe schaute dem Monarchen überrascht in's Gesicht, dann entgegnete er halb keck halb verlegen: „Aber alle großen Könige von denen ich lese, haben das doch gethan.!"

„Laß Dir vom Herrn Abbé von Vermont Coissolé's Geschichte Ludwigs des Heiligen geben, mein Kind, die studire eifrig."

Der König war froh, daß sich die Kammerfrau in diesem Augenblick mit Frau von Clugny näherte, der Knabe hatte ihn etwas in Verlegenheit gesetzt.

Ludwig XVI. war nicht sehr empfänglich für weibliche Schönheit, sein Temperament war in dieser Beziehung nicht französisch, dennoch sagte er, als er sich Margot näherte, unwillkürlich: „Das ist eine sehr schöne Frau!"

Margot blieb einige Schritte vor dem Königspaare stehen, dann verneigte sie sich tief aber mit vollkommener Würde und solcher Sicherheit, als sei sie in Versailles geboren, und zwischen dem Marmorhofe und dem Oeil de Boeuf aufgewachsen. Die Tochter der Marschälle von der Kastanie stand vor dem Könige von Frankreich, das stolze Haupt mit den reinen Zügen und den großen dunkeln Augen leicht zur Linken geneigt, und erwartete mit sichtlicher Spannung eine Anrede.

„Wer hat Ihnen in Ihrer allerdings schwierigen Lage den Rath gegeben, Ihren Vater um Verzeihung zu bitten und ihn zu ersuchen, Sie wieder in das älterliche Haus aufzunehmen?" fragte Ludwig XVI. mit der rauhen Stimme, die so wenig mit seinem milden Sinne harmonirte.

„Herr von Cazotte, Sire!" antwortete Margot ehrfurchtsvoll, aber ohne Verlegenheit.

„Herr von Cazotte?" murmelte der König, er suchte in

seinem Gedächtniß. Der Name war ihm nicht unbekannt, aber er vermochte nicht, sich zu besinnen, und verdrießlich sprach er weiter: „Dem Rathe dieses Mannes müssen Sie immer folgen, er hat Ihnen das Rechte gerathen. Und Ihr Vater hat auch Recht, erfüllen Sie seinen Befehl, suchen Sie Ihre Pflichten als Gattin so treu als möglich zu erfüllen, selbst wenn Herr von Clugny die seinigen nicht erfüllt. Das ist schwer, sehr schwer, ich glaube es Ihnen, aber Sie sollen sich auch nicht vergeblich an die Königin gewendet haben. Ich will Ihnen, so weit ich es vermag, zu helfen suchen, ich will selbst mit Herrn von Clugny sprechen. Fassen Sie Muth, Gott giebt Keinem mehr zu tragen, als er dulden kann. Leben Sie wohl!“

Der König wendete sich kurz um und ging, die Königin aber trat der jungen Frau einen Schritt näher, reichte ihr die Hand zum Kusse und flüsterte: „Muth, liebe Frau von Clugny!“ Dann folgte sie ihrem Gemahle, während Margot, von so viel Huld und Freundlichkeit tief gerührt, von der Kammerfrau geleitet, den Garten verließ.

Fünftes Kapitel.

Die Gräfin und der Advokat.

Die Dame Claudia von Arpajon, Gräfin von Severac und Montrevel, war die Tochter eines vornehmen Geschlechts, das sich nicht im Hofdienst, sondern im Kriegsdienste zu Grunde gerichtet hatte.

Auf allen Schlachtfeldern fast, wo die Lilienfahne irgend geweht, da lagen Arpajon begraben, da haben Grafen von Severac und Chevaliers von Montrevel geblutet. Ruhm in Fülle hatte sich dieses kriegerische Geschlecht erstritten. Als aber sein letzter männlicher Sproß, der General-Lieutenant und Ritter des goldenen Vließes Graf Ludwig von Severac als Gouverneur von Arras

starb, da hinterließ er seinen Lehnsvettern wenige Güter mit vielen Schulden; weil diese Schulden indeß nur für den Kriegsdienst des Königs gemacht waren, so fiel die Sorge für die einzige Tochter des General-Lieutenants auch mit Recht dem Könige zu. Der aber machte die Enkelin einer langen Reihe kriegerischer Edelleute zu einer Hofdame, zum Ehrenfräulein bei Madame, der Frau Gräfin von Provence, und gab ihr eine ausreichende Pension, sowie eine Wohnung im Versailler Schlosse.

Eine solche Wohnung im Schloß bestand für ein Ehrenfräulein in zwei Zimmern, eins war das Schlafgemach der Dienerin und diente zugleich als Ankleidezimmer, das andere, größere war das Schlafgemach der Dame. Wohn- und Empfangszimmer gab es nicht, denn es wurde noch immer vorausgesetzt, daß die Ehrenfräulein, wie es unter Ludwig XIV. wirklich der Fall gewesen, nur im Schloß schliefen, wenn sie im Dienst waren, dann aber in die Hôtels ihrer Aeltern oder Verwandten zu Versailles oder Paris zurückkehrten, bis sie die Reihe wieder traf, drei Tage im Dienst zu sein. Seit einiger Zeit hatte sich das geändert; die Wohnung im Schlosse war für viele junge Damen die einzige, die sie hatten, sie blieben für immer dort, aber sie mußten in ihren Schlafzimmern wohnen und empfingen auch nur an den Tagen, an denen sie wirklich im Dienst waren, ihre Mahlzeiten aus der Königlichen Küche.

Das Wohn- und Schlafzimmer der Gräfin Claudia war einst sehr prächtig gewesen, aber die grüne Damasttapete, mit welcher es ausgeschlagen, war fleckig und verblaßt, die Arabesken neben dem Spiegel und den beiden Fenstern waren kaum noch bemerkbar, über dem Spiegel und über den beiden Fenstern sah man die kläglichen Reste von recht geschickten Gemälden al fresco auf dunkelbraunem Grunde. Ueber dem einen Fenster war die sogenannte Aldovrandinische Hochzeit, die Vermählung des Peleus und der Thetis, noch ziemlich erhalten, über dem zweiten Fenster aber hatten die Neuvermählten, denen die Gäste Geschenke bringen, keine Köpfe mehr. Oberhalb der Thüren waren Medaillons auf lichtbraunem Grunde nach Art der basreliefs gemalt; über der einen leitete ein Hymen, der die Füße verloren hatte, eine

armselige Psyche und einen gänzlich verkümmerten Cupido an einer Blumenkette, die einem Stricke nur zu ähnlich war; über der anderen sah man noch das Feuer lodern, aber es schwebte wie ein Schwanzstern in der Luft, denn der Hochzeitaltar, auf dem es der Maler einst entzündet, war spurlos verschwunden. Dem Plafond war es besser ergangen; der Sonnenaufgang nach Guido, der ihn schmückte, war noch erhalten, Helios stand noch ganz wacker auf seinem Vierspänner, die Horen die ihn umtanzten, waren zwar nicht ganz reinlich mehr, dafür aber streute Aurora, die in ihrem hochaufgeschürzten Crocosgewande den Sonnenrossen voraneilte, noch immer ebenso tapfer wie vor siebzig oder achtzig Jahren Blumen auf die Erde nieder. Der Spiegel war erblindet und eine Büste der Julia Sabina, Gemahlin des Hadrian, eine wirklich werthvolle Antike aus ägyptischem Granit, die auf der Marmorconsole stand, drehte dem erblindeten Spiegel mit höchster Verachtung und granitner Consequenz den Rücken zu. Dem Spiegel gegenüber befand sich eine etwa zehn Fuß breite und ebenso tiefe Nische, zu der man auf drei Stufen emporstieg. In dieser Nische, die mit buntem Seidenzeuge ausgeschlagen war, stand ein prächtiges Bett von dunklem Holze mit sauberer Schnitzarbeit verziert; am Kopfende lag ein schlafender Genius, der leider die Nase verloren hatte. Der grünseidene Vorhang, der vor die Nische gezogen werden konnte, war zwar mit goldenen Crepinen besetzt, aber jämmerlich verblichen.

In diesem weiten Gemach sah man in der einen Ecke ein Betpult, in der anderen ein kleines Tischchen, nach damals moderner Art, chinesisch roth lackirt, auf dem einige Bücher lagen. Ein Lehnstuhl stand ziemlich hochmüthig neben einem Strohsessel vor dem Kamine. Neben einer kleinen kostbaren Chiffonniere, die mit Rosenholz eingelegt war, sah man zwei Stühle von gewöhnlichem Holze mit grüner Farbe angestrichen, wie man sie in Gärten trifft. Der Fußboden zeigte den rauhen Estrich in seiner ganzen Ausdehnung; die Teppiche, die ihn einst bedeckt haben mochten, waren verschwunden; nur auf den Stufen zu der Bettnische und vor dem Kamine lagen zwei winzig kleine Decken, fast schüchtern anzusehen.

Dieses armselige Zimmer war wundervoll erleuchtet; neben dem Spiegel, neben jeder Thür, neben dem Kamine rechts und links ein Gueridon von Eichenholz mit vier Wachskerzen, silberne Armleuchter außerdem mit drei Kerzen auf dem Spiegeltische, auf der Chiffonniere, auf dem Betpulte. Diese brillante Erleuchtung war wieder ein Stück der Haushaltung Ludwig's XVI., das sich erhalten hatte. Jeden Tag zur bestimmten Jahreszeit, nach der ändernden Stunde wurden alle Zimmer im Schlosse in ähnlicher Weise erleuchtet.

Und die Bewohnerin dieser hell erleuchteten Wüstenei?

Die Gräfin Claudia steht an den Kamin gelehnt, ein Buch in der Hand, eifrig lesend.

Sonderbar — wer irgend ein Verständniß für die Zusammengehörigkeit von Personen und Sachen hatte, der mußte sich auf den ersten Blick sagen, daß von allen Damen des Versailler Hofes von damals sich nur diese letzte Enkelin der streitbaren Arpajons wohl und heimisch fühlen konnte in diesen Umgebungen.

Dame Claudia war keine strahlende Schönheit und ihr Wuchs war nicht majestätisch, sie war auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe und dennoch konnte sie nicht verfehlen, auf Jeden Eindruck zu machen, der sich ihr nahte. Freilich war der Eindruck, den sie hervorbrachte, verschieden; man fand sie hinreißend oder abstoßend, unbeachtet blieb sie nie, gleichgültig ließ sie Keinen. Ihre Verehrer waren Männer von Geist oder voll Leidenschaft.

Die Hofdame war vielleicht siebenundzwanzig Jahre alt, ihre Augen waren blau und kalt, ihr Blick für gewöhnlich ernst und hart; das war das stolze Auge der Arpajon, aber in diesen Augen konnte ein Blick aufleuchten, so sonnenhell und herzerwärmend, so prächtig mild, daß ihm Niemand zu widerstehen vermochte. Die Züge Claudia's waren nicht regelmäßig, aber die Stirne war so rein, klar und gebietend dabei, daß sie mit dem Munde, dessen schmale, fast immer geschlossene Lippen auf festen Willen deuteten, vollkommen harmonirte, was dem ganzen Gesichte einen auffallenden Ausdruck von Sicherheit verlieh. Die nicht hohe Gestalt verrieth eine Neigung, stark zu werden, die

weitausgeschnittene Robe von dunkelgrünem Taffet zeigte eine ungemein wohlgeformte Büste von blendender Weiße, — aus dem engen, kurzen Aermel, dessen Rand mit einer ganz schmalen Krause besetzt war, ging ein Arm hervor, der einem Bildhauer zum Modell hätte dienen können. Die Hand, die das Buch hielt, war nicht ganz klein, aber weiß und wohlgepflegt.

Das stolze Selbstbewußtsein, das sich in den Zügen der Hofdame aussprach, gab sich noch deutlicher in ihrer Haltung kund. Sie lehnte am Kamin, aber sie stand fest und sicher; sie lehnte, ohne eine Stütze gesucht zu haben, ohne einer Stütze zu bedürfen. Claudia von Arpajon war völlig gleichgültig gegen die hundert und aber hundert kleinen Genüsse der Bequemlichkeit, in denen man schon zu jener Zeit und jetzt noch viel mehr das Glück des Daseins sucht; sie hatte nie Sehnsucht nach dem aus England nach dem Continent verpflanzten sogenannten Comfort, der viel zu sehr der Beherrscher unserer Gewohnheiten geworden ist. Sie hatte die Situation die ihr angeboten wurde, angenommen, weil es der König war, der sie ihr anbot; es war des Königs Zimmer, in dem sie wohnte, und sie vermißte darin eben so wenig eine Bequemlichkeit, wie sie eine solche in einer noch viel schlechteren Wohnung vermißt haben würde, wenn der König sie ihr angewiesen hätte. Die Gedanken, der Geschmack der jungen Dame gingen auf das Große, ihre Genüsse, ihre Freuden waren geistige, und weil sie viel Geist, aber wenig Kenntnisse hatte, weil Literatur und Geschichte ihr lange ein verschlossener Garten gewesen, so war sie von einer wunderbaren Genußfähigkeit. Sie hatte mehr Verstand, als Phantasie, sie war aber weiblich empfänglicher für die Poesie; ihr Geschmack zog sie mehr zu den Schöpfungen der Dichter, als zu denen der Denker. Claudia ergötzte sich an den Liebesgeschichten, die sie in den Dichtungen fand, noch mehr, als an denen, die rings um sie be Hofe spielten. Liebesaffairen sind unzertrennlich vom Leben, vom französischen besonders, und traten auch damals in Frankreich noch mehr in den Vordergrund. Claudia's Unschuld und Keuschheit liefen keine Gefahr dabei, am allerwenigsten bei denen, wo sie selbst eine freilich sehr indifferente Rolle spielte, denn das stolze

Fräulein brauchte ihr kühles Temperament gar nicht zu bekämpfen, und eine Leidenschaft, von der sie aus den Dichtern allerdings eine Ahnung hatte, eine Leidenschaft, der sie wohl fähig war, hatte noch keiner der Männer, denen sie im Leben begegnet, in ihr zu entflammen gewußt.

Uebrigens zog sie die Unterhaltung mit Männern der mit Frauen vor, verhehlte es auch nicht, daß ihr die Huldigungen geistig begabter Männer lieb und werth waren, theilte aber keine innigere Neigung.

So war es natürlich, daß Claudia an dem Hofe von Monsieur, des Grafen von Provence, der immer einen etwas literarischen Anstrich hatte, weil der Prinz selbst eine schöngeistige und selbst wissenschaftliche Richtung genommen und nicht ohne Kenntniß und Geschmack war, zwar viele Verehrer und darum Neiderinnen zählte, aber weder einen Freund, noch eine Freundin hatte.

Außerhalb des Hofkreises aber hatte die Dame zwei Freunde, auf die sie fest vertrauen konnte. Jeder von Beiden wäre ihr gern mehr als Freund gewesen, denn Beide nährten eine heftige Leidenschaft, die von dem stolzen Mädchen nicht erwidert wurde. Dem Einen begegnete sie mit jener freundlichen Gleichgültigkeit, welche die Gewohnheit langer Bekanntschaft erzeugt, mit der man Jugendfreunden entgegentritt, denen man innerlich fern steht. Für den Anderen fühlte Claudia von Arpajon mehr, sie hatte für ihn eine gewisse Vertraulichkeit, sie fühlte sich ihm geistig näher, und Ludwig von Bouschet, genannt der Ritter von Montsoreau, würde wahrscheinlich der Gemahl Claudia's geworden sein, hätte nicht der Kriegsminister St. Germain die Königlichen Haustruppen aufgelöst und so den armen Montsoreau seiner Stellung bei den leichten Reitern beraubt. Wir wollen nicht sagen, daß es Claudia schmerzlich betrübt hätte, nicht die Gemahlin Montsoreaus werden zu können, aber sie machte kein Hehl daraus, daß sie es geworden sein würde, hätte ihr armer Freund nicht mit seiner Stellung die Möglichkeit, sich zu vermählen, verloren. Sie beklagte mit einer sonderbaren, aber bei ihr ganz erklärlichen, Naivetät nicht sich, sondern den Ritter, daß aus der Heirath

nichts geworden, der seinerseits dieses eigenthümliche Zeichen der Theilnahme mit innigem Danke und seltener Bescheidenheit annahm.

Der andere Freund, oder wenn man lieber will, der andere Verehrer der Gräfin von Severac erscheint eben in der Einsamkeit der Dame.

„Herr Robespierre!“ ruft die Stimme der Dienerin in's Zimmer, und gleich darauf tritt ein mittelgroßer, magerer Mann ein, der mit unendlicher Sauberkeit gekleidet ist, frisirt, gepudert, parfümirt. Den Hut unter dem Arme, näherte er sich der Dame mit leisen, fast unhörbaren und doch raschen Schritten. Er hat ein durchaus gewöhnliches Gesicht, seine Stirn ist klein, seine Lippen fast blutlos, das glattrasirte Kinn ist spitz; es sieht aus, als wäre es von Holz geschnitzt. Der Blick der kleinen grauen Augen ist eben so verschleiert, wie der Klang der heiseren Stimme, mit welcher er die Gräfin begrüßt.

Die Erscheinung dieses Mannes ist allerdings nicht bedeutend, aber sie ist durchaus nicht unangenehm. Die ausgesuchte Sauberkeit und Einfachheit seiner Toillette und die Gemessenheit aller seiner Bewegungen geben seinem Auftreten in der That eine Art von Folie.

Uebrigens sieht die Gräfin nicht von ihrem Buche auf, sondern reicht ihm ihre Hand zum Kusse und sagt in freundlichem Tone: „Guten Abend, Maximilian, ich weiß, daß Sie kommen, mir die wunderbare Geschichte von gestern Abend zu erzählen, deren Hauptheld Sie sind. Setzen Sie Sich, ich bin gleich fertig!“

Aber Robespierre setzte sich nicht. Als ihm die Dame ihre Hand entzogen, blieb er vor ihr stehen, und die Blicke, mit denen er Claudia betrachtete, deren Jugendfreund er zu Arras, ihrer beiderseitigen Vaterstadt, gewesen, verriethen, daß der Mann unter der kalten Gemessenheit, die er zur Schau trug, heftige sinnliche Neigungen verbarg.

Claudia legte ihr Buch auf den Kaminsims und setzte sich auf den Strohsessel, weil er ihr zunächst stand; eine Handbewegung von ihr nöthigte Robespierre, in dem Lehnstuhle Platz zu nehmen.

„Nun, Ihre Geschichte, Maximilian! die Herren an Monsieurs Hof, die um unsere Bekanntschaft wissen, haben mir das Versprechen abgenommen, mir von Ihnen den genauen Hergang erzählen zu lassen."

„Sie sind grausam, liebe Claudia," begann Robespierre, „von mir zu verlangen, daß ich Ihnen ein Ereigniß selbst erzählen soll, das mich unendlich schmerzlich betroffen hat. Indessen, ich bin ja nicht daran gewöhnt, bei Ihnen Mitleid zu finden —"

Die Gräfin lachte ein wenig und sagte: „Lassen Sie doch die Thorheiten, Freund. Warum sollte ich Sie bemitleiden? Sie befinden Sich in einer sehr guten Lage, haben Geld, verdienen täglich mehr Geld, sind gesund, was wollen Sie mehr? Wenn Sie einmal krank sind, dann will ich Sie bemitleiden, gewiß, von ganzem Herzen; aber lassen Sie die sentimentale Spielerei. Sie wissen, daß ich nun einmal nicht in Sie verliebt bin und es auch nie sein werde. Wäre es aber möglich, so würden Sie es nie mit der Sentimentalität erreichen, denn ich bin gar nicht sentimental. Versuchen Sie es, mir zu imponiren, jagen Sie mir Furcht ein, Entsetzen, das brächte Sie vielleicht eher zum Ziele. Jetzt aber erzählen Sie Ihre Geschichte."

Die Gräfin hatte den Blick nicht gesehen, den Robespierre auf sie warf. Es war ein kurzer, blitzschneller Blick, in dem eine Gluth funkelte, die etwas halb Thierisches, halb Dämonisches hatte. Gleich darauf begann er, sich leicht verbeugend, mit niedergeschlagenen Augen: „Ich war in der Oper. Sie wissen, daß ich die reinen Schauspiele die uns die Natur bietet, jenen Täuschungen vorziehe, mit welchen das Theater die Sinne mehr aufregt, als das Herz erhebt, aber ich ging in die Oper, um unsere herrliche Königin zu sehen und ihren Bruder, den großen Kaiser Joseph, der das Licht der Aufklärung aufgestellt hat auf dem Throne, den gekrönten Philosophen, der ein großer Mann sein würde, auch wenn er in der Hütte statt im Pallaste geboren wäre. Während der Musik sah ich nur die engelhafte Erscheinung unserer geliebten Königin, der Kaiser war im Hintergrunde der Loge. Am Schluß eile ich an die Treppe, um mein Herz an

dem Anblick des großen Monarchen zu laben. Ich komme zu rechter Zeit. Am Arme des größten Kaisers schwebt die schönste Königin hernieder. Die Königin läßt ihr Tuch fallen, zwanzig, dreißig bücken sich danach, aber ich bin der allein Glückliche, ich habe das Tuch, ich halte es, ich präsentire es der Königin auf meinem Hute —"

„Sie wären ein trefflicher Hofmann geworden!" warf die Gräfin lächelnd ein.

„Die Königin nimmt das Tuch", fuhr Robespierre fort, „und fragte mit ihrer glockenreinen Stimme — wem habe ich zu danken? Ich verbeuge mich tief und antworte: Maximilian Robespierre, Advokat in Ihrer Majestät getreuen Stadt Paris! Die Königin geht grüßend vorüber und ich, von einem so großen Glücke völlig betäubt, schwanke hinter dem hohen Paare her und höre, wie die Königin zu dem Kaiser sagt: Ich habe mich entsetzt vor dem Gesichte dieses Herrn Robespierre! Es war mir, als hätte mich der Blitz getroffen. Ich Unglücklicher, ich werde das nie vergessen, diese Wunde wird nie heilen!"

Die Gräfin lachte und sprach: „Wenn Sie nur diesen falschen Pathos lassen wollten, Maximilian, glauben Sie mir, Niemand glaubt an Ihren Schmerz, wenn sie ihn in dieser Weise declamiren. Aber ich will ihnen zeigen, daß ich Mitleid für Sie habe, ich will Ihnen ein Pflaster auf diese Wunde legen, die nie heilen wird. Hören Sie, der große Kaiser, der gekrönte Monarch, der ein großer Mann sein würde, auch wenn er in einer Hütte statt im Pallaste geboren wäre, Kaiser Joseph hat selbst Ihre Vertheidigung übernommen. Der erste Stallmeister Herr von Coëtlogon hat gehört, daß der Kaiser der Königin antwortete: Sie haben Unrecht, ich habe an dem Gesicht des Robespierre nichts Besonderes bemerkt, und sonst pflegen den Damen doch Kleider (robes) und Steine (pierres) kein Entsetzen einzuflößen! Das sagte der gekrönte Philosoph; ich stehe Ihnen für die Aechtheit dieser Antwort!"

Robespierre schwieg einen Augenblick, dann sagte er halblaut: „Ich bin sehr unglücklich, meiner angebeteten Königin flöße ich Entsetzen ein, und dem Kaiser von Deutschland gebe ich nur

Gelegenheit zu einem Wortspiel auf meine Kosten, ich bin sehr unglücklich!"

„Sie sind ein Narr, Robespierre!" rief die Gräfin. „Das Wortspiel könnte Sie allenfalls verletzen, wenn Sie ein Schneider wären, und sonst hatte der Kaiser Recht, ich kenne Sie seit einer halben Ewigkeit und habe nie etwas Besonderes an Ihrem Gesichte gefunden, wie konnte der Kaiser denn auf den ersten Anblick etwas finden? Was prätendiren Sie denn eigentlich, mein Herr, das man Bemerkenswerthes an Ihrem Gesichte sehen soll?"

Die Scherze der lebhaften jungen Dame trafen den Advokaten viel tiefer, als die Gräfin ahnen mochte. Sie konnte nicht die Absicht haben, einen Mann zu verletzen, der lange Jahre schon ihr Freund gewesen war, der ihr manchen wirklichen Dienst geleistet hatte und stets dazu bereit war. Die ganz vereinsamt im Leben stehende Gräfin konnte nicht den Wunsch hegen, den Jugendfreund von sich zu scheuchen, denn sie bedurfte seiner, zu Vielem und bediente sich seiner, ohne Anstand zu nehmen.

Vielleicht war es ihr lästig, daß Robespierre wieder mehr und mehr den Liebhaber zu spielen begann, aber er hatte das vor Jahren schon einmal sehr lebhaft gethan, hatte die Abfertigung seiner Wünsche ertragen und war trotzdem ihr Verehrer geblieben, seine Leidenschaft verbergend, denn daß der anscheinend so kalte und berechnende Mann in einer wirklichen Leidenschaft für sie brannte, das war der Gräfin kein Geheimniß mehr. Kurz, wenn Robespierre in neuester Zeit seine Leidenschaft wieder mehr sehen ließ, so konnte das der Dame Claudia unangenehm sein, jedenfalls aber war sie viel zu klug und auch wohl zu edel gesinnt, als daß sie die Absicht gehabt hätte, einen Mann darum kränken und verletzen zu wollen, weil er eine unerwiederte Leidenschaft für sie nährte.

Jede Frau von Herz fühlt sich unwillkürlich geehrt und geschmeichelt, wenn ihr die leidenschaftliche Zuneigung eines Mannes zu Theil wird, und kann denselben eine gewisse Theilnahme nicht versagen, selbst wenn sie die Liebe nicht zu erwiedern vermag. Es ist Mangel an Herz oder eine Verirrung des Verstandes, wenn eine Frau die innige Zuneigung eines

Mannes mit kränkendem Spott oder verletzender Gleichgültigkeit erwiedert.

Claudia von Arpajon hatte bei scharfem Verstande keinen Mangel an Herz, sie wollte Robespierre in keiner Weise verletzen, es war nichts, als der Zug der Lebhaftigkeit, der sie heute ihren Spott so weit treiben ließ. Sie ahnte nicht, daß das Herz des Advokaten sich bäumte und krümmte vor dem scharfen Stachel ihrer Worte, und hatte keinen Begriff von dem, was in dem Manne vorging.

Robespierre vermochte seit einiger Zeit nur noch mit Aufbietung seiner ganzen gewaltigen Energie die Leidenschaft für die Gräfin in Schranken zu halten, die an seinem Wesen zehrte und beim Anblick Claudia's jedesmal auf's Neue riesengroß aufloderte. Es ist ganz gleichgültig, zu erfahren, in welchem Grade seine Liebe sinnlich und roh sinnlich war, genug, er fühlte, daß er sich nicht länger zu ertragen vermochte ohne volle oder theilweise Befriedigung. Da der Advokat aber nicht zu den windelweichen Breiseelen gehörte, die sich in der Milchsuppe eines Liebesjammers auflösen, so hatte er in seiner Weise gelauert auf eine Gelegenheit. Er hatte sie nicht herbeigeführt, denn ein Schimmer von Hoffnung war ihm noch zu lieb, aber mit Begier hatte er gelauert und nun war die Gelegenheit da und er zögerte nicht, sie zu ergreifen.

„Liebe Claudia," begann er mit seiner heiseren Stimme, der seine innere Aufregung in den höheren Tönen etwas Kreischendes gab, „lassen wir den Kaiser und die Königin. Sie haben mich durch Ihre Reden heute zwei- oder dreimal persönlich gleichsam zum Kampfe gefordert. Ich weiß nicht, ob das Ihre Absicht gewesen ist, aber ich will dem Kampfe nicht ausweichen und nehme ihn, selbst auf dem ungünstigsten Terrain, an, das heißt in dem Moment, wo Sie nicht einmal die ruhige Freundlichkeit für mich haben, die Sie mir sonst zu zeigen pflegten."

Claudia beugte sich etwas verwundert vor und sah, beide Hände auf ihre Kniee stützend, dem Advokaten in's Gesicht.

Der aber fuhr fort: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, was Sie allerdings längst wissen, daß nicht immer die Bedeutung

eines Mannes auf seinem Gesichte geschrieben steht, daß aber die kluge Claudia von Arpajon, die mich seit vielen Jahren kennt, im Laufe dieser Jahre auch in meinem Gesichte etwas Besonderes, etwas Ungewöhnliches gefunden haben muß, nämlich den Ausdruck einer leidenschaftlich innigen Liebe, der Liebe eines ehrlichen Mannes; kurz, Claudia, Sie wissen, daß ich Sie liebe!“

„Ich weiß es“, entgegnete die Dame einfach, „und es thut mir leid, daß ich Ihre Liebe nicht erwiedern kann, mein armer Maximilian. Aber wozu das jetzt?“

„Das sollen Sie sogleich erfahren“, entgegnete Robespierre langsam, „ich liebe Sie mit Leidenschaft, Sie erwiedern diese Leidenschaft nicht, aber trotzdem mache ich Ihnen meinen Antrag. Claudia, Sie sind allein in diesem Lande, Ihre Adelstitel können für Sie keinen Werth haben, Sie sind hier nichts als eine Pensionärin des Königs. Das muß für eine Frau, wie Sie sind, peinlich sein. Reichen Sie mir Ihre Hand, werden Sie mein Weib, folgen Sie mir in das schöne jungfräuliche Land jenseit des Weltmeers, über dem so eben über den Purpurwolken des Morgenroths die Sonne der Freiheit strahlend aufgeht. In Frankreich ist keine Stellung für Sie, drüben aber, in der neuen Republik, winkt Ihnen eine edle Zukunft. Nehmen Sie diese Hand an, Claudia, erfüllen Sie an der Seite eines Mannes, der Sie glühend liebt, die einzige Bestimmung, in der das Weib glücklich werden kann, sein Sie, statt lästige Pensionärin eines Königs, die geachtete Frau eines republikanischen Bürgers, werden Sie die Mutter einer Familie, die ewigen Gesetze der erhabenen Natur erfüllend.“

Robespierre schwieg. Sein Blick hob sich, wie ein flammender Stern aus den Wolken, die ihn sonst umschleierten. Die gewaltige Leidenschaft, die in dem Manne glühte, durchleuchtete seine steifen, kalten Züge, vergeistigte und verschönte sie. Claudia sah das Alles, es durchzuckte sie eine Ahnung von der wirklichen Bedeutung des Mannes, der hier vor ihr saß, aber sie blieb kalt dabei. Sie fühlte sich eisig angeweht von der Emphase Robespierres, und durch seinen Antrag genirt, verfiel sie in einen falschen Ton und antwortete übellaunig: „Meine Bescheidenheit

fühlt sich nicht, gar nicht gedemüthigt durch den Titel einer Pensionärin des Königs. Die Arpajon sind stets gute Royalisten gewesen, sie gaben dem Könige Gut und Blut; es ist ganz in der Ordnung, daß der König für die Letzte, die diesen Namen trägt, sorgt. Ich will nicht über den Beruf der Frauen mit Ihnen streiten, ich glaube auch, daß sie in der Familie vorzugsweise ihren Platz haben müssen, aber es giebt keine Regel ohne Ausnahmen und dann weiß ich auch nicht, ob ich nicht doch, ohne persönliche Ueberhebung, zu sehr an den Adelstiteln meiner Ahnen hänge, um es so ganz ohne Bedauern sehen zu können, daß sich die Gräfin von Severac und Montrevel in eine amerikanische Bürgerfrau verwandelt. Wissen Sie, Maximilian, das verstehen Sie nicht. Meine Adelstitel könnte ich vielleicht einem Manne opfern, dessen Leidenschaft ich theile, — aber — Sie verstehen mich, und nun lassen Sie mich zu Ende kommen —"

„Ich bin schon zu Ende", unterbrach Robespierre die Dame fast flüsternd, indem er aufstand, „leben Sie wohl, gnädiges Fräulein!"

Er verneigte sich tief, dann verließ er mit leisen, gemessenen Schritten das Zimmer.

Claudia hatte sich lebhaft erhoben. Sie sah ihrem ältesten Freunde mit einer sonderbar gemischten Empfindung nach.

Der Advokat wendete seine Schritte nach den entlegneren Theilen des Königlichen Schlosses. Wir haben schon bemerkt, daß ihm sein bisheriges Verhältniß zu der Dame Claudia eine kaum mehr erträgliche Fessel geworden, die er nur darum noch nicht abgeworfen, weil seiner Begier nach dem ersehnten Weibe doch noch immer ein Schimmer von Hoffnung geblieben; dieser letzte Schimmer aber war erloschen, die Fessel zerbrochen, und ledig dieser drückenden Bürde fühlte sich Robespierre wesentlich erleichtert. Sein früheres Verlangen nach der Gräfin hatte ihn in einem gewissen inneren Schwanken festgehalten, jetzt war das Verlangen unterdrückt und er konnte nun ungehindert dem Neide, der Mißgunst und der verletzten Eitelkeit, die von der ganzen Richtung seines verbissenen und kleinlichen Charakters begünstigt wurden, ungehindert freien Lauf lassen. Vor wenig Minuten

noch glaubte er Claudia von Arpajon zu lieben, jetzt haßte er sie. Das erstere war eine Täuschung, das letztere eine Wahrheit.

Man sieht so oft sich Liebe in Haß verwandeln und wundert sich über den schnellen Uebergang von einem Gefühl zum andern. Solcher Uebergang aber scheint nur schnell, er ist nur äußerlich plötzlich, innerlich bereitet er sich sehr langsam vor; aber es wird jedem Herzen, abgesehen von fast immer noch mitwirkenden anderen Dingen, unendlich schwer, sich selbst zu gestehen, daß seine Liebe verschmäht und verworfen ist; darum hält es fest an der Hoffnung bis zum letzten Schimmer, oft unter namenlosen Schmerzen. Verschwindet aber der letzte Schimmer, ist keine Hoffnung mehr da, dann verwandelt sich nicht Liebe in Haß, sondern vielmehr das unsäglich bittere Gefühl, vergeblich sein Herz angeboten, umsonst tausend Schmerzen erlitten, umsonst geseufzt und gerungen zu haben, das tritt mit seiner ganzen Kraft in's Bewußtsein, steigert sich zum Haß, und kommt eine mehr oder minder leise Ahnung dazu, daß man sich eben auch ein wenig lächerlich gemacht habe, so entsteht jene stumme Wuth, die sich mit zudringlicher Geschäftigkeit in alle Verhältnisse drängt.

Robespierre tobte nicht und raste nicht, aber von dem Augenblicke an, wo er sich bewußt war, daß er Claudia von Arpajon nicht mehr liebe, eröffnete er die Feindseligkeiten gegen sie; hatte er der Liebe zu ihr keine Befriedigung zu verschaffen vermocht, so mußte er wenigstens dem Hasse gegen sie Genugthuung geben.

Aber, seltsam, zur inneren Wahrheit gegen sich brachte er es bei alledem nicht, — er hatte Claudia geliebt, trotzdem daß sie eine hochgeborene Gräfin von uraltem Blute war, jetzt haßte er sie, nicht weil sie ihn, den Mann das Weib, verschmäht, sondern, weil ihn, den bürgerlichen Advokaten, die adelige Dame abgewiesen. Seine Eitelkeit beredete ihn leicht zu dem Glauben, nur der Standes-Unterschied sei die Ursache, daß Claudia nicht sein Weib geworden. Darum haßte er die Gräfin, darum haßte er den Adel, darum haßte er die Spitze des Adels, das Königthum, darum haßte er die Stütze des Adels, das Priesterthum. Der letzte Rest seines bürgerlichen Standesbewußtseins ging in

Adelshaß auf und zwar in jenen stillen, kalten, nüchternen, unaustilgbaren Haß der neidischen Mittelmäßigkeit.

Der Advokat betrat den verödetesten Theil des Versailler Schlosses, welcher der Vernachlässigung, von der wir in einem früheren Kapitel gesprochen, am Meisten ausgesetzt gewesen. Es waren die niederen Gemächer, die, über den langen Orangeriegebäuden belegen, an invalide gewordene Mitglieder der Hofdienerschaft vergeben wurden. Die Dielen des langen, schmalen Ganges, auf den die Thüren dieser Gemächer sich öffneten, waren tief ausgetreten, und von einer so entsetzlichen Schmutzigkeit, daß die Finsterniß, die hier herrschte, als eine wirkliche Wohlthat für die Bewohner und die Besucher zu betrachten war.

Robespierre mußte nicht fremd hier sein, denn er zählte seine vorsichtig tappenden Schritte, er zählte fünfzig und darüber, dann stand er still und suchte mit tastender Hand eine Thür. Eben wollte er klopfen, doch zog er rasch seine Hand zurück und lauschte. Hinter der Thüre sang eine nicht ganz frische Frauenstimme mit mehr Selbstgenügsamkeit, als Geschmack, begleitet von den klirrenden Tönen eines Clavecins, dessen Saiten offenbar nicht ganz in Ordnung waren, das alte hübsche Liedchen aus Heinrich's IV. Zeit:

Du schöne Gabriele,
Wie thut das Herz Dir weh,
Wenn nach des Ruhms Befehle,
Zum Kampf und Sieg ich geh'!
　Du grausames Scheiden,
　Du gramvolles Licht,
　Was ich heute muß leiden,
　Ich trage es nicht!

Nimm, nimm meine Krone,
Mir errang sie das Erz,
Steig' auf zu dem Throne,
Den giebt Dir mein Herz!
　Du grausames Scheiden,
　Du gramvolles Licht,
　Was ich heute muß leiden,
　Ich trage es nicht!

Robespierre lauschte den Strophen des bekannten Volksliedes mit einer Aufmerksamkeit, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Der rührende Ausdruck des Liebesschmerzes der schönen Gabriele von Estrèes, die zweihundert Jahre schon todt war, klopfte an sein Herz, aber er klopfte keine verwandte Empfindungen in diesem Herzen wach, sondern nur einige confuse Regungen, über die der Advokat bald Herr wurde.

Robespierre pochte mit seinen knöchernen Fingern kurz und hart an die Thür und trat, dieselbe aufstoßend, ohne weitere Ceremonie ein. Mit einem Aufschrei brach die Sängerin ab und ließ ihre beiden Hände so schwer auf die Tasten des Clavecins niederfallen, daß noch einige von den morschen Saiten sprangen und mit jämmerlichem Schwirren zusammenschnurrten.

„Es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe, Madame“, sagte Robespierre, weit höflicher, als man nach seinem jähen Eintritt hätte vermuthen sollen.

„Sie wissen, daß Sie mich nie stören, Herr von Robespierre“, entgegnete die Frau, indem sie sich von ihrem Sessel erhob und eine Reihe von seltsamen Knixen vor ihrem Besuch ausführte.

Die Knixende war eine von den ältlichen Personen weiblichen Geschlechts, deren Aeußeres an schlimm verblaßte Pastellgemälde erinnert, das Portrait war vielleicht nicht ganz schlecht gemalt, eigentlichen Werth aber hat das Stück doch nie gehabt; es lohnt nicht der Mühe, mehr als einen flüchtigen Blick darauf zu werfen, man geht eben daran vorüber. Ebenso gleichgültig geht man an Menschen dieser Art vorüber, wenn sie nicht vielleicht, wie es oft der Fall ist, die heillose Gewohnheit haben, das, was ihnen an geistiger Bedeutung und leiblicher Schönheit fehlt, durch prunkvolle Kleidung und übertriebene Manieren zu ersetzen. Man steht dann vor solchen Menschen still mit einem Gefühle, das aus Spott, Mitleid und Widerwillen gemischt ist.

Frau Angelique Belmontet war die Frau eines alten Sünders, der als Hülfslakai Herrn Lebel, dem berüchtigten ersten Kammerdiener Ludwig's XV., gewisse schmutzige Dienste geleistet hatte und dafür mit einer, allerdings wenig glänzenden, Wohnung

über der Orangerie, immer noch allzu glänzend belohnt worden war. Angelique war schon eine verblühte und verblaßte Person, als es ihr gelang, die Frau des alten Belmontet zu werden, an dem sie ihr Geschlecht rächen zu wollen schien, denn sie bereitete ihm schon auf Erden eine Hölle. Unglücklicherweise war der pensionirte Hülfslakai schon einmal verheirathet gewesen, und seine Tochter erster Ehe mußte die Hölle, die ihm sein Weib bereitete, theilen. Josephe Belmontet aber war die Dienerin der Gräfin Claudia von Arpajon.

Fratzenhaft süßlich lächelnd, übermäßig geputzt, von Bändern und Flittern umrauscht, knixte und pirouettirte das alte verblaßte Pastellbild vor dem Advokaten, auf den dieses ekle Schmachten und Coquettiren nicht den geringsten Eindruck machte.

„Es thut mir leid, Frau Belmontet," sagte er, „daß ich Ihnen meine Unzufriedenheit, meine ganze Unzufriedenheit zu erkennen geben muß. Wozu zahle ich Ihnen monatlich drei Louisd'or, wenn Sie nichts dafür thun? Sie wissen, daß ich ein Familieninteresse habe, daß ich verpflichtet bin über die Aufführung der Gräfin von Severac zu wachen, ihre Tugend zu schützen in der Sittenlosigkeit des Hofes. Ich kann nicht immer hier sein, deshalb habe ich Ihre Stieftochter in die Dienste der Gräfin gebracht, deshalb zahle ich Ihnen eine Pension und nun bin ich der Letzte, der von der scandaleusen Liebschaft der mir anvertrauten Dame mit einem abgedankten Mousquetair, oder was der Mensch sonst ist, erfährt!"

Frau Belmontet sah den Advokaten, mächtig überrascht, einen Augenblick in das harte, hölzerne Gesicht, dann versuchte sie einige Entschuldigungen zu stammeln. Robespierre aber achtete nicht darauf, sondern fuhr ernsthaft fort: „Wenn ich nicht so beeilt wäre und im Augenblick einen Anderen wüßte, so würde ich Ihnen sofort kündigen. So will ich es noch einmal mit Ihnen versuchen, aber ich erwarte von Ihnen in den nächsten Tagen ausführliche Auskunft über den scandaleusen unmoralischen Liebeshandel der Gräfin von Severac mit dem Mousquetair oder Chevauxleger. Verstehen Sie mich? Leben Sie wohl, Madame!"

Robespierre verbeugte sich leicht und ging.

Er wußte ganz genau, daß er das erreicht hatte, was er gewollt; er kannte seine Leute. Am andern Morgen sprach die gesammte Dienerschaft des Versailler Schlosses von den Liebschaften der Gräfin von Severac und am andern Abend hatten dreizig bis vierzig Kammerjungfern ihren Damen beim Auskleiden die niedlichsten nnd nichtswürdigsten Histörchen von der Gräfin Claudia erzählt. Am zweiten Tage war die Gräfin die Zielscheibe mancher spöttischen Bemerkung, manches ziemlich wohlfeilen Witzes, denen Dame Claudia allerdings nur ihre unerschütterliche Gleichgültigkeit entgegensetzte. Am dritten Tage erfreute sich Robespierre eines Berichtes der Frau Belmontet, der alle die Lügen und Verleumdungen gewissenhaft resümirte, die bei Hofe über die Gräfin umliefen, zu deren Entstehung ganz allein seine Sprache der Frau Belmontet gegenüber Anlaß gegeben. Indeß ließ er sich seine Freude nicht merken, sondern sagte nur: „Meine ersten Nachrichten bestätigen sich also leider, Sie müssen mir genauere Details schaffen, Madame, damit ich einschreiten kann!“

Diese Aufforderung und ein kleines Geldgeschenk wirkten unendlich befruchtend auf die Phantasie der elenden Person; sie zeigte von dem Tage an eine Erfindungsgabe, so raffinirt boshaft, daß die Dichter von Intriguestücken bei ihr hätten in die Schule gehen können.

Madame, die Frau Gräfin von Provence, klatschte gern mit ihren Dienerinnen, eine üble und gefährliche Gewohnheit, die sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht. Sie war die Letzte nicht, welche die Gerüchte erfuhr, die über ihr Ehrenfräulein umliefen. Claudia von Arpajon hatte keine Freundin unter den weiblichen Umgebungen der Prinzessin, sie hatte ja überhaupt keine Freundin. Nun war die Frau Gräfin von Provence zwar keine Dame von rigoroser Sittenstrenge, im Gegentheil, sie war eine Dame von großer Nachsicht gegen Alles, was die Franzosen „la belle passion“ nennen, wenngleich auf ihrer Tugend nicht der leiseste Hauch war, aber sie scherzte gern, plauderte gern, neckte gern und Claudia war bald der stete Gegenstand ihrer nicht immer harmlosen Raillerieen.

Die Ausfälle der Prinzessin weckten zuerst die Gräfin von Severac aus ihrer Gleichgültigkeit, sie wurde aufmerksam auf das, was um sie her vorging. Das Geklätsch der Leute verachtete sie, die Scherze der Prinzessin aber reizten sie und die Art und Weise, in der sie die Angriffe der Prinzessin abwehrte, wurde immer bitterer, immer heftiger. Es fanden einige stürmische Scenen statt und die Frau Gräfin von Provence, die, wenn es ihre Laune so mit sich brachte, sehr viel von der persönlichen Ehrerbietung hielt, glaubte sich verletzt, verbot der Gräfin von Severac, wieder vor ihr zu erscheinen und bat den König, ein Ehrenfräulein aus ihrem Hofstaat zu entfernen, dessen Sittenlosigkeit schon sprüchwörtlich geworden sei.

Der arme Ludwig, der so viel auf reine Sitten gab, entsetzte sich über die schlechte Aufführung der Dame Claudia, die ihm von allen Seiten bestätigt wurde, und gab ihr durch den ersten Edelmann der Königlichen Kammer officiell seine höchste Ungnade kund, während Monsieur, der Graf von Provence, ihr durch die Oberhofmeisterin anzeigen ließ, daß die Prinzessin, seine Gemahlin, ihrer Dienste nicht mehr benöthigt sei.

Claudia von Arpajon fühlte sich zwar sehr schwer betroffen durch dieses harte und unregelmäßige Verfahren, ihre Seelenstärke aber und das Bewußtsein ihrer Unschuld hielten sie aufrecht und, als ihr der maitre d'hôtel seinen Besuch machte, um ihr zu sagen, daß über ihr Zimmer im Schloß bereits anderweitig verfügt sei, da füllte sie einen kleinen Koffer mit ihren wenigen Habseligkeiten und war eben im Begriff das Schloß zu verlassen, als vier Herren bei ihr eintraten, auf deren Besuch sie nicht gerechnet hatte.

Der Aelteste dieser Herren war ein großer, magerer Greis, der General-Lieutenant Graf Tessé, ein Waffenbruder von Claudia's Vater. Er ging auf die Gräfin zu, schloß sie fest in seine Arme und rief: „Es ist niederträchtig, wie man mit Ihnen hier umgehet, mein armes Kind."

Vergeblich kämpfte Claudia, die Rührung zu unterdrücken, die sich ihrer bei diesem ersten Zeichen persönlicher Theilnahme bemeisterte. So lange sie einsam gewesen der Verleumdung, dem

dem Hohne und dem Spott gegenüber, hatte sie, mit der Aufbietung aller ihrer Kräfte, dem widrigen Geschick getrotzt und nicht gewankt bei der Ungnade der Prinzessin und des Königs. Die väterliche Theilnahme des Generals Grafen Tessé stimmte sie weich; das Bewußtsein der Vereinsamung kam über sie mit furchtbarer Gewalt und erst, als sie Theilnahme gefunden, begann sie, in wirklicher Bangigkeit für ihre Zukunft, zu zagen.

Der greise General stellte ihr in soldatisch ungezwungener, derb herzlicher Weise seine Begleiter vor: „Herr von Lameillerage macht Ihnen sein Compliment, liebes Kind; als Papa die Compagnie bekam, trat dieser Herr bei ihm ein — hier haben Sie den alten wackeren Oberst-Lieutenant von Rochebaron, sein linkes Bein liegt bei Fontenoy begraben, liebes Kind, nicht weit von dem Fleck, wo der liebe selige Severac seinen linken Arm ließ — und da hier, alle Wetter, wir sind bei Hofe, da hätte ich Sie zuerst vorstellen sollen, Herr Graf, — hier, liebes Kind, haben Sie einen ungeheuer vornehmen Herrn, den Herrn Grafen von Agenois, den edelsten Sproß des Hauses Richelieu!“

Der Graf von Agenois küßte die Hand Claudia's und sagte ihr, daß er die Ehre gehabt habe, während der Belagerung von Bergen op Zoom Adjutantendienste bei ihrem Vater zu thun.

Claudia ließ sich von den alten Soltaten, den Waffengefährten ihres Vaters, umarmen und fühlte mit einer Art von Entzücken, daß sie nicht ganz allein sei und vereinsamt im Leben.

„Liebes Kind“, nahm der Graf von Tessé das Wort wieder, „wir wissen Alles, was Ihnen hier geschehen ist, wir schämen uns, daß der französische Adel so weit herunter gekommen ist, daß Ihnen das geschehen konnte, ohne daß auch nur Einer seine Stimme und seinen Degen für die gekränkte Ehre einer Dame erhoben hätte. Ventre Saint gris! Ich weiß, seit die maison militaire aufgelöst ist, können nur Dummheiten hier passiren. Ich rede von der Leber weg, liebes Kind, — ob Sie eine Liebschaft haben mit einem Edelmanne von der ehemaligen maison militaire des Königs, weiß ich nicht, sehe aber gar nicht ein, warum ein Fräulein nicht einen Edelmann lieben soll. Ventre Saint gris! Wir Alle hätten uns schlecht genug dabei befunden,

wenn man solch ein Verlangen an die Fräuleins gestellt hätte, als wir noch jung waren. Da ist hier ein Edelmann bei Hofe, der hat es schmerzlich empfunden, daß man Ihnen Unrecht that; statt aber seinen Mund aufzuthun für Sie und seinen Handschuh hinzuwerfen, schreibt er an mich alten Mann und sprengt mich fünfzig Meilen weit hieher. Ich weiß nicht, was dieser junge Adel für Zeug ist, ich glaube, die Courage fehlt, denn, wozu brauchte er mich? Nun, mein Herr Correspondent scheint noch der Beste zu sein; sein Vater war ein braver Mann, und Art läßt doch nicht ganz von Art. Da nun der junge Adel vergessen zu haben scheint, ganz vergessen zu haben scheint, was seine Pflicht ist, darum sind wir gekommen, wir vom alten Adel, wir alten Invaliden, um die Ehre einer Dame zu schützen, die weder Aeltern, noch Brüder, noch Vettern hat. Weinen Sie nicht, Kind, Sie haben, statt aller Verwandtschaft, die Waffenbrüder ihres todten Vaters. Ventre Saint gris! Wir wollen den doch sehen, der sich unterstehen wird, das Kind des Generals von Severac zu kränken! Wir, wir, vier haben uns eine Audienz bei Seiner Majestät dem Könige erbeten, wir haben ihm gesagt, daß wir, wir vier, Sie unter unseren Schutz nehmen, daß wir für Sie sorgen würden. Seine Majestät sind sehr ungnädig gewesen, denn wir haben zum alten Hofe gehört und haben die österreichische Politik nie gelobt, und daß wir uns für Frankreich unsere Knochen zerhacken ließen, das ist lange her, — Seiner Majestät Großvater hat uns schon dafür belohnt. — Nun, Seine Majestät hat uns erklärt, er wolle Ihnen Ihre Pension weiter zahlen lassen, wir aber haben das in Ihrem Namen abgelehnt, liebes Kind. Wir haben gesagt, die Arpajon hätten so viel für Frankreich gethan, daß ihr letzter Sproß auch die größeste Belohnung von seinem g n ä d i g e n Könige annehmen könne, die Arpajon von Severac und Montrevel seien aber ein so vornehmes Geschlecht gewesen, daß die letzte Erbin ihrer Titel und Ansprüche von einem u n g n ä d i g e n Könige nichts annehmen könne. Weiß schon, weiß schon, daß ich in Ihrem Sinne gesprochen, liebes Kind, sollen aber nicht zu kurz kommen dabei. Die Börse des seligen Papa hat uns Allen immer zu Gebot gestanden, wir haben uns ihrer

oft bedient, wir werden für Sie sorgen. Herr von Lameillerane ist der Einzige von uns, der geheirathet hat, freilich ist seine Gemahlin längst todt, aber seine Tochter, die Frau Marschallin von Aubeterre, wird sich eine Ehre daraus machen, die Gräfin von Severac bei sich aufzunehmen. Kommen Sie, liebes Kind!"

Claudia von Arpajon dankte den Herrn mit wenigen, aber herzlichen Worten, warf einen letzten, feuchten Blick auf die halb wüste Wohnung, in der sie so viele Stunden ernster, stiller Freude und in der letzten Zeit stummen Weh's verlebt, dann schritt sie, von den Grafen von Tessé und Agenois geführt, von den Herren von Rochebaron und Lameillerane gefolgt, hinaus.

Der hohe Rang, den Graf Tessé nicht nur im Heere, sondern auch bei Hofe einst bekleidet, — er war erster Stallmeister Ludwig's XV. gewesen und gehörte einer mächtigen Sippschaft an — die hohe Achtung, in welcher der Graf von Agenois stand, den man den wahren Repräsentanten der glänzenden Traditionen des Hauses Richelieu nennen konnte, die würdige Haltung der beiden Veteranen, die der Dame folgten, Alles kam zusammen, um die Abreise der Gräfin Claudia von Arpajon Aufsehen erregend zu machen.

Ueberdem waren die Herren in vier Kutschen und mit einer zahlreichen Dienerschaft gekommen und der alte Graf Tessé, der den Hof genau kannte, hatte es so eingerichtet, daß die Abfahrt zu einer Zeit stattfand, wo eine Menge von Menschen Zeugen derselben sein mußte.

Den Hut unter dem Arme führten die vier Edelleute die Tochter ihres ehemaligen Waffenbruders durch eine Reihe von Lakaien zum Wagen. Graf Tessé hob sie hinein und nahm neben ihr Platz, die drei andern Edelleute setzten sich auf den Rücksitz, der Dame gegenüber.

„Nach dem Hotel Aubeterre! riefen zu gleicher Zeit die Valets de Pied den vier Kutschern zu, und dahin rasselten die Equipagen.

Es war das zugleich auch eine Rancüne des alten Hofes, die Graf Tessé gegen den gegenwärtigen übte.

Der ganze Hof ärgerte sich, auch der König war verdrießlich, wie allemal, wenn er auf Widerspruch oder Widerstand von Edelleuten stieß. Diese Eigenthümlichkeit, die wir nicht ganz zu erklären wissen, hat Ludwig XVI. sein ganzes Lebenlang nicht verlassen und hat in der großen Katastrophe die allertraurigsten Folgen gehabt. Wenn die Minister, oder die Deputirten, oder die Commune Paris, oder sonst wer Widerspruch oder Widerstand seinem Willen entgegensetzte, fast immer war der König bereit nachzugeben, und leider Gottes hat er nachgegeben, bis er nichts mehr zu geben hatte, als sein königliches Haupt — und das hat man ihm dann genommen. Wenn aber ein Edelmann widersprach, wenn Edelleute, getragen von dem Bewußtsein ihrer heiligsten Pflichten, Vorstellungen zu machen wagten, dann gerieth Ludwig XVI. in den unglaublichsten Zorn. Was er mit seinen Ministern einmal beschlossen, dafür verlangte er stets die unbedingte Hülfe und den Beifall des Adels, und hatte keine Aufmerksamkeit mehr für die wichtigere Frage, ob die vorgeschlagenen Maaßnahmen ihrer Aufgabe dienten, oder derselben gerade entgegen arbeiteten. Das machte die Position des Adels in den späteren parlamentarischen Versammlungen von vornherein so schwach. Die royalistische Opposition hatte fast immer auch den König selbst gegen sich, der sich zum Organ der demokratischen Minister machte, welche ihm die Majorität gaben. Ludwig XVI. hatte unzweifelhaft ein Gefühl von der Gemeinsamkeit der höchsten, Interessen des Königthums und des Adels, aber er begriff nicht daß man sich nur dann auf etwas stützen kann, wenn es fähig ist, Widerstand zu leisten. Ludwig XVI. liebte sein Volk und er nannte sich nur zu gern den Vater aller seiner Unterthanen, aber das Blut, das in seinen Andern floß, machte ihn, gegen seinen Willen, gegen sein Wissen vielleicht, zu dem ersten Edelmann seines Reichs, er fühlte sich dem Adel doch näher verwandt, als dem, was man damals und auch jetzt noch, im Gegensatz gegen den Adel, fälschlicher Weise Volk nannte und nennt. Deshalb der Zorn, in den er alle Mal ausbrach, wenn der Adel nicht wollte, wie er oder seine Minister. Nie hat ein König so gegen den Adel gearbeitet, wie dieser treffliche, aber mißgeleitete und staats=

männisch unfähige Bourbon, und doch hat nie ein König von seinem Adel so viel verlangt, wie er.

Der ganze Hof war erzürnt über die Keckheit, mit welcher die vier alten Kriegsgefährten des Grafen von Severac ihm getrotzt, und der Groll darüber machte sich nun wieder an der armen Claudia von Arpajon Luft. Man erzählte bei Hofe, der Abgang des Ehrenfräuleins sei ihrer scandaleusen Aufführung würdig gewesen, sie habe sich von einer Schaar alter Roué's abholen lassen, die an dem sittenlosen Hofe Ludwig's XV. ihre Schule gemacht, und das Asyl, das sie bei der allerdings etwas leichtsinnigen Marschallin von Aubeterre gefunden, war der Gegenstand von sehr niederträchtigen Bemerkungen. Man nannte sie die Frau Marschallin en second, denn ein Verhältniß zwischen dem Grafen von Agenois und Frau von Aubeterre, die sehr schön und eine junge Wittwe war, ließ sich zwar nicht beweisen, wurde darum aber erst recht, als etwas, was sich von selbst versteht, angenommen. Man brauchte eben eine Verleumdung, um eine andere dadurch pikanter zu machen.

Dem aufmerksamen Beobachter mußte mancherlei auffallen bei dieser ganzen Angelegenheit. Erstlich die Leichtigkeit, mit welcher der Ruf einer bis dahin völlig unbescholtenen Dame ruinirt wurde, dann die Kopflosigkeit, mit welcher man von Oben handelte, ohne jede Untersuchung, ferner, das große Aufsehen, das die Sache in Paris machte, wo man Gassenhauer auf die arme Claudia sang, die eine ausgesuchte Bosheit verriethen, ein Aufsehen, das nicht natürlich war, denn die Pariser sind sonst mehr als nachsichtig gegen Avantüren der Art, endlich aber — und das war ein Zeichen, daß ein geheimer Einfluß im Spiele war — daß Paris nicht für die Hofdame war. Paris, das sonst jede Opposition gegen den Hof in die Mode brachte, das für Jeden, der zu Versaille in Ungnade fiel, schwärmte, das jeden diebischen Lakaien, der fortgejagt wurde, als ein Opfer des Despotismus bekränzte, Paris hatte diesmal nur Hohn und Spott für die ungerecht gekränkte, verleumdete und entlassene Dame.

Auch mußte es den, der aufmerksam forschte, befremden, daß von jener Zeit an die Indiscretionen der Dienerschaft von

Tage zu Tage frecher, häufiger und in demselben Maaße lügenhafter wurden.

Dem Kammerjungfernklatsch, der gemeinen Verleumdung der Bedientenstube war die Hofdame einer Königlichen Prinzessin erlegen. Von dem Augenblicke an war es, als ob die Bedientenstube die Macht gefühlt hätte, die sie auszuüben vermöge in einer Gesellschaft, die, in unseliger Selbstverblendung, ihre eigenen Stützen, eine nach der anderen, untergrub, bis das Haus über ihr zusammenbrach und sie unter seinen Trümmern zerschmetterte, weil das sittliche Bewußtsein ihrer historischen Entstehung und der damit verbundenen Pflichten, aus dem allein die rettende Einsicht hervorgehen kann, verloren gegangen war.

Claudia von Arpajon war nicht mehr am Versailler Hofe, trotzdem empfing der Advokat Maximilian Robespierre noch immer die Berichte der Frau Angelique Belmontet — der Mann hatte die Macht der Verleumdung erprobt, die Waffe, die er an der Gräfin versucht, hatte sich bewährt; von dem Augenblicke an sorgte er dafür, daß sie nicht rostete.

Nach und nach begannen jetzt jene schändlichen Gerüchte über die Liebschaften der Königin Marie Antoinette in's große Pariser Publikum zu dringen. Diese abscheulichen Gerüchte vermehrten sich täglich und besudelten, wie ekle Fliegen, den reinen Ruf der hohen Frau. Der General-Polizei-Lieutenant und seine Diener waren in Verzweiflung; sie fanden keine Waffe gegen diese Gerüchte, die bald einen politischen Charakter annahmen. Das „österreichische Comité", an dessen Spitze die Königin stehen sollte, ein Comité dem man schuld gab, es wolle Frankreich zu einer österreichischen Provinz machen, begann seine große Rolle zu spielen. Da war bald dieser, bald jener der beglückte Liebhaber der Königin, bald der Duc de Lauzun, bald der Baron Besenval, der Schweizer-General, bald der Schwedische Graf Fersen, bald der Graf von der Mark, — der Ruf der Königin wurde methodisch ruinirt, und als man die Pariser glauben gemacht hatte, sie habe „Klein-Trianon" in Klein-Wien umgetauft, da begann jener grauenvolle Haß gegen die Kaisertochter, der kein Ende kannte.

Sechstes Capitel.

Zwei Schwestern und ihre Verehrer.

Die Stadt Rhodez, wo unsere Erzählung begann und wohin sie uns jetzt wieder zurückführt, ist, oder war wenigstens, zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein ernsthafter alter Ort, der mit seinen massiven Häusern von röthlichem Quaderstein, die von der Zeit geschwärzt sind, und den mächtigen Bäumen davor, meist Ulmen, seltener Platanen oder Kastanien, den Eindruck eines ehrenfesten, soliden Bürgerthums machte.

Die schönen alterthümlichen Häuser der Geschlechter, mit dem steinernen Wappenschilde im Frontispiz, oder der Namens-chiffre mit dem Krönlein darüber im kunstreich aus Eisen gehämmerten Gitter des Balkons, hatten meist jene vornehme Lage zwischen Hof und Garten, so daß nicht alle Welt gleich von der Straße in ihre Thür treten, in ihre Fenster schauen, an ihrer Wand horchen konnte. Vom Garten aus aber streckten hohe, feierliche Ulmen ihre starken Aeste wie Arme über das Dach hinaus, als ob sie das Haus und alle seine Bewohner schützen wollten und segnen zugleich. Und auf der First der meisten, da prangte die Wetterfahne, die einst nicht ohne Weiteres ein Jeder auf sein Haus setzen durfte, sondern, nach altem Brauch und Recht, nur der, welcher seine eigene Fahne aufgepflanzt hatte auf eine erstürmte Mauer.

Das individuelle Leben, das durch jene alten Tage wehte, gab den alltäglichsten Dingen Sinn und Bedeutung. Da ist keine, auch noch so geringe Erscheinung, die nicht einem Gedanken gedient hätte, die nicht symbolisch gewesen wäre. Symbole haben wir wohl noch, aber der Gedanke, der Geist ist verloren gegangen; es sind todte Zeichen geworden. Und wo der Gedanke irgend noch lebendig in einem Symbole, da zerschlagen wir die Form, um den Gedanken los zu werden, um ihn aufgehen zu lassen in der kläglichen Allgemeinheit, die keine Besonderheiten mehr vertragen kann.

In einem dieser alten Patricierhäuser, zwischen Hof und Garten, in dessen Giebelfelde zwei Bracken, vorwärts sehend, einen

gespaltenen Schild hielten, der vorn mit Schindeln bestreut war und hinten zwei Bärentatzen, ins Andreaskreuz gelegt, zeigte, war ein traurig Treiben heute.

Auf dem mit dem gelben Kiessande des Aveyron reinlich befahrenen Hofe sangen sechzig Schulknaben, unter der Anführung ihrer Lehrer, ein langes Grablied, und der Herbstwind spielte mit den langen Trauerbändern und Florschärpen, mit denen sie, nach dem letzten Willen des edlen Hausherrn, der dort in dem großen Zimmer zur rechten Seite der Thür, im Sarge lag, versehen worden waren. Vorn im Hofe sangen die Schulknaben, hinten im Garten neigten sich vor dem Herbstwind die riesigen Ulmen, — stöhnten wie mitfühlend und ließen, gleichsam entmuthigt, die letzten Blätter, die bunten, welken, niederfallen auf die herbstlich bereifte Erde. Im Hause selbst aber, auf der Diele, saß die Dienerschaft mit trauerndem Angesicht, die Meisten auch mit trauerndem Herzen, denn es war ein guter Herr gewesen, der ihnen gestorben war, sie Alle hatten lange in dem Hause gedient, die Meisten in gar keinem anderen. Aber drin bleiben konnten sie nicht, denn er war der Letzte seines Namens gewesen, der wohlgeborene, wohlweise und gestrenge Herr, Herr Renatus von Lostanges, einer der Patricier und Ehren-Prevot der guten Stadt Rhodez, so wie Groß-Senechal des Königs in Rovergne und Ritter des Ordens vom heiligen Michael, der da in seinem Bücherzimmer im Paradesarge lag.

Zu Füßen des Sarges saß der Herold der Senechaussée, von Rovergne, das Haupt mit der Florkappe bedeckt, gehüllt in den weiten Trauermantel; links knieeten drei betende Mönche, ein weißer, ein grauer, ein schwarzer von jedem Kloster der Stadt Einer, und rechts, neben dem Sarge seines alten Freundes, saß, als Testamentsvollstrecker, der Hufschmied Augustin Morlier, genannt der Marschall von der Kastanie.

Nur die murmelnden Stimmen des Cisterciensers, des Franziskaners und des Dominikaners unterbrachen die tiefe Stille, und mit dem Strahl des herbstlichen Tageslichts, das sich durch die dichten Vorhänge in das alterthümliche Gemach stahl, verschmolz das bleiche Licht der Wachskerzen, die auf hohen Gueri-

dons um den Sarg brannten. Helm, Handschuhe und Sporen lagen auf dem Sarge des ritterbürtigen Edelmanns und tiefer unten kreuzte sich der Parade-Degen des städtischen Patriciers mit dem silbernen Scepter der Senechausée.

In starrer Trauer, unbeweglich, saß der Marschall von der Kastanie neben dem Sarge seines alten Freundes, der endlich heimgegangen nach jahrelangem schweren Leiden, und in starrer Trauer standen sechs Pedelle der Stadt, den Korbdegen an der Seite, die Patisane mit schwarzen Trobbeln im Arm, als Leichenwacht an der Thür.

Drüben, auf der andern Seite der Diele in den Prunkgemächern des Patricierhauses, die sich seit Jahren, der Krankheit des Herrn wegen, nicht geöffnet hatten, ging es lauter zu. Da drängten sich die Herren aus den Geschlechtern der guten Stadt Rhodez, die Würdenträger und Beamten des Gemeinwesens, die Mitglieder der Zünfte und Corporationen, und genossen von dem Kreuzkuchen, den Muttergottesbrödchen und den Honigsemmeln, so wie von den stark gewürzten Weinen, wie sie nach alter Sitte bei Beerdigungen denen dargereicht wurden, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen.

„Es geht heute hier nicht so würdig zu, wie es wohl zugehen sollte!“ bemerkte ein weißköpfiger Obermeister des Tuchmachergewerks halblaut zu dem Hospitalitermeister des Raths. „Seht mal, da drängt sich der kleine Schuhmacher Gobbet, der doch nur durch den Wirrwarr in den letzten Jahren in die Gilde gekommen ist, mitten unter die edlen Herren. Meiner Treu! er nimmt sich's heraus, sich neben den Herrn von Cornehaut zu setzen, der doch schon zweimal Bürgermeister gewesen war, ehe der Tölpel nur geboren wurde!“

Der Hospitalitermeister theilte die Mißbilligung des Tuchmachers, doch erregte eine andere Person seine Galle noch mehr; giftig entgegnete er: „Paßt sich nicht, habt Recht, indeß ist es bloß unpassend. Ungezogen aber ist es, daß der Schreiber, der Babeuf, hier herumspaziert, als gehöre er hierher. Jener ist doch wenigstens ein zünftiger Mann, aber der, wozu gehört der? Es ist wahr, er gehört zur Sippschaft des Marschalls von der

Kastanie, aber das ist weitläufig, und der Marschall hat ihn auch nicht hierher gebracht, ihn, der nicht einmal ein Stadtkind ist, — nein, der junge Brunel hat ihn hergeführt, den die Gewandschneider zu ihrem Obermeister gewählt haben, als die Zünfte eben so plötzlich wieder hergestellt wurden, wie sie zuvor aufgehoben worden waren. Ich weiß nicht, aber seitdem ist bei gemeiner Stadt eine Verwirrung eingerissen, daß einem die Haare zu Berge stehen; es will seitdem gar nichts mehr recht passen. Die Alten, die es verstanden, kommen nicht mehr zu Wort, und die Jungen, die es nicht verstehen, machen Alles; aber wie? daß sich Gott erbarme! Ach, Gevatter, bei der letzten Hospitaliter-Versammlung, vorgestern, ging es schlimm her. Denkt Euch, da hat der Brunel, der doch nur mit den anderen Obermeistern die Rechnungen zu prüfen hat, wie Ihr wißt, kurzweg verlangt, über die Vergebung der Stellen im großen Hospital Sanct Mauritii und Sanct Cyriaci sollte künftig der große Rath nach Stimmenmehrheit entscheiden. Denkt Euch, also die Leute und ihre Nachkommen, die von ihrem Gelde das Spital gebaut, von deren Ländereien und Kapitalzinsen es noch heute erhalten wird, die sollen nicht mehr die Stellen vergeben, sondern der große Rath! Zwar haben sie dem Brunel, der Alles thut, wie es ihm der Babeuf räth und vorsagt, in der Versammlung ganz gehörig die Wahrheit gepfiffen, und der alte Bartholomäusmüller, Jakob Guillabert, sagte ihm in's Gesicht: „Meister, was Ihr da vorschlagt, ist nichts als Raub und Diebstahl, denn die Stifter des Spitals haben die Zinsen und Erträgnisse dem Hospital gewidmet, um Arme und Kranke ihrer Bekanntschaft, ihrer Dienerschaft, kurz und gut, Personen, die sie und ihre Nachkommen kennen und die sie einer Versorgung im Alter für würdig halten, dort unterzubringen. Der große Rath hat sich um andere Dinge zu kümmern, die Pfründen von Sanct Mauritii- und Cyriaci-Hospital gehen ihn so wenig etwas an, als meine Mühle, und wer den Familien der Pfründenstifter ihr Vergebungsrecht nimmt, der bestiehlt sie!“ Ihr kennt den Bartholomäusmüller, Meister, er sagte es ihm ordentlich. Der Schneider war auch ganz wüthend und fluchte so laut, daß ihm der gelehrte Herr, der Doctor

Martin von Azyr, ernsthaft verbot, weiter zu reden und ihn ermahnte, nicht zu vergessen, daß er sich in einem geistlichen Hause befinde. Ich bin nun auf kommenden Sanct Mauritiustag dreiundvierzig Jahre Hospitalitermeister eines edlen Rathes eine solche Rechnungsabnahme aber habe ich noch nicht erlebt!"

„Ja, ja," meinte der Tuchmacher, ihr habt leider vollkommen recht, ja es will nichts mehr passen, seit sie uns von Paris fortwährend commandiren, bald dieses, bald jenes, heute so, morgen so. Meine Familie ist doch so alt in der Gilde, ich habe meinen Großvater noch gekannt, und habe viel mit ihm gesprochen. Sonst haben sie uns von Paris niemals Befehle geschickt; die Geldsachen hatte zuerst der General-Lieutenant und dann der Intendant; aber wenn die das Ihrige hatten, dann waren sie froh, wenn wir sie nicht weiter incommodirten, und unsere Stadt ist immer eine von denen gewesen, die mit sich selbst am Besten fertig geworden ist."

So sprachen die alten Bürger unter sich.

In einer anderen Gruppe flüsterte man, die freie Kornausfuhr, die nun schon dreimal in wenig Jahren erlaubt und wieder verboten worden, sei von Neuem gestattet, was abermals Noth und Verwirrung erzeugen werde. In einer dritten klagte man über die unerhörte Beraubung und Verderbung der städtischen Forsten, der man nicht mehr Herr werden könne, weil eine Ordonnanz die Städte wehrlos gemacht habe.

Ein Erlaß des Provinzial-Intendanten hatte nämlich der Stadt befohlen, ihre kleine Miliz sofort zu entlassen. Die Stadt hatte sich geweigert, weil sie nach ihren Privilegien eine bewaffnete Truppe halten durfte. Der Intendant hatte ein Commando Königlicher Truppen gesendet und die Miliz mit sanfter Gewalt aufgelöst. Seitdem war um Rhodez, wie an anderen Orten, wo man ähnlich verfahren war, die Unsicherheit groß geworden. Diebstähle an öffentlichem und Privat-Eigenthum, Mordthaten, Raubanfälle, Waldbrände mehrten sich in erschreckender Weise. Der Protest der Stadt dagegen lag in ihrem Parlamente natürlich unerledigt, denn das Parlament selbst war während der Zeit abgeschafft und wieder hergestellt worden.

Auch, was man so nennt, höhere Politik wurde getrieben. Man suchte sich gegenseitig über die Berufung der Stände des Königreichs zu belehren, die vielseitig gefordert wurde. Man wußte nicht recht, was das eigentlich war, aber man hoffte viel von deren Einberufung. Hier stimmten die alten ehrenfesten Patricier und Gildemeister auch mit dem jüngeren, philosophisch gebildeten Geschlechte überein, denn, weil beide nicht recht wußten, was diese „états généraux“, von denen man mehr und mehr anfing zu sprechen, eigentlich zu bedeuten hätten, so meinten die alten Herren, die Einberufung der „gemeinen Stände des Königreichs“ müsse endlich alle dem Wirrwarr, der sie von Tage zu Tage mehr ängstigte, ein Ende machen; denn sie wußten, daß unter den vorigen Königen, nach den Wirren der bürgerlichen Kriege, fast immer mit der Einberufung der Generalstände die Ordnung wiederkehrte. Sie betrachteten die Einberufung der „états généraux“ als eine von den zahlreichen „coutumes“, auf welche ihre bürgerliche Politik, ihr ganzes Gemeinwesen basirt war. Die jungen Leute dagegen faßten die Generalstände von Anfang an als ein Mittel, die bestehenden Einrichtungen abzuändern, auf, eine Ahnung der Revolution war in den Gemüthern. Die Generalstände waren als Waffe gegen das Bestehende zu brauchen, das fühlte die Masse instinctmäßig; wie weit man sich dieser Waffe bedienen könne, wußten wohl nur Wenige, wie weit man sich dieser Waffe bedienen würde, das ahnte damals Niemand.

Im Ganzen aber war in der Versammlung in dem Sterbehause des alten Patriciers jene Unruhe bemerklich, die damals halb ängstlich und verdießlich, halb frech und lüstern mehr und mehr die ganze französische Gesellschaft ergriff und ihr die Besonnenheit völlig raubte.

Nur die älteren Herren bewahrten noch eine Art von äußerer Gleichgültigkeit wenigstens gegen diese Ereignisse, und nur sie schienen wirklich um den Tod des alten Patriciers zu trauern. In den Kreisen der Jüngern, namentlich derer, die erst in den letzten Zeiten der Confusion und durch die Confusion zu Ansehen und Einfluß gelangt waren, konnte man hören, daß der Tod des Herrn von Lostanges ihnen eine wahre Befriedigung gewährte.

Sie hatten den festen Willen und den scharfen Blick dieses Mannes gefürchtet, obwohl derselbe seit Jahren an das Krankenlager gefesselt war und seinen Einfluß nur durch seine Freunde, besonders durch Augustin Morlier übte. Der kranke Greis war in der That das Haupt der conservativen Partei gewesen, und wenn in Rhodez die Bewegungspartei noch immer in so kleiner Minorität war, trotz der Hülfe, die ihr die Revolution von Oben leistete, so war der Mann, der jetzt todt war, der Grund dieser Erscheinung.

Plötzlich öffnete sich die Thür. Ein Pedell des Rathes trat vor, ihm folgten drei junge Mädchen, in tiefer Trauer. Die Eine trug einen Korb mit Citronen, die mit Gewürznägelein besteckt waren, die Andere hatte in ihrem Korbe kleine Sträußlein von Buchsbaum und Rosmarin, das heißt das „Todtenkraut" in der Rovergne, zwischen den beiden Mädchen aber ging Louison Morlier. Den Trauerjungfrauen folgte der Marschall von der Kastanie. Er schritt stattlich daher, aber man sah ihm die Gewalt an, die er sich anthat, und seine Augen waren von Weinen geröthet. Auf jeder Seite des Testamentsvollstreckers ging ein Pedell, der einen Säckel von rothem Sammt trug. Hinter ihm aber kam paarweise die ganze Dienerschaft des Hauses.

Nun begann der Umgang. Louison reichte jedem der Anwesenden eines der kleinen dunkelfarbigen grünen Sträußlein und eine der mit Gewürznägelein besteckten Citronen aus den Körben ihrer Begleiterinnen und sprach mit lieblich leiser Stimme: „Nehmt hin, das ist der letzte Gruß des Herrn Renatus von Lostanges, bittet für ihn!"

Und hinter ihr kam der Marschall von der Kastanie und sprach mit feierlichem Ernst und tiefer Stimme: „Nehmt hin, Herr, das ist der letzte Dank des Herrn Renatus von Lostanges, der als ein Christ gestorben ist!"

Dann faßte er in den Säckel des Pedells zur Rechten und reichte daraus ein Goldstück dar. Das geschah aber nur bei den Patriciern und den Vorstehern der städtischen Behörden; kam er zu einem Gildemeister oder zu einem Beamteten der Stadt, dann faßte er in den Säckel des Pedells zur Linken und reichte daraus einen Lilienthaler von sechs Franken.

Alle ohne Unterschied aber antworteten eintönig: „Gott schenke dem Herrn von Lostanges, der als ein Christ gestorben ist, die ewige Seligkeit!“

Die gesammte Dienerschaft aber sagte: „Amen!“

So wollte es der Brauch in Rhodez und der Grafschaft Rovergne.

Schon viele Male war der fromme Spruch und das Amen erklungen, da stand der Marschall von der Kastanie plötzlich stumm vor seinem Vetter Babeuf, der ihm spöttisch frech in's Gesicht sah. Dem alten Manne erglühten die Wangen, einen Augenblick sah er sich verlegen um. Babeuf war weder Patricier, noch Beamter, noch Gildemitglied, er hatte keine Stelle in diesem geordneten Gemeinwesen, es war darin kein Platz für ihn. Aber er hatte sich eben so keck und zuversichtlich hineingedrängt in diese Gesellschaft, wie sich die Leute seines Schlages hineindrängten später in die große französische Gesellschaft. Die französische Gesellschaft aber hatte Keinen, der ihr die Leute dieses Schlages so entschlossen aus dem Wege räumte, wie es der Marschall in dem Patricierhause zu Rhodez that.

„Geht hinaus, Babeuf,“ sagte er ernst und drohend zugleich, „die Almosen, die der selige Herr Renatus von Lostanges den Armen bestimmt hat, werden draußen ausgetheilt!“

Babeuf stand wie verzaubert vor diesem Ernst, sein ganzes Gesicht verzerrte sich, seine Lippen zuckten, aber er vermochte nicht zu reden. Die alte Sitte imponirte ihm noch einmal auf einen Augenblick. Ohnmächtige Wuth durchkrampfte seine ganze Seele; er sah nur ernste, mißbilligende Blicke auf sich gerichtet und er stand allein. Ein weiter Kreis hatte sich um ihn gebildet und Meister Augustin Morlier war längst weiter gegangen, ohne sich um ihn zu kümmern.

Babeuf suchte mit den Augen den Obermeister der Gewand-Schneider, der ihn mitgebracht, der ihn zu seinem vertrauten Rathgeber gemacht, den er beherrschte. Aber der sonst so maulfertige junge Mann vermied es sichtlich, ihn auch nur anzusehen, und als Babeuf auf ihn zuging, wich er ihm aus und fing ein Gespräch mit dem Bartholomäusmüller Jakob

Guillabert an, mit einem Manne, dem Babeuf nicht gern in den Weg kam.

Es war eine peinliche Stunde für den ehrgeizigen und gewissenlosen Lohnschreiber, der das Trauergemach aus Trotz nicht verlassen mochte und sich doch krümmte in ohnmächtigem Groll unter der allgemeinen Geringschätzung, die ihn aus jedem Auge anstierte.

Endlich war dieser Theil des Leichenbegängnisses vorüber — der Sarg wurde auf die Diele gebracht und eingesegnet, die Klageweiber, acht an der Zahl, stimmten ihre Lieder in einem unverständlichen, weil längst veralteten Patois an und doch bebten die Herzen der Hörer beim Klange dieser alten Gesänge mit ihren tiefen Molltönen. Der Sarg wurde aufgehoben, immer mächtiger erklang der Klageruf. Zwölf Holzflößer waren die Träger des Sarges, denn der Verstorbene war auch Syndikus dieser Innung gewesen. Der Sarg wurde in den Hof hinab getragen, und zugleich wurde auch das Sterbeglöckchen im nahen Franziskanerkloster gezogen. Sofort verstummte der Leichengesang der Klageweiber und der fromme Ton der christlichen Lieder der Schulen mischte sich mit dem Glockengeläute aller Thürme der Stadt.

Sie begruben den guten Herrn von Lostanges bei seinen Vätern in der Gruft der alten Kirche von Sanct Anton. Der Herold der Senechaussée schritt voraus mit dem Wappenschilde des Verstorbenen und hinter dem Sarge führten sie sein Leibpferd. Es war Alles, wie es der alte Brauch vorschrieb. Und als die Gruft geschlossen war, da hing der Herold den Wappenschild auf an der Thür der Grabkapelle, durch deren Gitter man hinabsehen konnte auf die Särge derer vom Hause Lostanges und der älteste Patricier der Stadt nahm den Schlüssel, warf ihn durch die Gitter hinab zwischen die Särge und rief: „verflucht sei die Hand, welche diese Thür öffnet, denn der selige Herr Renatus von Lostanges ist bei seinen Vätern, der letzte seines Stammes, und es ist Niemand nach ihm, der ein Recht hat, hier einzugehen!“

So begruben Sie den alten Patricier. Danach kehrten sie

in das Haus des Todten zurück und hielten das Leichenmahl mit allem Ernste. —

Während Meister Augustin Morlier und sein Sohn Louis bei diesem Leichenmahle waren, hatte sich Babeuf, ungesehen von den Schmiedegesellen und den Mägden, durch eine kleine Pforte, die aus dem Hofe der Kastanienschmiede nach dem Aveyron führte, in das Gemach des Schmiedemeisters geschlichen. Zuvor hatte er, durch das Fenster spähend, sich überzeugt, daß Louison allein sei. Keck trat der freche Mensch zu dem lieblichen Mädchen, das einen leichten Schrecken über den unvermutheten Anblick nicht zu verbergen vermochte.

Babeuf gedachte in dem Moment, wo er Louison bei seinem Erscheinen erzittern sah, daß dieses jetzt zitternde Mädchen heute Zeugin der tiefen Demüthigung gewesen, die ihm widerfahren. Eine ganze Hölle leuchtete auf in seinen Augen — gewandt, wie eine Katze und ebenso unhörbar, so leicht war er neben ihr, schlug seine Arme um ihren Nacken, drückte sie an sich, küßte sie und erstickte ihr ohnmächtiges Sträuben und ihren angstvollen Wehruf in seiner stahlharten Umarmung, unter seinen dünnen Lippen.

Gewiß war eine Art von Leidenschaft in der gemeinen Seele dieses gewissenlosen Menschen für das liebenswürdige Mädchen, dessen üppig entwickelte Körperfülle grade seine Sinnlichkeit besonders reizen mochte; aber der eigentliche Genuß, den Babeuf empfand, als er Louison in seinen Armen hielt, war das Gefühl, daß er die Tochter des Mannes küßte, der ihn so tief gedemüthigt, der ihn zu den Bettlern verwiesen hatte.

Als es dem jungen Mädchen nach mannichfachen Anstrengungen gelungen war, sich loszuwinden aus der umstrickenden Umarmung Babeufs, war der Zorn über das unwürdige Benehmen des Menschen so gewaltig in ihr, daß sie ihm zweimal heftig mit der geballten Faust in's Gesicht schlug und ihm, außer Athem, befahl, sich sofort zu entfernen.

Es war eine kleine, hübsche Hand, die Louison hatte, aber es war doch die Hand einer Schmiedemeisterstochter, und Babeuf merkte das unter ihrem Schlage; aber er ging nicht,

denn er wußte schon, daß die Hand Louisons stärker war, als ihr Geist.

„Schlage mich," sagte er, „schlage mich noch stärker, tritt mich mit Füßen, Louison, ich werde doch nicht aufhören, Dich zu lieben."

„Unverschämter!" antwortete Louison kurz, aber an dem Ton ihrer Stimme hörte Babeuf, daß sich ihr Zorn schon zu legen begann, daß die natürliche Gutmüthigkeit des einfachen Mädchens schon wieder Oberhand gewann, und daß Louison schon an ihre nächste Beichte dachte, in welcher sie sich des Zornes anklagen mußte.

Babeuf hatte im Lauf einiger Jahre dieses einfache, fromme, liebenswürdige Mädchen durch und durch kennen gelernt, und eben weil ihr Wesen so grundverschieden von dem seinigen war, darum wollte er es sich unterthan machen, um es zu verderben. Er hatte, ohne daß er sich dessen vielleicht ganz deutlich bewußt war, das Gefühl, daß Louison besser war, als er, das drückte und reizte ihn; daß er ihr aber geistig überlegen war, das fühlte er nicht, sondern das wußte er, und darum regte sich der Teufel in ihm und trieb ihn, zu versuchen, wie weit sein Geist Macht habe über den des Mädchens, und ob es ihm nicht gelingen möchte, sie zu sich hinab zu ziehen in den sittlichen Schmutz und Unflath seines Wesens.

Mit der Lüge gewaffnet, trat er zu ihr.

„Verzeihe, Louison. Ich hatte Dir eine gute Nachricht zu bringen, die Freude darüber ließ es mich vergessen, daß ich meine Liebe, meine Leidenschaft für Dich verbergen, verstecken, verleugnen muß. In der Freude, Dir Nachricht von Goton bringen zu können, dachte ich nicht daran, daß man sich in der Kastanienschmiede des armen Vetters schämt und ihn zu den Bettlern auf die Diele schickt!"

Als Babeuf Gotons gedachte, leuchteten Louisons Augen auf in unsäglicher Freude. Es war so leicht, dies liebende Schwesterherz zu täuschen und Babeuf täuschte es immer und immer wieder mit erlogenen Nachrichten von Margot.

Plumpe, armselige Lüge, aber ausreichend für die hoffende

Schwester. Babeuf hatte sich bereits einen gewissen Einfluß auf Louison errungen, lediglich dadurch, daß er sich ihr als den Träger von Grüßen und Botschaften von der geliebten Schwester darstellte. Auch seiner schmutzigen Habgier hatte diese Lüge und die vertrauensvolle Leichtgläubigkeit der Schwester dienen müssen. Geld und Schmuck, Alles, was Louison besaß, war bereits in Babeuf's Hände übergegangen und Louison, welche die traurige Lage ihrer verlassenen Schwester zu erleichtern glaubte, unterstützte seit geraumer Zeit nur die Habgier und Faulheit des elenden Babeuf.

Den größten Vortheil aber hatte dieser Mensch dadurch über das arme Mädchen erlangt, daß es ihm gelungen war, Louison zu überreden, aus allen diesen Dingen ein Geheimniß vor ihrem Vater und ihrem Bruder zu machen. Das Geheimniß war das Band, das ihn mit ihr verknüpfte, und aus diesem Bande wußte Babeuf nach und nach eine immer stärkere Fessel zu machen.

Aber das war nicht das einzige Mittel, dessen er sich bediente, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Priester, bei dem Louison zu beichten pflegte, wurde krank, sein Vertreter gehörte der extremsten Richtung der sogenannten philosophischen Partei an, aber er war klug genug, es möglichst zu verbergen. Babeuf, der Verbindungen hatte, von denen Niemand im Orte etwas wußte, erfuhr das, der Priester wurde sein Freund. Durch ihn wurde er von Stunde an Herr des Gewissens der armen Louison.

Es muß in der vollen Reinheit einer unverdorbenen Mädchenseele eine ungeheure Widerstandskraft liegen, wenn sie äußeren Schutz durch die Sitte und das Herkommen hat, denn wie wäre es Louison nach Verlauf mehrerer Jahre noch möglich gewesen, diesem Manne länger zu widerstehen, dessen Sinnlichkeit eben so heftig trachtete, sie zu verderben, wie der Groll seines ganzen dem ihrigen antipathischen Wesens?

Begierig vernahm Louison Babeuf's lügenhafte Erzählung, nach welcher die arme Margot sich ausgesöhnt hatte mit ihrem Gemahl, bei Hofe vorgestellt war und vom Könige selbst die Zusicherung erhalten haben sollte, daß er den Vater mit der

Tochter versöhnen wolle. Die arme leichtgläubige Louison, die, als gute Tochter, ihren Vater für eine so bedeutende Person hielt, daß sie es ganz in der Ordnung fand, daß der König selbst, die Majestät von Frankreich und Navarra, sich bemühe, ihn mit seiner Tochter zu versöhnen. Louison war so glücklich und Babeuf war noch glücklicher, denn Louison bat ihn um Verzeihung des Schlages wegen. Seiner schlechten, gemeinen Natur that diese freiwillige Demüthigung einer großmüthigen Seele wohl und triumphirend entfernte er sich.

Louison aber träumte von der Freude des Wiedersehens und des Wiederfindens mit der geliebten Schwester und ahnte nicht, wie unendlich entfernt die arme Margot von dem war, was Babeuf von ihr erzählt, und wie sie ihr persönlich viel näher war in diesem Augenblick, als seit Jahren.

Gehen wir von der einen Schwester zur andern, es ist nicht weit.

Nur wenig Meilen von Rhodez aufwärts, am Ufer des rasch strömenden Aveyron lag ein schon halb zerfallenes und ganz wüstes Schlößchen auf einem Bergabsturz ziemlich malerisch zwischen verödeten nnd verwilderten Baumgärten und den Ausläufern des Bergwaldes, der, von Niemandem gehindert, immer kecker und mächtiger dem Flusse zustrebte.

Dieses Schlößchen in tiefer Einsamkeit gehörte den Tiercelins, einem edlen Geschlechte des Landes Auvergne, in welchem es seit unvordenklichen Zeiten mit der Baronie von Ravachon angesessen war. In den letzten Menschenaltern war das edle Haus indessen sehr zurückgekommen und würde kaum noch die Mittel gehabt haben, den alten Namen auch nur einigermaßen würdig zu repräsentiren, wenn nicht ein jüngerer Zweig des Hauses, der bei Hofe und im Felde Glück gemacht, die Lehen und Titel des Grafen von Clugny erworben hätte. Wir wissen schon, daß der jüngste Sohn des Barons Tiercelin von Ravachon den Titel eines Ritters von Clugny führte und bestimmt war, dem Grafen, seinem Oheim, in dessen Gütern zu folgen.

Das Schlößchen am Aveyron, Coromila-le-Chateau hieß es, gehörte zu den ältesten Besitzungen der Tiercelins und wurde von

ihnen einst der wildreichen Umgebungen wegen sehr hoch gehalten. Seit aber die Waldungen und Ländereien ringsum durch Verkauf oder Verpfändung in andere Hände übergegangen waren, kümmerten sich die Tiercelins wenig mehr um das Schlößchen, das getrennt und fern von ihren anderen Besitzungen lag. Gewöhnlich gaben sie es einem alten ausgedienten Jagdbeamten als Ruhesitz und überließen dem die unbedeutenden Erträgnisse, zufrieden, wenn derselbe zu Martini oder zu Weihnachten ein Zuber Fische sandte und bei feierlichen Gelegenheiten die Schaar des Gefolges durch seine Person vergrößern half. Verkauft aber würde das hochmüthige Geschlecht das Schlößchen nie haben, denn, so unbedeutend es war, so hafteten doch Herrenrechte daran, und die Tiercelins von Ravachon würden sich nie des Titels: Seigneurs von Coromila-le-Chateau begeben haben.

An demselben Tage, an welchem zu Rhodez der alte Herr von Lostanges begraben wurde, hatte sich in der Einsamkeit von Coromila-le-Chateau ganz Ungewöhnliches ereignet. Der kleine, dicke, schmutzige Kerl, der im Namen der Tiercelins auf dem Schlößchen saß, befand sich in ärgerlicher Aufregung, denn nach einem Briefe, den er am Tage zuvor empfangen, konnte er jede Stunde die Ankunft des Ritters von Clugny erwarten und die Ankunft des rechten Herrn war dem Vice-Herrn im höchsten Grade unerwünscht. Meister Paulin war in jungen Jahren der Leibjäger des Barons von Ravachon gewesen, hatte die hohe Schule der vollendeten Niederträchtigkeit, mit seinem Herrn gemeinschaftlich, unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans in Paris durchgemacht, und war seiner Zeit das Muster eines spitzbübischen, frechen, üppigen, verdorbenen Dieners gewesen. Die Dienste, für welche er von dem alten Baron den Ruheposten auf dem Schlößchen Coromila erhalten, waren auch gar unsauberer Art, und in Ravachon war männiglich sehr erfreut gewesen, ihn los zu werden.

Dieser spitzbübische Diener, der den Lastern, denen er sich zu Paris ergeben, immer nur widerstrebend und in dem Maaße entsagte, als ihn das Alter hinderte, sie fortzusetzen, war eben noch so faul und betrügerisch, wie sonst, und benutzte die Lage

seines Ruhesitzes dazu, einen ziemlich ausgebreiteten Schmuggelhandel zu unterstützen, indem er die Gewölbe und Keller des Schlößchens zum Entrepot für die geschmuggelten Waaren gegen bedeutende Summen hergab.

André Leverrier, ein starker Kerl von gemeinem Aussehen, aber von gewaltiger Energie und einige dreißig Jahre alt, war sein Gehülfe, sein Genosse, sein Diener, — drei stattliche Mägde besorgten sein Hauswesen. Seine Küche und sein Keller waren immer wohl bestellt, denn Meister Paulin war sehr gefräßig, sehr wählerisch und hatte in Paris so viel gelernt, um seine Mägde selbst in einige höhere Geheimnisse der Kochkunst einweihen zu können. Das war das Beste, was Meister Paulin gelernt hatte zu Paris.

Die Keller und Gewölbe von Coromila-le-Chateau lagen voll geschmuggelter Waaren, die Zeit war zum Weiterschaffen günstig, denn die stürmischen und regnerischen Herbstnächte behagten den Zollreitern der Gabelle nicht. Bei diesen harmlosen Beschäftigungen konnte die Ankunft des Ritters von Clugny den braven Meister Paulin nur stören. Ein fremder Besuch — und als solchen betrachtete der Verwalter den eigentlichen Herrn ohne Weiteres — ist immer störend, besonders wenn man pedantisch-bequem geworden ist, oder so geheimnißvolle Geschäfte vor hat, wie Meister Paulin.

Das Alles hinderte indeß den kleinen, dicken Kerl nicht, mit einem lauten Freudenschrei die Besatzung von Coromila zu alarmiren, als gegen Abend vier müde Postklepper eine in den schlechten Wegen jämmerlich zugerichtete Halbchaise den Schloßberg hinaufschleppten. Als das fast zerschellte Gefährt vor den beiden Trümmerhaufen hielt, welche einst eine Thorfahrt gebildet, sprang Meister Paulin an den Schlag in der dienstbeflissenen Manier eines Bedienten aus guter Schule und half dem Ritter aussteigen, der seiner Unzufriedenheit über die schlechten Wege sogleich durch eine Fluth ächt englischer Flüche Luft machte.

Ueberrascht aber prallte der Viceherr von Coromila zurück, als ihn der Ritter bei Seite schob und selbst einer Dame aus dem Wagen half — ein widerwärtiges Lächeln strahlte aus

seinem Gesicht, etwa wie der Widerschein einer Stalllaterne aus einer Pfütze; sein breites Maul verzerrte sich grinsend, denn er sah Alles vor sich: Liebschaft, Verführung, Entführung, geheimes Versteck, Vertrauter er, viel Trinkgeld u. s. w.

„Ist mein Vater schon hier?" fragte der Ritter. Er hatte nichts mit dem schurkischen Kerl verabredet, aber er kannte seine Leute, denn wirklich antwortete Meister Paulin sofort mit tiefer Verneigung: „Wir erwarten den Herrn Baron erst morgen Mittag, Herr Ritter!"

Margot, denn sie war die Dame, warf einen mißbilligenden Blick auf die Trümmer des Schlosses. Meister Paulin fing diesen Blick sofort auf und sagte eilig: „Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, Coromila ist im Innern besser erhalten, als es von Außen den Anschein hat. Ich werde die Ehre haben, die gnädige Frau auf ihr Zimmer zu führen!"

Der Ritter nickte befriedigt, und bezahlte den Postillon der indeß seine Pferde ausgespannt hatte und alsbald pfeifend zurückritt.

„André, besorgt das Gepäck!" befahl Meister Paulin seinem Genossen, dann bat er Margot, ihm zu folgen und schritt ihr voraus die ausgetretenen steinernen Stufen empor, die in's Wohngebäude führten, das sich an einen viereckigen Thurm von schwerer Architektur lehnte.

An der Thüre standen die drei Mägde, sauber genug anzusehen mit dem weißen Turban ähnlichen Kopftuch. Sie knixten bäuerisch, weniger aus Respect vor der Dame, die sie nicht kannten, als aus Achtung vor dem Reifrock Margot's.

In dem Thurm, den wir eben erwähnt, befanden sich ein Paar wohl eingerichtete Zimmer, Meister Paulin logirte hier die Kaufleute, die von Zeit zu Zeit nach Coromila kamen, um nach den Waaren zu sehen, die für ihre Rechnung gepascht und hier untergebracht waren.

Als Margot in diese Zimmer trat, konnte sie wohl glauben, daß sie zu ihrem Empfang in Bereitschaft gesetzt seien, und nahm darum die hergebrachten höflichen Entschuldigungen des Meister Paulin ruhig hin, der eine von den Mädchen zur Be-

dienung der gnädigen Frau zurückließ und sich dann zu dem Ritter verfügte.

Der Ritter war in dem Wohnzimmer des Voigtes, oder welchen Titel man sonst dem alten Sünder geben will; er hatte sich in einen sehr bequemen Lehnstuhl geworfen und streckte behaglich seine auf der letzten Station hart geschüttelten Glieder.

Als Meister Paulin in das Zimmer trat, rief ihm der Ritter entgegen: „Verdamm mich Gott, Paulin, Ihr seid ein verdammt brauchbarer Bursche, der Teufel soll mich holen, wenn Ihr nicht die gute Meinung, die ich von Euch hatte, noch übertroffen habt.“

Der Voigt verneigte sich außerordentlich geschmeichelt, aber er sagte nichts, sondern ging zu einem Wandschrank, aus dem er zwei Flaschen, einer dickbäuchige, runde von hellem grünen Glase und eine viereckige, dünne von mattgrauem Steingut nahm. Beide stellte er auf einen kleinen Tisch neben dem Stuhl des Rittes.

„Was befehlen der Herr Ritter?“ fragte er dann, die Flaschen mit großer Gewandtheit entstöpselnd, „hier ist alter Malaga und da ist auch ein Tröpfchen von dem Steinobstbranntwein, der seit zehn Jahren auf der Flasche ist!“

„Bleib mir mit der verdammten süßen Tunke vom Halse, alter Hund!“ schrie der Ritter, „gieb mir einen tüchtigen Schnaps, denn der Teufel soll mich holen, wenn mir nicht so nüchtern zu Muthe ist, wie einem Pfaffen vor der Messe.“

Diese Sprache, in welcher der junge Adel Frankreichs damals der englischen Noblesse von der Taverne nachäffte, war dem Voigt nicht fremd, es war ja auch die Sprache der Schmuggler und all des Gesindels, mit dem er verkehrte, oder in Handelsverbindungen stand, wie er es nannte. Aber im Munde des Ritters fiel ihm die Sprache doch auf, denn so liederlich und nichtsnutzig auch die Roué's der Regentschaft gewesen waren, die er in Paris gesehen und bedient hatte, so bemühten sie sich doch nicht, die Sprache englischer Roßtäuscher, Bootsknechte und Tavernenstuarts zu reden. Doch stutzte Meister Paulin nur einen Augenblick, er war gleich wieder im Zuge und

rief mit komischer Entrüstung: „Süße Tunke, gnädiger Herr, hier kosten Sie diesen Wein und der Teufel soll mich holen, wenn Sie ihn wieder süße Tunke nennen. Ja, Donnerwetter, er ist süß wie die Liebe, aber heiß wie die Hölle!"

Der Ritter nahm den Becher Malaga, den ihm der Voigt bot, und stürzte ihn in einem Zuge hinunter. Es war allerdings ein Feuertrank, der nichts gemein hatte mit dem Zeuge, das man zu Paris und leider auch an anderen Orten als Malaga verkauft. Der Ritter hielt dem Voigt den geleerten Becher hin, der ihn zum zweiten Mal füllte, aber ein mißbilligendes Kopfschütteln nicht unterdrücken konnte, als er sah, daß der Ritter auch den zweiten Becher wieder auf einen Zug hinabstürzte.

Der alte Kerl hatte manche Orgie der Regentschaft mitgemucht; die Roué's von damals berauschten sich wohl nach und nach in den edlen flüchtigen rothen Weinen von Bordeaux, oder in dem brüselnden Perlenschaume des Weines der Champagne, aber sie verstanden noch nichts vom „Saufen". Das hatte der junge Adel Frankreichs erst in den letzten Zeiten von den Engländern gelernt, und Mühe genug hatte ihm die Erlernung dieser Kunst gekostet, — sie wurde ihm fast eben so schwer, wie die englische Sprache. Der Franzose hatte früher keine Ahnung von dem unbändigen Hange der anglo-germanischen Volksstämme zum Trinken. Von jener Lust am Zechen war er kein Freund, und dieses Niederstürzen der Getränke, Glas auf Glas, Zug um Zug, hielt er für ungesittet, bis die Anglomanie in Aufnahme kam und ihn Punsch trinken lehrte. Punsch, jenes abscheuliche englische Surrogat für Wein, das ausschließlich nur für den mit Beefsteack und Plumppudding ausgestopften Magen von Alt-England erfunden ist, aber jeden andern unfehlbar vernichten muß.

Der Voigt von Coromila konnte sich auch nicht enthalten, dem Ritter mißbilligend zu bemerken, daß es Schade sei um den edlen Trank, wenn man ihn so hinunterstürze.

„Man trinkt aber jetzt so, verdammter Hund!" schrie der Ritter, gut gelaunt, „das ist englisch, echt englisch, verdammt englisch, du Teufelsbastard, und englisch ist jetzt, comme il faut!"

Der alte Spitzbube sagte kein Wort, aber er ärgerte sich,

denn so schlecht der Kerl war, so regte sich doch in ihm der alte, gute Franzosenstolz und namentlich der Haß gegen England, den Jahrhunderte hindurch die Franzosen mit der Muttermilch eingesogen hatten, jener mächtige gesunde Haß gegen den Erbfeind, der mit dem wahren Nationalgefühl selbst schwindet und verloren geht. Der elende Voigt kam sich einen Augenblick französisch vornehm vor gegen seinen anglomanischen Herrn, er protestirte innerlich gegen den Satz: englisch ist jetzt comme il faut! In Frankreich soll immer französich comme il faut sein, und die Engländer mag der Teufel holen! dachte er.

Jamais l'Anglais ne regnera sur la France!

Aber er regierte schon. Englisches Saufen, englische Wetten, englisches Fluchen, englische Trachten und englische Sitten, die ganze Summe dessen, was die Söhne Englands verunzierte, hatten die anglomanischen Bengels in Frankreich gelernt und für comme il faut erklärt.

Als ein kluger Mann schwieg der Voigt indessen still bei seines Ritters Erklärung. Nach einer ziemlichen Weile erst nahm er wieder das Wort und sagte: „Wäre es dem Herrn Ritter vielleicht nun gefällig, ein Glas von diesem köstlichen Steinobstbranntwein zu versuchen? Ich halte es immer so, ein Glas Malaga und ein Glas Branntwein, der Branntwein liegt dann in dem Malaga, wie in Sammet eingewickelt, weich im Magen und fördert die Gesundheit."

„Hole der Teufel Deinen Magen und Deine Gesundheit; schenk ein, verdammter Hund!"

Die brutalen englischen Manieren des Ritters ärgerten den Voigt gewaltig. Er war nicht mehr Bedienter, und als er noch Bedienter war, pflegten die französischen Edelleute ihre Diener mit der ganzen, wenn auch oft nur äußerlichen, Höflichkeit zu behandeln, die allgemeine Landessitte und eine gute Sitte war.

Der Ritter trank drei oder vier Gläser Branntwein, dann sagte er plötzlich: „Nun, Du neun und neunzig Mal verdammter alter Cujon, was machen wir mit dem Frauenzimmer?"

„Nun, danach werden der Herr Ritter mich nicht fragen?" versetzte der Voigt mit einem nicht mißzuverstehenden Grinsen.

„Dummkopf!“ schrie der Ritter, „es ist ja meine Frau, die verdammte Bürgerdirne aus dem verfluchten Neste da unten, aus Rhodez. Kerl, weißt Du denn gar nichts? Habe das Frauenzimmer geheirathet, um zu zeigen, daß ich über alle Standesvorurtheile weg bin, — höchst englisch das, höchst genteel, verdamm mich Gott! Nahm das Ding mit nach Paris, lauter Unannehmlichkeiten gehabt mit ihr, will sich nicht von meinen Freunden den Hof machen lassen, dafür aber bei Hofe vorgestellt sein, will die große Dame spielen, Pest! hat sich beim Könige über mich beschwert. Seine Majestät haben mir Sottisen darum gesagt, will sie los sein um jeden Preis. Habe ihr vorgelogen, daß mein Vater, der alte Narr, sie sehen wolle und die gange Provinz-Verwandtschaft, die der Satan plagen möge. Sie hat mir geglaubt, die dumme Gans, nun habe ich sie hier, und Du verdammtes Schurkengesicht sollst dafür sorgen, daß sie mir nicht wieder vor Augen kommt!“

Auf dem Gesichte des braven Meister Paulin zeigte rasch nacheinander sich der Ausdruck der verschiedensten Empfindungen, Freude über die Verlegenheit, in welcher sich der Ritter offenbar befand, kitzelnde Lust, daß er einmal wieder das Gewerbe seiner Jugend üben und Helfershelfer einer Schurkerei, bei der es sich um ein Frauenzimmer handelte, sein könne, etwas Furcht vor den möglichen Folgen, aber nur vorübergehend, hauptsächlich aber die Absicht, aus dieser Angelegenheit viel Geldgewinn und persönliche Vortheile zu ziehen, das Alles war für den, der zu lesen verstand, deutlich geschrieben auf dem Gesichte des Voigtes.

Der Ritter verstand indeß nicht zu lesen, wenigstens diese Züge nicht, und darum konnte der Voigt ungestraft ein höchst erschrockenes Gesicht schneiden und mit weinerlicher Stimme jammern: „Herr Ritter, ich bitte Sie, haben Sie Mitleid mit mir armem, altem Mann! Verwickeln Sie mich nicht in eine so böse und gefährliche Geschichte, das geht ja um Kopf und Kragen, Herr!“

„Verdammte Unke,“ schrie der Ritter von Clugny, „was schreist Du? Meinst Du etwa, ich wolle Dich zu einer Mordthat antreiben?“

Der Voigt fuhr zurück vor dem Wort: Mordthat.

„Ich will nichts weiter von Dir,“ sagte der Ritter ruhig, „als daß Du das Frauenzimmer hier bei Dir behältst, bis ich Weiteres verfüge.“

„Und wenn die gnädige Frau nicht hier bleiben wollen?“ fragte Meister Paulin.

„Verfluchter Dummkopf, das ist eben deine Aufgabe, Vorwände zu finden!“

„Vorwände haben ein kurzes Leben, Herr, und wenn die gnädige Frau“ — der Kerl betonte den Titel „gnädige Frau“ mit einer Bosheit, deren Stachel der Ritter tief im Herzen fühlte, — „nicht hier bleiben wollen, wenn es der Dame nicht gefallen sollte auf Schloß Coromila in ländlicher Einsamkeit?“

Der Ritter gerieth in immer heftigere Aufregung, aber er nahm sich zusammen, denn er brauchte den boshaften Kerl und meinte endlich halb mürrisch, halb schmeichelnd, einem so klugen Manne, wie Meister Paulin, werde es gewiß an Vorwänden nicht fehlen. Aber das schlug nicht an und der Voigt blieb bei dem Satze, Vorwänden hätten ein kurzes Leben und der Herr Ritter würden sich auch eben nicht beeilen, „Weiteres zu verfügen.“

„Nun,“ polterte Clugny endlich, „hast Du denn gar keine Courage? Ein einzelnes Frauenzimmer ist doch festzuhalten.“

„Widerrechtliche Freiheitsberaubung,“ entgegnete Meister Paulin kaltblütig, „noch dazu an der Person einer adligen Dame, zu welcher ich in einer Art von Dienstverhältniß stehe, das könnte mich eine hübsche Anzahl von Jahren auf die Galeere bringen.“

„Doch nur, wenn es herauskommt, Schurke! Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.“

„Ja, Herr, das Wagen sehe ich schon, aber von dem Gewinne sehe und höre ich nichts.“

„Ist es das, alter Schuft,“ schrie der Ritter, „Du wirst Dir doch nicht einbilden, daß ich irgend etwas umsonst von Dir verlange, dazu kenne ich Dich zu gut. Hier sind dreißig Louis. Was sagst Du nun?“

Mit hastiger Gier faßte der Voigt nach der Börse, die der Ritter ihm anbot. Er wog sie in seiner schmutzigen Hand und sagte grinsend: „Nun können wir über die Sache reden, Herr Ritter. Aber ein Dienst ist des andern werth!“ Ich leiste Ihnen einen großen, und bitte Sie um einen kleinen.“

„Was willst Du von mir?“ fragte der Ritter, der mit einigem Befremden zusah, wie Meister Paulin die Börse mit den dreißig Louisd'or in seine Brusttasche steckte, als sei das ein Gegenstand, der nun weiter gar nicht mehr in Betracht kommen könne.

„Gnädiger Herr, es stehen da unten ein halbes Dutzend alter Eichen. Wenn Sie mir vom Herrn Baron die Erlaubniß verschaffen wollten, daß ich sie schlagen dürfte. Es ist nicht um das Bischen Holz, das hat hier keinen Werth, aber ich könnte das Stück Land gut gebrauchen.“

„Laß sie auf meine Verantwortung schlagen, alter Schurke, ich will es bei dem Baron vertreten.“

Der Voigt rieb sich vergnügt die Hände und dankte freudig, denn es waren nicht ein halbes Dutzend, sondern vielleicht ein halbes Schock mächtige Stämme, um die es sich handelte, und wenn das Holz auch billig war, Werth hatte es doch, — ein Holzhändler hatte dem Voigt ein gutes Gebot gemacht auf die schönen Bäume. Der Ritter wußte auch nicht, daß sein Vater dem ehrlichen Meister Paulin die Erlaubniß zum Schlagen der Eichen schon zweimal versagt hatte, und unterschrieb ohne Umstände den Erlaubnißschein, den der vorsichtige alte Kerl ihm vorlegte. Dabei hatte er auch nicht Acht darauf, daß es ein großer Bogen war, auf dessen untersten Rand er seinen Namen setzte. Darüber war noch viel Platz, und der Voigt konnte über die Erlaubniß zum Holzschlagen mit der Unterschrift des Ritters noch manches Andere schreiben. Deshalb legte er auch das Papier so vergnügt in den Wandschrank, aus dem er jetzt eine neue Flasche zum Vorschein brachte.

Er hielt sie gegen das Licht, und prächtig funkelte das bleiche Herbstlicht in dem rothen Naß und gelbrothe Strahlen brachen verlockend durch die Spinneweben, mit denen die Flasche

überzogen war. Einen Becher von blankem Zinn nahm der Voigt und füllte ihn für den Ritter. Dann erbat er sich die Erlaubniß, die Gesundheit seines gnädigen Herrn trinken zu dürfen, wartete die Erlaubniß aber weiter nicht ab, sondern schlürfte behaglich und mit Kennermiene aus dem Glase, das er für sich gefüllt.

Mit lieblichem kräftigem Wohlgeruch erfüllte der stark duftende Wein das ganze Zimmer, und der Ritter von Clugny richtete sich auf aus seiner halb liegenden Stellung, nahm mit sichtlicher Befriedigung noch einen Schluck und rief dann, halb zufrieden, halb ärgerlich: „Ich will verdammt sein auf ewig, wenn das nicht von meines eigenen Vaters berühmtem Arbouville ist. Schurke! Also auch der ist vor Deinen diebischen Fingern nicht sicher; und der arme Baron läßt den Schlüssel zu dem Keller, in dem der Wein liegt, nicht aus der Hand.“

„Schmeckt Euch der Wein, Herr Ritter, so fragt nicht, woher er kommt, und vergeßt nicht, daß ich dem gnädigen Herrn Baron manchen Dienst geleistet habe.“

„Das müssen seltsame Dienste gewesen sein, die der Baron mit diesem Arbouville bezahlt.“

„Man sperrte auch früher zuweilen Frauenzimmer ein, Herr,“ lachte der Voigt plump, „freilich hatte man dabei selten so tugendhafte Absichten, wie Sie. Doch das bringt mich auf unser kleines Geschäft. Ich werde die Sache ordnen. Der Herr Ritter werden bis morgen früh die Liebenswürdigkeit selbst sein gegen die Frau Gemahlin. Morgen Vormittag kommt ein reitender Bote, der Ihnen meldet, daß der Herr Baron mit dem Pferde gestürzt ist und liegen bleiben muß. Sie eilen, als ein guter Sohn, sofort zu Pferde zu Ihrem Herrn Vater. Da weiter keine Pferde hier sind, Ihre kindliche Liebe sich aber nicht so lange gedulden kann, bis von der nächsten Station Postpferde für den Wagen geholt werden, so bleiben Dero Frau Gemahlin hier. Sie kommen nicht wieder. Frau Gemahlin werden ungeduldig, wollen vielleicht fort. Aber wohin? Niemand von uns hat gehört, an welchem Ort der Herr Baron krank liegt. Auch Geld haben wir nicht, Postpferde können wir also nicht

bestellen; die gnädige Frau müssen hier bleiben und sich die Gastfreundschaft von Coromila-le-Chateau gefallen lassen, bis der Herr Ritter Weiteres verfügen, was vermuthlich nicht sofort geschehen dürfte."

Meister Paulin zwinkerte mit den Augen und schien einige Lobsprüche für seinen herrlichen Plan zu erwarten. Der Ritter aber sagte bloß: „Nimm Dich in Acht, Du verdammter Kerl, sie ist ein entschlossenes Frauenzimmer!"

Der Voigt lachte frech, und der Ritter, der es gegen sein eigenes Interesse finden mochte, weitere Ausstellungen zu machen, billigte des Voigtes Plan, der denn auch ins Werk gesetzt wurde,

Am anderen Morgen kam der Reitende mit der Unglücksbotschaft an. Der gute Sohn eilte, trotz aller Einwendungen seiner Gemahlin, davon und Margot befand sich allein, in der Gewalt des Voigtes auf dem Schlosse Coromila.

Die arme, unglückliche junge Frau verzehrte sich in Ungeduld. Der Tag verging ohne eine Nachricht, und Meister Paulin fand es selbst sehr Unrecht von dem Ritter, daß er nicht einmal einen Boten sende, wenn er denn doch nicht in Person kommen könne. Am andern Morgen wollte Margot fort, aber wohin? Auch war ein entsetzliches Wetter eingetreten, bald fiel der Regen in Strömen, bald brauste der Sturm in gewaltigen Stößen über den rauschenden Aveyron und schlug an das morsche Schlößchen, daß die Fenster klirrten. Der wackere alte Diener der Familie erklärte ernsthaft, er könne es nicht zugeben, daß seine junge Herrschaft in dem Wetter reise.

Am zweiten Morgen konnte sich Margot nicht länger halten, sie verlangte, daß man ihr Postpferde hole. Nun bat sich Meister Paulin höchst bescheiden daß nöthige Geld aus. Margot hatte kein Geld. Der alte treue Diener hätte ihr gern etwas geliehen, aber leider besaß er selbst nur wenige Liards.

Von schwerer Besorgniß gequält, ging Margot in ihr einsames Gemach; sie zweifelte jetzt nicht, daß sie das Opfer einer Hinterlist ihres Gemahls geworden. Sie weinte lange, aber endlich faßte sie sich doch. List gegen List! Sie gab den Kampf nicht verloren. Mitunter kamen wohl auch Stunden, in denen

sie hoffte, Clugny werde zurückkommen; mitunter kamen denn auch wieder Stunden der Schwäche, in denen sie weinte; aber als Tage vergangen waren, da hoffte sie nicht mehr, sie weinte aber auch nicht mehr.

Sie wußte, daß sie eine Gefangene war, denn sie bemerkte, daß Meister Paulin selbst, oder eine der Mägde, oder der würdige André sie immer beobachteten. Sie mußte darum vor Allem darauf denken, ihre Wächter sicher zu machen, ihre Flucht zu ermöglichen. Erst wollte sie ihre Freiheit haben, dann gedachte sie, den Kampf fortzusetzen, den Kampf für ihr Recht und für ihr — Kind, das noch nicht geboren war.

Siebentes Kapitel.

Der Baron von Ravachon.

Das, was die große Masse eines leidenden Volks, einer kranken Gesellschaft leitet und lenkt, drängt und treibt, ist selten, fast nie, eine klare Erkenntniß dessen, was ihr fehlt, woran sie krankt, und noch viel weniger dessen, was ihr noth thut zur Heilung, sondern in den meisten Fällen ist es nur ein unklarer Drang nach Veränderung überhaupt. Selten wird ein krankes Individuum wissen, von wannen seine Krankheit und von wannen seine Heilung; die kranken Gesellschaften wissen es fast nie, und je tiefer die Stufe der Sittlichkeit, auf der Beide stehen, desto leichter werden sie mit krankhafter Hast, die sich immer steigert, nach jedem neuen Mittel haschen, das ihnen geboten wird, jede Aenderung, wenn nicht als die Heilung selbst, so doch als Verbesserung und Anfang der Heilung betrachten. Daher die sonst kaum begreifliche Erscheinung, daß die schlechtesten Subjecte, die hohlsten Charlatane lediglich mit Hülfe marktschreierischer Künste einen fast unwiderstehlichen Einfluß in solchen Zeiten gewinnen.

Son lange die politischen Marktschreier ihre Kunst nicht üben können an der kranken Gesellschaft, so lange Sitte oder Gesetz noch Kraft genug haben, ihnen den Mund zu schließen, oder sie wenigstens von dem Markt zu verweisen, begnügen sie sich damit, heimlich und im Verborgenen schleichend, die Säulen des Gesetzes zu unterwühlen, an den Stützen der Sitte zu rütteln, das Reine zu besudeln, das Hohe in den Staub zu ziehen, das Heilige zu verlästern. So lange die politischen Charlatane, das bestehende Gesetz fürchtend, noch nicht auf den Markt zu treten wagen, beschränken sie ihre Thätigkeit auf die Anknüpfung geheimnißvoller Verbindungen, auf die Stiftung geheimer Gesellschaften und entfalten auf diesem Terrain das Banner, das sich noch vor dem Polizeidiener fürchtet.

Die geheimen Gesellschaften allein haben noch keine Regierung gestürzt. Ihre Gefährlichkeit liegt hauptsächlich darin, daß sie das Gefühl der Unzufriedenheit, des Mißbehagens, aus dem sie meist hervorgehen, in alle Schichten der Bevölkerung tragen, dasselbe steigern, wo es vorhanden ist, und durch den Reiz des Geheimnisses ihrer unsinnigen und verderblichen Lehren überall Terrain gewinnen, ungehindert, weil Niemand etwas bestreiten oder widerlegen kann, was er nicht kennt, nicht hört. Die Macht der revolutionären Doctrin in den geheimen Gesellschaften liegt darin, daß sie nur Gleichgesinnte vereinen und ihnen ihre Lehre nur nach und nach, stückweise und in demselben Grade mittheilen, in welchem die Einzelnen derselben zugänglich und geneigt gemacht worden sind. Die revolutionäre Doctrin kennt keinen Widerspruch; weil sie bei ihren Anhängern auf keinen Widerspruch stoßen kann, darum beherrscht sie auch dieselben absolut und erfüllt sie mit dem eben so albernen wie gefährlichen Dünkel, der mit Gemeinplätzen und schwülstigen Redensarten Staaten und Staaten-Systeme begründen zu können glaubt.

Sind aber auch die geheimen Gesellschaften nicht im Stande, eine Regierung zu stürzen, die sich nicht selbst aufgiebt, so vermögen sie es doch häufig, ihre Gesinnungsgenossen in einflußreiche Stellungen zu bringen und so nach und nach eine Regie-

rung zu schaffen, die selber auf ihre Vernichtung hinarbeitet und immer bereit ist, sich selbst aufzugeben.

Die kranken Gesellschaften kann man wohl mit einem verfallenden Gebäude vergleichen. Die Conservativen sind bemüht, das, was noch da ist, zu erhalten und zu verbessern, sie suchen das Wankende zu stützen, das noch Feststehende vor Verfall zu schützen, ja selbst den vorhandenen Schutt zu benutzen, um Lücken zu füllen und Senkungen zu ebnen, und verachten nichts als zu gering oder zu klein. Die revolutionäre Doctrin dagegen spricht freilich nicht offen aus, was ihr bewußtes oder unbewußtes Ziel ist, das ganze alte Gebäude über den Haufen zu werfen, den Platz hübsch zu planiren und dann einen Neubau hinzustellen, — wenn sie das sagte, würde sie die ungeheure Mehrheit gegen sich haben — nein, sie ist klüger und sagt: Wir wollen den Schutt wegschaffen, der Schutt ist häßlich und hindert uns! Die große Masse ist unwissend, die Oberflächlichkeit weiß mit dem Schutt nichts anzufangen, der Vorschlag findet Billigung. Dann sagt die Revolution weiter: wir wollen diesen Pfeiler, jene Ecke, diese Mauer, die den Einsturz drohen, abreißen, wir wollen nicht abwarten, bis das Alles von selbst einfällt und Unglück anrichtet! Die Masse zittert vor dem Unglück und nun beginnt jene grauenvolle, revoltutionäre Thätigkeit, nun wird gehämmert und geklopft an allem Bestehenden, natürlich nur, um zu sehen, ob es noch fest ist, aber es wird gehämmert und geklopft, bis alles mürbe wird, bis Alles wankt und endlich krachend zusammenstürzt.

Das ist die Revolution!

Wer hätte das gedacht? Das haben wir nicht gewollt, jammert das getäuschte und betrogene Volk blutend unter den Trümmern. Um aber die Geister bis zu dem Grade zu verwirren, daß sie solch' Treiben billigen, dazu giebt es kein besseres Mittel, als die geheimen Gesellschaften. Haben diese die revolutionäre Doctrin populär gemacht, sie in alle Stände getragen, sie so allgemein verbreitet, daß man sie gleichsam mit der Luft einathmet, daß man sie öffentlich lehrt, daß man ihr Beifall zujauchzt und ihre Verfechter verherrlicht, daß auch die klareren Geister und die festeren Herzen sich ihrer nicht mehr ganz erwehren kön-

nen, dann ist es fast unausbleiblich, daß auch die Regierung ihr verfällt. Dann haben die geheimen Gesellschaften eine Regierung geschaffen, die mit ihrem mächtigen Arm lustig mit hämmert und pocht an dem Staatsgebäude, um alle schwachen Stellen zu entdecken und dabei das Gebäude vernichtet.

Solche Regierungen sind die Lust der Revolutionäre, ihr höchster Stolz, ihre wahre Freude, und mit Recht, denn solche Regierungen entwaffnen, indem sie von ihren treuesten Anhängern Unterwerfung fordern, den letzten conservativen Widerstand gegen die Revolution, den sie einfach für Empörung gegen die Obrigkeit erklären.

Das ist die Revolution von Oben!

Die geheimen Gesellschaften waren vor der großen Katastrophe in Frankreich nicht unthätig; es existirten deren von allen Arten, und nicht blos in Paris und in den großen Städten, aber die Ausdehnung gewannen und brauchten sie nicht zu gewinnen, welche sie in anderen Ländern und in anderen Zeiten auch in Frankreich gehabt, denn die unglaubliche, fast naiv zu nennende Verkehrheit, die sich damals der Geister bemächtigt hatte, litt es, daß die revolutionäre Lehre offen verkündet wurde. Nur trat sie nicht auf den Markt und pochte in den Schänken — das würde die Polizei nicht gelitten haben — nein, sie fuhr mit vier Pferden, adliche Wappen am Schlage, sie coquettirte mit entblößter Brust in den Salons, sie wurde auf Velin gedruckt und in Maroquin gebunden, kurz, die revolutionäre Lehre war in Frankreich damals das Schooßhündchen der bevorzugten Stände, welche dieselbe als eine Art Privilegium für sich behalten wollten und erst dann sie hassen und verabscheuen lernten, als sie durch die Bedientenstube beschmutzt und chiffonirt in das Volk eindrang und nun, des bunten Flitters entkleidet, sie in ihrer ganzen Scheußlichkeit anstierte.

So gierig der Pöbel der großen Städte die Revolutionslehren einsog, so schwer fanden sie im Allgemeinen Eingang bei dem Landvolke, und darum war das platte Land der Hauptschauplatz der Thätigkeit der geheimen Gesellschaften von damals. Sie wurden von Paris aus geleitet, aber die Doctrinäre in der

Hauptstadt, die nur den städtischen Pöbel kannten, waren meistentheils wenig zufrieden mit den Erfolgen ihrer Agenten in den Provinzen. Sie hatten keine Ahnung von dem zähen Widerstande, den Brauch und Sitten ihren Bemühungen entgegen setzten.

In dieser Zeit kam Babeuf in nähere Verbindung mit einem der geheimen Comité's in Paris. Der Abbé Chaumette, der durch den Einfluß des Ritters von Clugny dorthin berufen worden war, hatte auf ihn aufmerksam gemacht. Babeuf hatte, mit scharfen Blicken nach den Angriffspunkten der Gesellschaft spähend, sofort eine schwache Stelle gefunden, auf die er sich, unter dem Beifall des Comité's und kräftig unterstützt von demselben, warf.

Babeuf machte die Comité's zuerst auf eine im damaligen Frankreich sehr zahlreiche Klasse von Menschen aufmerksam, die sich im fortgesetzten Kriege gegen das Gesetz befand, auf die Schmugglerbanden an den Landes- und Provinzialgrenzen, vorzüglich auf die zahllosen Pascher unversteuerten Salzes. Alle Monopole der Regierung, alle Zölle 2c. fast waren an Generalpächter ausgegeben, die dabei reich wurden, deren Unterpächter aber das Volk ärgerten, chikanirten und zum Defraudiren anreizten. Babeuf zeigte, daß diese Schmuggler an die Mißachtung der Gesetze, an den Kampf mit der Obrigkeit gewöhnt und aus dem Verbande der bestehenden Gesellschaft halb ausgeschieden, schon dadurch den revolutionären Lehren zugänglicher als andere wären, daß sie aber andererseits doch noch so viel Zusammenhang mit ihren Familien hätten, um das Gift der Revolution weiter zu verbreiten. Kurz, Babeuf wurde der Prediger der Revolution unter den Schmugglern.

Gewiß hatte die revolutionäre Propaganda damals noch keine feste Gliederung, es war mehr gemeinsamer Trieb, als bestimmter Plan in ihrer Thätigkeit. Aber es bestanden unleugbar Verbindungen, denen große Geldmittel zur Verfügung standen, und von dort bezog Babeuf nicht ganz unbedeutende Summen. Aus der Kasse des ersten Prinzen von Geblüt, des Herzogs von Orleans, des armseligsten Schuftes, der je die Prinzenkrone getragen, floß ein großer Theil dieser Gelder.

Durch seine Verbindung mit den Schmugglerbanden nun erfuhr Babeuf, daß der Voigt der Tiercelin's auf dem Schlößchen Coromila eine vornehme Dame in einer Art von Gefangenschaft halte. Der Gedanke, daß Margot jene Dame sein könne, kam ihm nicht sogleich, obgleich derselbe nicht allzu fern lag. Menschen von Babeuf's Schlage aber suchen Alles zu benutzen, und deshalb ertheilte er den Auftrag, ihm Näheres über die Dame zu berichten. Die Personalbeschreibung, die man ihm darauf brachte, ließ ihn nicht einen Augenblick in Zweifel, daß Margot jene gefangene Dame sei, und wilde Freude im Herzen machte er sich sogleich auf nach Coromila.

Er ging nicht zum ersten Male dort hin; er kannte den Voigt, und dessen Knecht, André Leverrier, war sein guter Freund. Er wußte André allein zu treffen und durch denselben gelang es Babeuf, ohne Paulin's Wissen, in Margot's Gemach zu kommen.

Die unglückliche Frau schrie laut auf in freudiger Ueberraschung, als sie Babeuf sah, er war ein Bekannter, er war ihr Verwandter, sie war herzlich, fast zärtlich gegen ihn, und das, was ihr Babeuf sagte, klang ebenfalls herzlich. Er sprach von der Liebe und der Sehnsucht Louison's nach der Schwester und Margot's Thränen flossen. Babeuf suchte sie zu trösten und versprach ihr endlich, sie sofort zu erlösen aus der Gefangenschaft. Freudig pochte Margot's Herz, aber Babeuf erzählte und versprach nicht nur, sondern er rieth ihr auch, sofort nach Ravachon zu ihrem Schwiegervater zu gehen und den Baron um Schutz anzuflehen gegen ihren Gemahl. Er erinnerte sie daran, daß der alte Baron einst seine Einwilligung zu ihrer Verheirathung gegeben — das gefiel Margot. Nach einer kurzen Unterredung hatte Babeuf die arme Margot ganz und für Alles gewonnen, was er wollte.

Am andern Tage kam der ränkevolle Mensch in einem einspännigen Bauerwäglein zum zweiten Male in Coromila an. Meister Paulin empfing den alten Bekannten ohne Verdacht, und hatte nicht den geringsten Argwohn, als ihn Babeuf bei Seite nahm und ihm sagte: „Ich werde Euch willkommen sein, Meister Paulin, der Ritter von Clugny schickt mich, ich soll seine

gnädige Frau abholen und nach Ravachon bringen. Er meinte, Ihr würdet froh sein, die schöne Dame los zu werden.“

In der That, Meister Paulin war froh, denn die Aufsicht, ohne welche er Margot nicht ließ, störte ihn gewaltig in seiner Bequemlichkeit. Zwar hatte die Dame sich viele Mühe gegeben, den alten Kerl sicher zu machen, um eine Flucht, die sie, wie wir wissen, von Anfang an beabsichtigte, in's Werk zu setzen; aber die arme, junge Frau hatte es mit einem Manne zu thun, der ihr in solchen Künsten weit überlegen war und sie schnell durchschaute. Ohne Babeuf's Dazwischenkunft wäre es Margot schwerlich gelungen, von Coromila zu entkommen.

Babeuf handelte mit der vollen Kühnheit und Zuversicht eines Mannes, dem das Gelingen von mancherlei kecken Anschlägen Vertrauen zu der Unfehlbarkeit seiner Mittel gegeben hat, und als er zwei Tage später der armen Margot das Schloß der Barone von Ravachon von ferne zeigte, da war sie überzeugt, daß sie in der ganzen Welt keinen treuern und uneigennützigern Freund habe, als den armen, verachteten Vetter. Das hatte sie auch in einem Briefe ausgesprochen an Louison, die treue Schwester, den Babeuf mit höchster Genugthuung zur Bestellung übernahm.

Babeuf stieg vom Wagen und nahm zärtlichen Abschied von Margot, die mit klopfendem Herzen dem Schlosse Ravachon zufuhr. Vielleicht wäre sie umgekehrt, wenn sie das Gesicht gesehen hätte, mit dem ihr Babeuf nachblickte, wenn sie die Worte vernommen, die dieser gefährliche Mensch, dem die Zeitverhältnisse und die Thorheit Anderer so viel Macht gaben, ihr halbmurmelnd nachschickte. Geh nur hin, hochmüthige Närrin, für Deinen Empfang ist gesorgt; hast Du bis jetzt schon ohne es zu wissen, nur meinen Plänen gedient, so wird Dich der Empfang, den Du dort findest, zu einer Bundesgenossin für mich, ganz zu meinem Werkzeuge machen, geh nur hin!

Margots kleiner Wagen hielt an der Auffahrt zu dem stattlichen burgartigen Gebäude, das man Schloß Ravachon nannte. Die schöne junge Frau stieg aus, bezahlte den Knecht, der sie gefahren hatte, mit Geld, das ihr Babeuf gegeben, befahl ihm, zu warten, bis sie einen Diener sende, ihren Koffer zu holen,

und stieg dann die steile Avenue hinauf. Sie sah nicht ohne Stolz auf den altersgrauen Donjon, auf die crenelirten Mauern, auf die spitzen Thürme, und sagte leise zu sich selbst: Das ist das Schloß meines Sohnes, denn das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist gewiß ein Sohn! Dann trat sie muthig durch die Thorfahrt in den Schloßhof, wo sie einige Diener fand, welche ein Reitpferd bewunderten, das ein Stallbedienter auf- und abführte.

„Geleiten Sie mich zum Herrn Baron von Ravachon!" befahl Margot einem Diener, der sich achtungsvoll verbeugte und die schöne Dame, die sofort durch ihre unerwartete Erscheinung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, zu seinem Herrn führte.

Derselbe Diener kehrte nach einer Weile auf den Hof zurück und ließ durch einen Knecht den Koffer der Dame heraufholen. Auf die Fragen seiner Genossen antwortete er mit geheimnißvollen Mienen und vieldeutigem Achselzucken. Er wollte nicht gestehen, daß er selbst nichts weiter von Margot wußte, die er nur zu dem Kammerdiener des Barons geführt hatte.

Die plötzliche Erscheinung der schönen jungen Dame, die Niemand kannte, erregte die Aufmerksamkeit der Dienerschaft auf Schloß Ravachon um so mehr, da sie eben so schnell wieder verschwand als sie gekommen war. Seit sie der Diener, den sie auf dem Hofe angerufen, dem Kammerdiener des gnädigen Herrn übergeben, hatte sie Niemand wieder gesehen. Die Bedienten-phantasie war einige Tage ungemein thätig, da aber auch gar nichts weiter von der schönen jungen Dame zum Vorschein kam, so gab sie sich allgemach zufrieden und begnügte sich mit der vielsagenden Bemerkung, daß der gnädige Herr einst für einen großen Verehrer des weiblichen Geschlechtes gegolten habe.

Dennoch würde sich die Erinnerung an die Erscheinung der fremden schönen Dame so schnell nicht verloren haben bei den Bewohnern des Schlosses Ravachon, wenn nicht kurz darauf ein anderes Ereigniß die allgemeine Theilnahme in Anspruch genommen hätte. Drüben über dem See hatte der Vicomte von Galardon, Herr Noël Denys von Büllion, ein Schlößchen im

italienischen Stil erbaut, das mit seinen weißen Säulen, seinen hellen Fenstern und seinen Marmortreppen, welche die klare Fluth des See's von Ravachon bespülte, einen gar pikanten Contrast zu der alten Feudalburg der Tiercelins am andern Ufer bildete. Die Vicomtesse von Galardon, eine Großnichte des Barons von Ravachon, hatte nur einen Sohn, den man den Chevalier von Fervaques nannte. Dieser Knabe war in den ersten Tagen nach seiner Geburt schon dem Tode nahe „Unserer lieben Frau von Nazareth" geweiht worden. Die Vicomtesse hatte das Gelübde gethan, ihr Sohn solle, wenn er genese, bis zu seinem siebenten Jahre der heiligen Jungfrau zu Ehren nur die blaue und weiße Farbe tragen.

Solche Gelübde sind unserer Zeit fremd, doch hat die Vermittelung der Mutter Gottes zwischen einer irdischen Mutter, die um ihr Kind bangt, und den Himmel etwas Ergreifendes.

Der Chevalier von Fervaques war sieben Jahre alt und der Himmelsfahrtstag nahe, an welchem die feierliche Lösung des Gelübdes erfolgen sollte. Das war das Ereigniß, welches die ganze ländliche Bevölkerung und besonders auch die Dienerschaft in den Schlössern Monchoix und Ravachon in Anspruch nahm.

Am Himmelfahrtstage am frühen Morgen schon war der alte Baron Tiercelin mit einem ganzen Zuge von reichgeschmückten Dienern über den See nach Monchoix gefahren, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Der alte Herr, obgleich ein sogenannter Philosoph und eifriger Verehrer Rousseau's, wie wir wissen, hielt es nicht für passend, sich von einem frommen Gebrauch fern zu halten, bei welchem sich die ganze Umgegend betheiligte und ihre Sympathieen für das alte Geschlecht kundgab, dem der junge Chevalier von Fervaques angehörte.

Um neun Uhr begann das Glockengeläut der Benedictiner-Abtei zu Unserer lieben Frau von Nazareth, die etwa eine Viertelstunde von Monchoix lag, und der Festzug setzte sich in Bewegung.

Voraus zogen Schaaren von Kindern, Zweige in den Händen tragend, die kleinsten voran, dann kam der Vicomte von Galardon mit seiner Gemahlin und allen seinen Verwandten und Bekannten beiderlei Geschlechts, so viele sich eingefunden hatten;

dann, zwischen seiner Amme und seinem Milchbruder, der kleine Chevalier von Fervaques in einer weißen Levite, weißen Handschuhen, weißen Schuhen, einen Gürtel von blauer Seide um den Leib und einen weißen Hut auf dem braunlockigen Köpfchen. Dienerschaft des Hauses und der Gäste schlossen den Zug. Zu beiden Seiten des Weges standen Schaaren von Landleuten, die dem kleinen Chevalier treuherzig fromme Segenswünsche zuriefen.

Der ebenfalls am See liegenden Abtei gab ein mit alten Ulmen besetzter Vorplatz ein ernstes, zurückgezogenes Ansehen. Von diesem Platze aus ging man rechts nach der Kirche über den Gottesacker, über Gräber führte der Weg zur Kirche, wie der Tod den Christen vor Gottes Angesicht führt.

Als der Zug die Kirche betrat, hatten die Mönche ihre Plätze eingenommen; der Altar war mit Kerzen hell erleuchtet, und von den Gewölben hingen Lampen und Ampeln herab. Die Procession zog nach dem Chore. Dort standen drei Sessel, auf den mittelsten setzte man den kleinen Chevalier, rechts und links neben ihm saßen sein Milchbruder und seine Amme.

Die Messe begann; beim Offertorium wendete sich der Priester nach dem Chevalier um und las die Gebete, dann zog ihm die Amme die weißen Kleider aus und bekleidete ihn mit einem Röckchen von violetter Farbe. Seine weißen Kleider und sein blauer Gürtel wurden als exvoto unter einem Bilde der heiligen Jungfrau aufgehängt. Darauf folgte eine kurze Predigt des Priors; er sprach von der Wirksamkeit der Gelübde, er erinnerte an die Geschichte eines Ahnherrn des kleinen Chevaliers, des Marquis von Galardon, der mit dem heiligen Ludwig einst in's gelobte Land gezogen, und sagte dem Knaben, daß er vielleicht auch in's gelobte Land reisen und dort die Jungfrau in Nazareth verehren werde, der er auf Fürbitte der Mutter, die so mächtig bei Gott, sein Leben zu danken habe. „Auch Du, mein Sohn“, rief der Mönch, „wirst vielleicht erfahren, wie bitter fremdes Brot schmeckt, wie hart die Stufen der fremden Treppe sind, die man ersteigen muß; was aber Deine Schultern noch schwerer belasten wird, das wird die schlechte und unsinnige Gesellschaft sein, welcher Du schwerlich wirst entgehen können,

die sich in ihrer Undankbarkeit, ihrem Wahnsinn und ihrer Gottlosigkeit gegen Gott, gegen Dich, gegen sich selbst kehrt. Von ihrer Schlechtigkeit wird ihr Benehmen zeugen, und dann wird es schön von Dir sein, wenn Du Deinen eigenen Weg eingeschlagen hast!"

Es war eine seltsame, aber ergreifende Ansprache, die der Mönch hielt, scheinbar so gar nicht passend für das zarte Alter des Knaben, aber nur scheinbar, denn mit sichtlicher Theilnahme und gespannter Aufmerksamkeit blickte das Kind dem Prediger in's Gesicht.

„Du, wir reisen zusammen ins gelobte Land!" war das erste Wort, was der kleine Chevalier nach der Predigt zu seinem Milchbruder sagte.

Die gottesdienstliche Feier war zu Ende und die Familie wollte die Kirche verlassen, um in der Abtei zu frühstücken, da ereignete sich etwas ganz Unerwartetes. Der alte Baron von Ravachon, gelangweilt von einer Ceremonie, die ihm gleichgültig war, ungeduldig die Kirche zu verlassen, stand am Ende des Kreuzganges und flüsterte einem jungen Offizier vom Vivarois-Regiment, den er kaum kannte, allerlei unpassende und lästerlich unverschämte Spöttereien über die Kirche und ihre Lehren zu, wie's damals schlechter Ton war.

Zufällig blickte der Baron niederwärts auf den Stein, auf dem er stand, er verfärbte sich auffallend, seine Stimme schwankte, er stotterte, murmelte, das Wort erstarb ihm auf den Lippen, und als ihm der Offizier verwundert ins Gesicht blickte, sank er um und fiel zu Boden.

Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen, er lag gerade auf dem Grabstein eines seiner Ahnherren, eines ritterlichen Barons, der im ersten Kreuzzuge sein Blut vergossen für den Glauben, den sein Enkel auf seinem Grabe verhöhnte.

Dem Baron wurde jede Hülfe, welche die Abtei gewähren konnte, und den Bemühungen der heilkundigen Mönche gelang es auch bald, ihn ins Leben zurückzurufen; das Bewußtsein kehrte dem alten Manne wieder, aber nicht die Sprache. Er selbst begriff das rasch und verlangte durch Zeichen, aus der

Abtei fort nach seinem Schloß gebracht zu werden. Eine angstvolle Unruhe schien ihn zu peinigen, dennoch wies er jeden Zuspruch sowohl von Seiten der Mönche, als auch seiner Vettern und Bekannten mit Unwillen zurück, erst als ihn seine Diener hinaustrugen an den See und er die Thürme seines Schlosses wiedersah, wurde er etwas ruhiger.

Der Vicomte von Galardon und seine Gesellschaft sahen eine Weile noch der Gondel nach, in der der Kranke über den See gerudert wurde, dann kehrte er in das Refectorium zurück, um die Gastfreundschaft der Abtei nicht zu verschmähen, aber die Heiterkeit des Festes war gestört, die Meisten sahen in dem, was den Baron getroffen, einen Finger der strafenden Hand Gottes, namentlich hatte es einen tiefen Eindruck auf den Vivarois-Dragoner, einen jungen, leichtsinnigen Menschen gemacht, der vorher mit Vergnügen die Religionsspöttereien angehört und Gefallen an dem Witz des Barons gefunden hatte. Am meisten verstimmt waren die Gesinnungsgenossen des Barons, sie hätten das Ganze so gern für einen Zufall erklärt, für einen bloßen Zufall; Einige setzten auch wohl an, aber es ging nicht, das Wort wollte nicht heraus, und so schwiegen sie denn tückisch und suchten im Wein neuen Muth.

Nur die Kinder hatten bald vergessen, was sie auch nur halb oder gar nicht begriffen, sie spielten unter den alten Ulmen vor der Abtei Kreuzzug und zogen, der kleine Chevalier voran, nach dem gelobten Lande.

Die Kinder haben überall noch nicht weit bis ins gelobte Land, hier war's ein anmuthiger Rasenplatz, wo ein steinernes Muttergottesbild ernst und anmuthig über einem klaren Brünnlein stand.

Die Gesellschaft trennte sich früher, als das sonst geschehen wäre, und der Vicomte von Galardon sowohl, wie der Prior der Benedictiner hielten es für ihre Pflicht, nach Schloß Ravachon hinüber zu fahren, um nach dem Baron zu sehen, obwohl der heilkundige Mönch versicherte, daß für das Leben des alten Mannes unmittelbar nichts zu fürchten sei.

Sie fanden den Baron zwar im Bette, aber viel kräftiger,

als sie gehofft hatten, er hatte sich unglaublich schnell in seinen Zustand gefunden, er war in der That ganz unverändert, nur daß er die Sprache verloren hatte. Seine schwarzen Augen funkelten, seine Miene war spöttischer als je.

Sein Secretair las ihm aus Voltaire vor.

Als die beiden Herren eintraten, grüßte er sie mit der Hand, nahm ein Blatt, das vor dem Bett auf einem Tischchen lag, schrieb einige Zeilen und reichte das Geschriebene mit spöttischem Lächeln dem Prior. Dieser las: Es giebt doch keinen Gott, ein Schlaganfall ist kein Beweis, mein Freund, aber Sie sind jetzt sicher vor mir, denn ich kann nicht mehr mit Ihnen disputiren!

Der Prior überzeugte sich bald, daß auf den Baron selbst der so ernste Vorfall wirklich nicht den geringsten Eindruck gemacht hatte — es war Alles ganz natürlich — die dumpfe Luft der Kirche habe er immer für gefährlich und schädlich gehalten, schrieb der Baron spottend auf.

Der Voltairianische Baron amüsirte sich sichtlich über das ernste Gesicht des Priors und über die bestürzte Miene des Herrn von Galardon, der ein eifriger Katholik war und gehofft hatte, sein Vetter werde sich bekehren.

Sie empfahlen sich Beide ziemlich schnell, es war das Beste, was sie thun konnten, denn sie vermochten die spöttischen Blicke des Barons nicht länger zu ertragen. Als sie in das Vorzimmer kamen, fanden sie keinen Diener daselbst, gingen aber weiter, denn Jeder glaubte, der Andere werde in dem Schlosse Bescheid wissen, und so hatten sie sich denn bald genug in dem unregelmäßigen, weitläufigen alten Gebäude vollständig verirrt und gestanden sich gegenseitig ihre Unkunde, als es zu spät war. Sie befanden sich in einem Theile des Schlosses, der offenbar seit langer Zeit nicht mehr bewohnt, überall Spuren der höchsten Vernachläßigung und gänzlichen Verödung trug; der lange Corridor, den sie durchschritten, empfing sein spärliches Licht durch kleine schießschartenartige Fenster, die weit über Mannshöhe angebracht waren, so daß die Verirrten nicht hindurchsehen konnten.

Plötzlich standen Beide zugleich still und lauschten.

„Man singt! Horch!“

In der That, es wurde irgendwo ganz in der Nähe gesungen; es war eine schöne Altstimme, die mit großer Präcision eine jener alten Romanzen sang, die man damals häufig in den Provinzen Frankreichs hörte. Die Sängerin mußte den beiden Verirrten sehr nahe sein, denn sie verstanden jedes Wort der Romanze und lauschten entzückt dem Gesange. Die Romanze lautete etwa:

Wie schön der Edelknecht auch war,
Er hatte nichts als neunzehn Jahr,
Er ging auf die Wiese, er ging auf das Feld
Und pflückte die Rosen am Morgen,
Rosen und Weißdorn!

Die Rosen, die waren vom Thau noch naß,
Der Weißdorn war von Thränen naß,
Er pflückte die Rosen und band sie zum Strauß
Und drückte den Strauß an die Lippen.
Rosen und Weißdorn!

Und als er vor des Herzoges Schlosse stand,
Da band er den Strauß wohl mit gelbem Band.
Im Schlosse da wohnet ja Rosily,
Um die er mit Trauerband bindet
Rosen und Weißdorn!

Er darf nicht auf dem Schlosse mehr sein,
Drum tritt er still in die Kirche hinein
Und betend an einem offnen Sarg
Legt er zwischen die Cypressen
Rosen und Weißdorn.

Die süßeste Hoffnung, die er gehegt,
Die hat er mit blühendem Weißdorn gelegt
Zwischen Cypressen tief in den Sarg.
Im Sarge liegt all sein Hoffen,
Rosen und Weißdorn!

Die Sängerin brach plötzlich ab und ging aus der schwermüthig klagenden Melodie in ein rascheres Tempo über und sang recitativisch weiter:

Auf hohem Schlosse droben des Herzogs Töchterlein,
Sie spricht mit leisem Weinen: Lieb' Mutter erbarm' Dich mein!
Ich kann die Angst nicht zwingen, der Tag bringt Unglück mir,
Ein Traum hat's mir verrathen, bringt Unglück mir und Dir!
Will meine Hand ja geben dem Mann, den Du gewählt,
Mein' Leib und auch meine Seele, wie sehr mich dies auch quält.
Doch sei es nicht mehr heute, sei's morgen an dem Tag,
Daß Gott uns vor dem Unglück, daß Gott uns schützen mag! —
Und droben auf dem Schlosse, da spricht die Herzogin:
„So will ich Dir denn zeigen, wie ich so gütig bin,
Der Adel ist versammelt, manch' ritterlich Geschlecht,
Die Lehnsbarone alle und auch manch' Edelknecht:
Von diesen fehlt nur Einer, der sei auch nicht genannt.
Hör', meine Tochter Rosily, der Brauch ist Dir bekannt,
Daß sich vor ihrem Freier die Braut verstecken muß,
Erst wenn sie ist gefunden, giebt sie den Hochzeitkuß.
Verstecke Dich, mein Mädchen, bis daß der Tag vorbei,
Und denk', wie Deine Mutter so voller Güte sei.
Man schlägt schon an die Pforte, der Bräutigam dringt ein,
Auf, wahre Deine Ehre, Du Herzogstöchterlein!“
Der Bräut'gam und die Freunde, sie dringen in das Schloß,
Durch alle Säle toset der wilde Hochtzeitstroß.
Sie suchen All' vergebens: wo ist, wo ist die Braut?
Der Tag, die Nacht vergangen, der neue Morgen graut.
Der Bräut'gam zog von dannen, stumm war das Hofgesind,
Die Herzogin alleine ruft jammervoll ihr Kind.

Die Sängerin ging wieder in eine andere Melodie über und sang, wie abgebrochen, in kurz herausgepreßten Klagetönen weiter:

Der Priester liest die Todtenmesse für ein Mägdlein,
Aber der Sarg steht leer vor dem Altar.
Es ist die Todtenmesse für des Herzogs verschwundenes Töchterlein. —
Im Schiff der Kirche kniet ein junger Edelknecht,
Der stößt einen hellen Schrei aus und deutet auf einen Sarg.
Aus dem hervorhängt ein gelbes Band.
Sie heben den Deckel vom Sarge,
Darin liegt Rosily, eine Blume unter Blumen,
In der Hand hält sie einen welken Strauß von Rosen und Weißdorn.

Die im Schlosse keinen Frieden fand, sie fand ihn in der Kirche,
Vor der Welt flüchtete sie in den Sarg,
In den Sarg auf dem der Strauß lag,
Der Strauß von Rosen und Weißdorn.
Sie versteckte sich vor dem Freier, sie versteckte sich im Sarge,
Sie deckte den Deckel über sich und vermochte ihn dann nicht zu heben. —
Ihre Hand in seiner Hand war der Edelknecht gestorben und selig geworden.
Sie waren noch nicht zwanzig Jahr, da hat man sie begraben, zusammen in einem Grabe,
Un weil sie hieß schön Rosily und ihr Liebster hieß Cyprian
Sind auf dem Grabe gewachsen Rose und Weißdorn,
Und über dem Grabsteine blühen Rose und Weißdorn, ja Rose und Weißdorn.

Der Prior und Herr von Galardon schauten einander tief ergriffen an. Es lag in der Stimme der Sängerin, wie in der dunkeln Liebesgeschichte ein hinreißender Zauber. Es wehte sie aus dem Gesang wie aus der Erzählung, ein Schmerz an, der tief in ihre Herzen schnitt, und als sie gleich darauf die Sängerin laut jammern und weinen hörten, da begriffen sie, daß nur ein im Tiefinnersten verwundetes Herz diese trauervolle Liebesgeschichte so singen konnte.

„Wer klagt und weint hier?“ rief der Vicomte von Galardon mit lauter Stimme, aber so oft er auch seinen Ruf wiederholte, es wurde ihm keine Antwort. „Ich fürchte,“ meinte der Prior, „daß dieses alte Schloß mehr dunkle Geheimnisse birgt, gehen wir weiter! Die Sängerin befindet sich, wie mir scheint, in einer sogenannten Oubliette, einem Gemach, daß so eingerichtet ist, daß man an gewissen Stellen jeden Laut vernehmen kann, der darin gesprochen wird, während kein Ton hinein dringt. Gehen wir weiter, wir finden den Schlüssel zu diesem Geheimnisse hier sicher nicht und der gottlose Baron würde uns nur verspotten.“

„Ich werde doch mit ihm reden!“ entgegnete der Vicomte, „aber gehen wir weiter, denn es beginnt zu dämmern, suchen wir den Ausgang aus diesem Labyrinth.“

Die beiden Männer irrten noch eine ziemliche Weile in den Gängen und auf den Treppen umher, ehe es ihrem Rufen endlich gelang einen Diener herbei zu locken, der sie nicht ohne mißtrauische Verwunderung in diesem Theile des Schlosses sah und eher geneigt schien, sie bis auf weitren Befehl des Barons festzuhalten, als sie zu ihrem Kahn an den See zu führen, was er indeß zuletzt aus Achtung für den Vicomten that, der als ein freundlicher und milder Herr in der ganzen Gegend bekannt und beliebt war. In Bezug auf die Geistlichkeit theilte die ganze Dienerschaft von Ravachon die Gesinnungen des Barons, von dem bekannt war, daß er Niemanden in seine Dienste nahm, der „practicirte".

Diesen sonderbaren Ausdruck brauchten die schöngeistigen Freigeister von damals von denjenigen, die sich wirklich zur Kirche hielten, die Messe regelmäßig hörten, beichteten und ihre religiösen Pflichten erfüllten. Sie sagten mitleidig, mit den Achseln zuckend, von Diesem oder Jenem: Es ist ein ganz gescheidter Mann so weit, aber er „practicirt" noch. Wollten sie den Abfall Jemandes von ihren Ansichten rügen, so hatten sie keinen stärkern Beweis dafür, als daß derselbe wieder „practicire".

Welch eine saubere Bande von Dienerschaft der alte Baron unter diesen Umständen um sich versammelt hatte, läßt sich denken. Das Regiment, das auf dem alten Schlosse der Tiercelin's herrschte, war barbarisch roh und die Wirthschaft doch zugleich eine so zügellose, daß sie weit und breit im Lande verrufen war. Stehlen und raissonniren war verboten, aber fluchen, lästern, saufen, spielen, schlechte Liebschaften, Gewaltthätigkeiten, Prügeleien bemerkte der Baron nicht, oder freute sich darüber.

Es war nicht wunderbar, daß Babeuf unter dieser rohen Bande von Herrendienern mit Leichtigkeit Verbindungen anknüpfen konnte; auf Schloß Ravachon war fruchtbarer Boden für die Saat der Revolution, die er ausstreute. Der Baron selbst hatte das Land urbar gemacht, denn mit dem wohlfeilen Spott der Aufklärer zog er gegen die alten Sitten und Bräuche zu Felde, an denen das Volk jener Gegenden hing. Hier, wie in fast allen Gegenden, waren allerlei Gebräuche an die Erhebungen von gewissen Lehns-Gefällen, an die Ausübung gewisser Gerechtsame

geknüpft. Diese Gebräuche, aus uralter Zeit stammend, bildeten einen Theil der Volksbelustigungen.

So mußten am Bartholomäustage die Fischer, die das Recht hatten, im See von Ravachon zu fischen, schwimmend an das Wasserthor des Schlosses kommen und dem Lehnsherrn den ersten Zuber Fische bringen. Das war mit der Zeit zu einem Volksfest geworden und von weit und breit kam man zu dem „Fischersprung“ nach Ravachon. Der ganze See war mit bewimpelten Gondeln bedeckt, Kähne mit Musik begleiteten die Schwimmer, die der Baron gastlich auf der Treppe des Wasserthors empfing, herkömmliche Reden mit ihnen austauschte und sie bewirthete. Der Baron hatte diese „alberne“ Sitte abgeschafft und die Fischerei an einen Kaufmann verpachtet, der sich natürlich um diesen alten Brauch nicht kümmerte.

Der philosophische Baron hatte die ganze Gegend um ein fröhliches Fest gebracht und das sittliche Band zerrissen, das zwischen dem Seeherrn und den Fischern desselben seit Jahrhunderten bestanden.

Beim Beginn des Frühlings wurde sonst alljährlich auf einer anmuthigen Wiese bei Ravachon von den jungen Burschen eine Art von Bauernturnier gehalten. Es stand ohne Zweifel in Beziehung zu den frühern Kriegsdiensten der Lehnsleute und Hintersassen der Baronie. Die junge Mannschaft lief mit allerlei Waffen und Werkzeugen schwer bepackt Wette nach einem weithin geschleuderten Pfahl. Die zuletzt Kommenden mußten Strafe zahlen. Diese Strafen wurden in einer alten Kupfermünze bezahlt bis zum Werthe von zwei moutons d'or à la couronne, jede zu 25 sols parisis. Der Lehnsherr aber pflegte die Kupfermünze einzulösen und der Mannschaft ein kleines Fest zu geben.

Der Baron hatte das Pfahlrennen, als einen alten Mißbrauch, kurzweg abgeschafft.

Auf einem großen Platz am See wurde alljährlich am 4. September ein stark besuchter Viehmarkt gehalten. Die Vasallen von Ravachon waren verpflichtet, sich an diesem Tage zu bewaffnen; sie kamen mit Musik auf's Schloß, um die Fahne des Lehnsherrn zu holen, und begaben sich von da auf den Markt,

um die Ordnung aufrecht zu erhalten und bei der Eintreibung einer Abgabe Beistand zu leisten, welche die Barone von Ravachon auf jedes Stück Vieh erhoben, welches zu Markt gebracht wurde. Die früheren Barone hatten bei dieser Gelegenheit offene Tafel gehalten drei Tage lang und den Vasallen einen Ball im Freien gegeben. Man sang, man spielte, man schoß nach der Scheibe, kurz, es war ein Volksfest, und tausend fröhliche Erinnerungen des Landvolkes waren mit dem Jahrmarkt und dem Schlosse Ravachon verknüpft. Freilich mochten die Einkünfte, welche der Baron aus den Marktabgaben zog, kaum hinreichen, seinen Aufwand zu decken, noch viel weniger einen Gewinn abwerfen, aber der Baron würde, denn er war durchaus nicht geizig, den Jahrmarkt abgeschafft haben, auch wenn er ihm etwas eingetragen hätte, weil er in seiner schiefen modernen Richtung, die er freilich Aufklärung und Philosophie nannte, wirklich eine Art von Widerwillen gegen Alles hatte, was historisch und herkömmlich war.

Nun konnte er zwar den Jahrmarkt nicht abschaffen, weil die Rechte Anderer, die anders dachten als er, concurrirten, aber er machte sich das hämische Vergnügen, sich seines Rechtes auf die Abgabe, die er von dem Markt bezog, zu begeben. Da die Abgabe sehr klein war, so dankte ihm Niemand für den Erlaß, seine Vasallenschaft aber hatte er tief gekränkt, er hatte sie um einen fröhlichen Tag gebracht, um einen Tag, an welchem sie seit undenklichen Zeiten als Corporation aufgetreten war und eine Rolle gespielt hatte, an welchem sie sich gefühlt hatte. Mit welchem Stolz waren sie hinter dem Banner der Barone marschirt. — Nun diese philosophischen Edelleute, und leider gab es viele, die es wie der Baron machten, wie durften sie sich wundern, daß die Vasallen eines Tages gegen sie marschirten? Hatten sie dieselben nicht in frivoler Verkehrheit fortgejagt von ihrem Banner?

Freilich stand in einem Pariser Blatte dafür eine phrasenreiche Lobrede auf den aufgeklärten Baron von Ravachon, der eine finstere und knechtische Feudalsitte nach der andern abschaffe und sich selbst der Abgabe entschlage, die aus mittelalterlichem,

entwürdigendem Unrecht stammend, eine Schmach für Frankreich wären. Dieser Artikel aber hinderte die Vasallen von Ravachon nicht, den Verlust ihres Festes zu betrauern. Der vierte September war seitdem ein Tag des Kummers für sie, und sie besuchten den Markt gar nicht mehr, weil sie daselbst nur Spöttereien von denen hören mußten, die sonst an diesem Tage unter ihrer Aufsicht und ihrem Schutz gestanden hatten. Da aber ohne alle polizeiliche Aufsicht auf dem Markt Streitigkeiten entstanden, Schlägereien, Unordnungen, so sah sich der Königslieutenant genöthigt, Beamte und eine Abtheilung Marechaussee zu dem Markt am See zu schicken, und damit war wieder eine neue, wenn auch anscheinend geringe Last dem Staate aufgelegt und ein Stück ländlicher Selbstregierung verloren. Uebrigens war in diesem Theile der französischen Staatsverfassung selbst damals noch so viel gesunder Sinn, daß die Behörden gar nicht zufrieden mit der Ausdehnung ihrer Macht waren, sondern eine Klage wider den Baron von Ravachon erhoben und ihn nöthigen wollten, mit seinen Vasallen die Ordnung auf seinem Territorium aufrecht zu erhalten, wie's Herkommen und Recht. Der Baron aber blieb hartnäckig und trieb diesen Proceß durch alle Instanzen, bis die höchste Stelle, der Staatsrath, oder wie's officiell hieß, der König im Staatsrath, zu seinen Gunsten entschied. Die niederen Behörden hatten conservativ den alten Brauch, das alte Recht geschützt, die höchste warf es um, es war eben auch hier — die Revolution von Oben!

Unter der rohen und liederlichen Dienerschaft auf dem Schloß, unter der gekränkten, verstoßenen, unzufriedenen Vasallenschaft der Baronie hatte Babeuf den ersten fruchtbaren Wirkungskreis für seine revolutionäre Thätigkeit gefunden; hier lauschte man gern seinen Declamationen gegen den Adel, denn Alles, was der schlaue Lohnschreiber gegen den Adel sagte, es traf zu bei ihrem Lehnsherrn, bei dem Baron von Ravachon. —

Achtes Kapitel.

Wie man öffentliche Meinung macht.

An demseben Tage, an welchem Margot zu Ravachon ankam, befand sich ihr würdiger Gemahl, der Ritter von Clugny, ebenfalls unterwegs; er fuhr in einer leichten Kalesche mit vier raschen Pferden bespannt von Versailles nach Paris. Das Gesicht des jungen Mannes hatte nicht mehr ganz den Ausdruck geckenhafter Selbstzufriedenheit, der es früher auszeichnete, es sprach sich jetzt ein andrer Dünkel in diesen etwas verlebten, aber immer noch hübschen Zügen aus. Der Ritter von Clugny hielt sich seit einiger Zeit für eine Person von politischer Bedeutung, denn er war der Galopin eines Mannes geworden, der einen nur zu berühmten Namen hat in den Annalen der Revolution, der aber trotz dem sein ganzes Leben lang nichts Anderes gewesen ist, als das Werkzeug klügerer und consequenterer Leute, die hinter ihm standen.

Kurz vor Paris ließ der Ritter von Clugny ablenken von der großen Straße und einen Seitenweg einschlagen, der wohl unterhalten war und vor einer Reihe von Villen hinführte. Man war noch in den ersten Tagen des Frühlings, es war nicht die Zeit, in der man Landhäuser bewohnte, dennoch war die Villa, vor der Clugny's Kalesche hielt, hell erleuchtet.

„Der Herr Marquis ist noch hier?“ fragte der Ritter den Diener, der iom beim Aussteigen behülflich war.

„Der Herr Marquis sind im Salon!“ antwortete der Diener.

Im Gefühl seiner politischen Wichtigkeit, besonders aber der Wichtigkeit, die ihm die Nachricht gab, deren Ueberbringer er war, eilte der Ritter die Stufen hinauf und trat in den Salon wie ein Mann, der bekannt in dem Hause.

In dem reich geschmückten Salon befanden sich mehrere Herren, welche sich um eine junge Dame gruppirt hatten, deren derbe Züge mit ihrer Körperfülle, ihren ungraziösen Bewegungen und ihrer lauten Stimme vollkommen übereinstimmten.

„Da kommt Ihr Knappe, Herr Marquis!“ rief die Dame

bei Clugny's Eintritt, der sich übrigens durch die Benennung „Knappe“ nur sehr wenig geschmeichelt fühlte, sich darum auch nur leicht gegen die Dame verbeugte und einen noch ziemlich jungen Mann von hohem Wuchs, der ihm einen Schritt entgegen trat und ihm auf gut englisch die Hand schüttelte, als wolle er sie ihm aus dem Gelenke reißen, mit einiger Hast in eine Fensternische führte.

Dieser hochgewachsene junge Herr hatte sehr rothe Haare, ein sehr unbedeutendes Gesicht und sehr schlechte Manieren; es war der Marquis von Lafayette.

„Du bringst wichtige Nachrichten, mein Junge?“ fragte er halblaut mit modischer Cordialität.

„Ich habe die Kammerfrau der Königin gesprochen,“ entgegnete der Ritter flüsternd, „Calonne, in seiner Verzweiflung, hat den König wirklich bewogen, die Notabeln einzuberufen, die Einberufungs-Ordonnanz ist unterzeichnet.“

Lafayette's Gesicht erglühte vor Freude, er drückte Clugny's Hand und rief dann überlaut: „Sieg! Sieg! Frau Baronin! Sieg! meine Freunde! Herr von Clugny kommt von Versailles, es ist kein Zweifel mehr, der König hat die Notabeln berufen!“

„Und die Reichsstände muß er berufen!“ rief die große junge Frau, mit fast männlicher Heftigkeit aufspringend.

„Verbergen wir darum unsere Freude!“ sprach ein Herr in geistlicher Kleidung.

„Warum, mein lieber Sieyes,“ entgegnete die Dame heftig, „eine Concession ist immer die Mutter einer andern, wer nur erst anfängt Concessionen zu machen, kann nie wissen, wo er aufhört!“

„Aber man erreicht mehr, wenn man sich mit dem schon Erreichten unbefriedigt zeigt!“ meinte der Abbé Sieyes.

„Nicht immer, lieber Sieyes,“ meinte Anna Louise Germaine Necker, die vor Kurzem den schwedischen Baron von Staël-Holstein geheirathet hatte, indem sie die Klingel zog. „Dieser gute Mensch von König wird sich durch den Jubel, den eine Concession erregt, bald zu einer zweiten hinreißen lassen. Er

gefällt sich darin, populär zu sein, man bleibt aber nur populär, so lange man Wünsche erfüllt.“

Ein Diener trat ein.

„Bitten Sie Herrn Necker, zu uns zu kommen!“ befahl die geistreiche Dame. Abbé Sieyes drückte die hellen, klugen Augen zu, wie er immer that, wenn er einen Widerspruch oder einen Einwand erhob, und sagte: „Die Frau Baronin verstehen die Menschen zu beurtheilen, aber ich kann doch Ihrer Ansicht über den König nicht beitreten; der König möchte gern populär sein, gewiß, aber es ist etwas in ihm, was sich selbst einer so scharfen Berechnung, wie die Ihrige, entzieht.“

„Und das wäre?“ fragte Lafayette, der nie eine eigene Ansicht hatte und in Necker's Hause immer der Ansicht der Frau von Staël war.

Die Dame und die übrigen Herren schauten fragend auf den Abbé, dessen bleiche Züge sich leicht rötheten und einen seltsam vorsichtigen Ausdruck annahmen: „Auf den Mann Ludwig,“ sagte der endlich zögernd, „paßt die Berechnung der Frau Baronin; aber der Mann heißt nicht blos Ludwig, sondern er heißt Ludwig von Bourbon. Es ist die „Race“ in ihm, die sich Ihrer Berechnung entzieht, Frau Baronin.“

Die Staël lachte laut, die Tochter des Geldwechslers von Genf hatte natürlich keine Ahnung von dem, was Sieyes, einer der feinsten Köpfe seiner Zeit, nicht ungeschickt mit dem Worte „Race“ bezeichnete.

Lafayette, der Sproß eines uralten vornehmen Geschlechtes, begriff, trotz seiner Bornirtheit, augenblicklich, daß der Abbé Recht hatte; er war in diesem Augenblicke einsichtiger, als die berühmte und geistreiche Frau.

„Und Sie meinen?“ fragte er.

„Ich meine,“ fuhr Sieyes fort, „daß man bei der Beurtheilung des Königs nie die Race in ihm vergessen darf und die Race in ihm wird ihn von jeder Concession zurückhalten. Aber rufen Sie immer das gute Herz gegen das Gefühl der Race in ihm auf, und Sie werden ihn von Concession zu Concession drängen.“

Frau von Staël hörte sehr aufmerksam zu.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Lafayette wieder.

„Zeigen Sie dem Könige stets das leidende Volk, das hungernde Volk, das Hülfe von ihm erwartet, zeigen Sie ihm ein nie zufriedenes Volk und der bonhomme wird vor jeder strengen Maaßregel gegen das leidende Volk zurückbeben; das Gefühl der Race in ihm wird nur schweigen vor der Furcht, dem leidenden Volke wehe zu thun. Je mehr er von dem leidenden Volke hört, desto besser; aber ein leidendes Volk jubelt nicht, darum muß kein Jubel über eine Concession laut werden, darum muß jede Concession nur hingenommen werden, etwa, wie ein Gläubiger eine kleine Anschlagszahlung auf eine große Schuld annimmt.“

„Nun, es ist Elend genug im französischen Volke!“ sagte Lafayette vor sich hin, der nicht umsonst diese Lehre anhörte.

„Das ist unser Glück,“ entgegnete Sieyes rascher, als sonst seine Art war, „wäre kein Elend da, wir müßten es schaffen.“

Sieyes schien selbst zu erschrecken vor der Kühnheit des Wortes, das er ausgesprochen. Er wendete sich halb um und fragte den Ritter: „Herr von Clugny weiß vielleicht Näheres mitzutheilen?“

Der Ritter verneinte. In demselben Augenblick öffnete sich die Thür des Salons und ein Herr, den man überall und auf den ersten Blick für einen reichen Kaufmann gehalten haben würde, trat mit steifer Haltung und pedantisch-einfach gekleidet in den Salon.

Dieser Mann war der Vater der Frau von Staël, der reiche Genferische Geldwechsler Jacob Necker, von dem die sogenannte öffentliche Meinung von damals verkündete, er werde Frankreich aus seiner finanziellen Noth erretten und dem leidenden Volke das historische Sonntagshuhn Heinrich's IV. zum täglichen Brot geben. In jeder Bewegung dieses Mannes verrieth sich die unermeßliche Eitelkeit, die, nur an sich, an die eigene Mittelmäßigkeit und Beschränktheit glaubend, trotz aller anscheinenden Respectabilität und Solidität, auf das allerleichtsinnigste mit dem Wohl und Wehe einer ganzen Nation wirthschaftete.

Die Entschlossenheit seiner Tochter hat den Geldwechsler von Genf, nachdem er seine gefährliche Mittelmäßigkeit schon einmal bewiesen hatte, zum zweiten Male zum Französischen Minister, seine eigene Unfähigkeit ihn zu einem Miturheber der Revolution gemacht. Herr Necker, der eine Zeitlang der Abgott einer mißleiteten Menge war, von ganz Europa als der Heiland Frankreichs ausgeschrieen wurde, er hat auf die Dankbarkeit der Nachwelt in der That nur den ziemlich werthlosen Anspruch, daß die Verfasserin der „Corinna" seine Tochter war.

Und so trat er ein, jeder Zoll an ihm unerträgliche Selbstgenügsamkeit, sein Blick Eitelkeit, seine Atmosphäre die pure Langeweile. Abbé Sieyes hatte eine natürliche Abneigung gegen diesen unklaren Schwätzer, der sich unendlich viel auf seine Uneigennützigkeit zu gut that, weil er als Minister kein Gehalt annahm. Er selbst und seine Freunde erwähnten das bei jeder Gelegenheit, das „Volk" bewunderte diese große Uneigennützigkeit des bürgerlichen Ministers, und weder Herr Necker noch seine Bewunderer kamen darauf, daß die Uneigennützigkeit, mit der ein Mann, der viele Millionen reich war, ein Gehalt von 100,000 Livres verschmähete, so überaus großartig doch nicht sei.

Herr Necker, der sich gern das Ansehen eines großen Herrn gegeben hätte und fortwährend vergebliche Versuche machte, sich die Airs eines solchen zu geben, grüßte die Gesellschaft mit jenem kurzen, mechanischen Kopfnicken, das unwillkürlich an die kleinen Katzen von Gyps mit beweglichem Kopf, die man auf den Jahrmärkten feil bietet, erinnert. Seine Tochter, die Baronin von Staël, theilte ihm hastig die Nachricht mit, die Herr von Clugny aus Versailles gebracht, und sofort hielt Herr Necker eine kleine verworrene Rede, aus der selbst Abbé Sieyes mit seinem scharfen Verstande nichts zu machen wußte.

„Sie glauben also nicht, lieber Vater," begann die Staël, die ihren armen Papa stets einen Haufen von Worten reden ließ, denen sie dann einen beliebigen Sinn unterlegte, „daß dieser leichtsinnige Calonne sich mit Hülfe der Notabeln wird halten können?"

Sieyes staunte, denn Necker hatte von alledem auch kein

Wort gesagt. Trotzdem antwortete der Geldwechsler mit dem vollsten Aplomb: „Nach dem, was ich so eben sagte, kann Niemand an der baldigen Entlassung Calonne's zweifeln."

„Und wer wird sein Nachfolger?" fragte der Staël.

Necker lächelte, und sein Lächeln sprach: Wenn der König Frankreich retten will, so werde ich Calonne's Nachfolger sein! Je mehr man neue Contracte macht, sagt La Bruyere, oder je mehr man das Geld im Kasten anschwellen sieht, für einen desto bessern Kopf hält man sich, ja fast für fähig zum Regieren! Der arme La Bruyere, hätte er Necker gekannt, er hätte das „fast" weggelassen.

Lafayette nahm das Wort und antwortete mürrisch: „Wenn Herr von Calonne fällt, und er muß fallen, so können wir leider Herrn Necker nicht sofort ins Ministerium bringen —"

„Das thut mir nur Frankreichs wegen leid!" warf Necker unerschütterlich ein. Abbé Sieyes betrachtete den Banquier mit unverhehlter Bewunderung; eine so colossale Selbstüberschätzung bei so grandioser Beschränktheit flößte dem klugen Manne offenbar wirklichen Respect ein.

Man könnte sich wundern, daß Frau von Staël, die trotz alledem und alledem immerhin eine kluge Frau war, so verblendet in Bezug auf die eigentliche Bedeutung des Herrn Necker war, aber bei ihr kam zu der angeborenen Verehrung der Tochter für den Vater, vielleicht nur zum Theil bewußt, der Stolz einer Frau auf ihr Geschöpf, denn in Wahrheit war dieser arme Necker, an sich ein guter Geldwechsler und respectabler Kaufmann, als Staatsmann nichts weiter, als das Geschöpf seiner Tochter und ihrer Freunde.

Auch Lafayette fühlte nur zum Theil die große Lächerlichkeit Necker's; er, der sein Leben lang nie etwas aus einem andern Grunde gethan hatte, als weil es die Andern thaten, er bewunderte jetzt Herrn Necker, eben weil es die Andern thaten. Einst hatte er, trotz seiner natürlichen Ungeschicklichkeit, im Cercle der Königin getanzt, weil es die Andern thaten, und nie hat er der armen Königin das kleine spöttische Lächeln vergessen, mit welchem sie seinem bärenhaften Tanz zugesehen. Dann hatte er

sich auf das „Zechen“ gelegt, weil das Trinken Mode war, und nie wurde er berauscht in seinen Wagen getragen, ohne daß er den Andern zurief: „Vergeßt nicht, Noailles zu bestellen, daß ich sechs Flaschen getrunken habe!“ Darauf war er nach Amerika gegangen, weil sich die Andern für die junge Republik interessirten; er selbst war nichts weniger als Republikaner, damals am allerwenigsten, er, der reich begüterte altadelige Marquis, mit einer Tochter des Günstlinggeschlechtes der Noailles vermählt. Unklar, wie immer, als Freiheitsheld gefeiert von einem Troß von Leuten, die noch unklarer waren als er selbst, kam er aus Amerika zurück, wo er sich geschlagen hatte, tapfer wie ein Französischer Edelmann aber ohne eine Spur von Feldherrntalent zu zeigen. Er kam nach Frankreich zurück und glaubte sich nun durch seine amerikanischen Antecedentien verpflichtet, den liberalen Politiker zu spielen. Seine Freunde und Schmarotzer stachelten seine Eitelkeit, und vorläufig bewunderte er, immer wie die Andern, Herrn Necker, in welchem er ein Werkzeug seiner einstigen Erhöhung zu sehen glaubte.

„Wer also wird Calonne's Nachfolger?“ fragte Frau von Staël zum zweiten Male.

„Herr Lomenie von Brienne!“ antwortete Lafayette.

„Wirklich!“ rief die Staël, und triumphirendes Lächeln flog über ihre breiten Züge.

„Die Frau Baronin glaubt an die Aufrichtigkeit gewisser Versprechungen des Erzbischofs von Toulouse!“ schaltete der Abbé Sieyes mit nicht mißzuverstehender Betonung ein.

„Man kann Herrn von Brienne zwingen, sein Wort zu halten!“ lautete die stolze Entgegnung der Staël, und Herr Necker lächelte selbstzufrieden dazu.

„Aber!“ meinte der Ritter von Clugny, „der König ist sehr gegen Herrn von Brienne eingenommen, er hat neulich erst von ihm gesagt; „„Ein jämmerlicher Erzbischof, er glaubt an keinen Gott!““ Wird er ihn zum Minister nehmen?“

„Du vergißt, Chevalier,“ entgegnete Lafayette plump, daß eine Dame, die in den berühmten Halsband-Prozeß verwickelt war, in politischen Dingen nur dem Abbé von Vermont zu folgen

pflegt, und daß dieser Herr Bibliothekar der Königin eine Creatur Brienne's ist!"

„Reden Sie nicht von diesem Halsband-Prozeß, Marquis," rief die Staël unmuthig, „ich habe schon ein paar Mal bemerkt, daß Sie die Königin gern mit dieser eben so albernen als schmutzigen Prozeßgeschichte in Verbindung bringen; wenn ein Spitzbube Ihren Namen mißbraucht und damit einen Dummkopf betrügt, so werden Sie das nicht für einen Vorwurf gegen sich gelten lassen."

„Ich mache der Königin keinen Vorwurf!" erwiederte Lafayette tückisch, der so gut wie die Staël und wie jedermann wußte, daß die Königin ganz schuldlos war; daß die liederliche Frau von Lamothe den Cardinal Prinzen Louis von Rohan, Bischof von Straßburg, glauben gemacht hatte, die Königin, die ihn haßte, in die er aber verliebt war, wünsche ein kostbares Halsband in Brillanten, das über eine Million kostete, zu besitzen und er solle es für sie kaufen. Dieser armselige Prinz, in den Händen Cagliostro's nnd anderer Betrüger, halb Roué und Freigeist, halb Geisterseher und Dummkopf, sah in diesem vermeintlichen Auftrage der Königin das erste Zeichen ihrer Gunst, er kaufte das Halsband und gab es der Lamothe, die er für die Unterhändlerin der Königin hielt. Diese Person ließ den Schmuck durch ihren Mann und die übrigen Helfershelfer bei diesem Betrug in Stücken brechen und in England und in Holland einzeln verkaufen.

Obgleich das Alles ganz offenkundig war, obgleich die Lamothe als Betrügerin gebrandmarkt wurde, benutzte doch die revolutionäre Partei diesen Prozeß, um die Königin auf das schmachvollste und entsetzlichste zu verleumden. Die Folgen der Oeffentlichkeit dieses Prozesses waren grauenvoll; Lust am Scandal, übler Wille, dumme Leichtgläubigkeit und wohlberechnete Niederträchtigkeit verbreiteten die Anschuldigungen der elenden Lamothe gegen die Königin, für deren Unterhändlerin sie sich immer ausgab, über ganz Frankreich; aber die Stimme derer verhallte ungehört in dem großen Chor, die darauf hinwiesen, daß alle Anschuldigungen der Lamothe als lügnerisch im Laufe des Prozesses sich erwiesen. Es

kam den Feinden des Thrones eben recht, die Königin als die Geliebte des liederlichen Cardinals hinzustellen, die Königin als die Genossin einer Gaunerbande erscheinen zu lassen, und wenn man die Schriften ansieht, die dieser Prozeß gegen die Königin hervorrief, wenn man in Anschlag bringt, daß sie in fast alle europäische Sprachen übersetzt wurden, so wird man es schwerlich länger in Abrede stellen, daß die Feinde des Königthums über bedeutende Mittel verfügten und unter sich in Verbindung standen.

Es ist ein unbestreitbares Zeugniß für die Armseligkeit Lafayette's, daß er sich nie von seinem kleinlichen Groll gegen die Königin frei zu machen im Stande war und sich in Bezug auf diesen unseligen Prozeß stets den Anschein gab, als halte er die Königin doch nicht für ganz unschuldig; die Baronin Staël und die anderen Personen der Neckerschen Coterie waren in dieser Beziehung anständiger. Abbé Sieyes begnügte sich, seinem Nachbar zuzuflüstern: „dieser Prozeß ist in jedem Falle für den Hof kein Vortheil!“ Laut aber sagte er: „ich zweifle nicht, daß Herr von Calonne durch die Notabeln, die er berufen läßt fallen wird, aber er hat mächtige Stützen, der Graf von Artois ist für ihn.“

„Dieser lustige junge Herr wird ihn nicht halten, wenn auch eine gewisse nicht gerade ganz fern liegende Ursache demselben keine Lust machen kann, gegen den, der nicht sehr scrupulös ist mit Verausgabung der Staatsgelder, in eine gewisse Opposition zu treten, denn in Geldsachen hört alle Gemüthlichkeit auf“, sagte Necker, der mit diesen vielen Worten andeuten wollte, daß Calonne dem Grafen von Artois Geld vorschieße.

„Der Graf von Artois ist der Freund seiner Freunde!“ entgegnete nachdenklich der Abbé Sieyes, der den Charakter dieses Prinzen richtiger beurtheilte, als die meisten seiner Zeitgenossen.

„Die Feinde des Grafen von Artois sind auch die Feinde seiner, Freunde!“ bemerkte die Staël mit den Worten spielend.

Nach einer längeren Besprechung trennte sich die Gesellschaft im Landhause, nachdem man übereingekommen war, daß die öffent-

liche Meinung die Berufung der Notabeln nicht als eine großmüthige Gabe des Königs, sondern als ein Zeichen der Schwäche des Königthums aufnehmen solle.

Die kleine Gesellschaft des genferischen Geldwechslers in der Villa des schwedischen Barons von Staël, sie commandirte die öffentliche Meinung in Frankreich.

Die Herren eilten nun unverzüglich dahin, wo allein die öffentliche Meinung gemacht wurde, nach Paris.

Jeder begab sich dahin in seiner eigenen Weise; Frau von Staël und Herr Necker in ihren Kutschen, an denen Alles englisch war bis auf die Pferdeschwänze, nur die Pferde selbst nicht, denn Herr Necker vertraute sein kostbares Leben nur dem ruhigen Trab der riesengliedrigen Rosse von Percheronner Race an. Der hochgeborene und erlauchte Herr Marquis und Lafayette fuhr in einer kostbaren Equipage, seine Wappen am Schlage, Piqueurs mit Windlichtern sprengten ihr voraus, drei Fußlakaien auf dem Trittbrett so ziemte es sich für den künftigen Majordomus von Frankreich, für den künftigen Pipin der Bourbonen, für den Ritter der Freiheit jenseits des Oceans. Alle Herren hatten ihre eigenen Wagen, nur der Klügste unter ihnen, der Abbé Sieyes, nicht, der hätte können zu Fuß wandern durch Koth und Dunkel nach Paris, wenn ihm der Ritter von Clugny nicht einen Platz in seiner Kalesche angeboten hätte.

Im Hotel der Frau von Staël wurde in selbiger Nacht eine weitläuftige Correspondenz ausgearbeitet — in alle Hauptstädte Europa's sendete man die Nachricht, daß die Notabeln berufen seien, daß ihre Berufung aber Niemanden befriedige, daß das „Volk“ die Reichsstände verlange, daß die öffentliche Meinung aufgeregt und unzufrieden sei, daß das Volk die Entlassung Calonne's und die Ernennung Necker's immer entschiedener fordere und endlich, daß die Berufung der Notabeln nur ein Zeichen der Schwäche des Königthums sei. Diese Briefe, in denen „Volk“ und „öffentliche Meinung“ immer abwechselten, hatten die verschiedensten Formen, bald waren sie an vornehme Beamte und Diplomaten, bald an einflußreiche Banquiers und Kaufleute gerichtet. Die ersteren unterzeichnete der Baron von Staël-Hol-

stein, der gehorsame Ehemann, die andern unterzeichnete Herr Necker, der vergötterte Vater. Dann kamen Briefe an Gelehrte, geistreiche Menschen, Zeitungsschreiber, Dichter und mehr oder minder berechtigte Mäcenaten der Kunst und Wissenschaft, diese unterzeichnete die geistreiche Dame selbst; so war Europa von der öffentlichen Meinung in Frankreich unterrichtet, so war die öffentliche Meinung Europa's von Paris aus gestempelt.

Die Karosse des Herrn Marquis von Lafayette donnerte durch die schmutzigen Gassen des Marais, der Hufschlag der Vorreiterpferde weckte den längst friedlich schlummernden Bourgeois, der seiner Ehehälfte brummend versicherte: es sei endlich Zeit diesem Uebermuthe des Adels ein Ende zu machen. Es war das Haus des Herrn Malouet, vor welchem die Karosse des Marquis hielt. Lafayette begrüßte den Präsidenten des amerikanischen Clubs und setzte ihn in Kenntniß von dem, was in Versailles geschehen und was bei Necker berathen und beschlossen; glücklich, entzückt, begeistert vernahm Herr Malouet die Wünsche des Freiheitshelden, die für ihn und für den Club, dessen Präsident zu sein er die Ehre hatte, Befehle waren.

In diesem amerikanischen Club fanden all' die unklaren Schwärmereien für Freiheit und Rebublik ihren ersten, fast naiven Ausdruck; in dem amerikanischen Club konnte man die weltbethörende Phrase kindlich stammeln und lallen hören, die sich später zu dem Löwengebrüll Mirabeau's steigerte, die im Munde der Brissot und Vergniand zu atheniensischer Wohlredenheit wurde, die lakonisch das la mort sans phrase! über den König aussprach oder in halber Verrücktheit aus Marat's Munde aufkreischend hunderttausend Köpfe auf einmal forderte. Die weltbethörende Phrase stammelte im amerikanischen Club das Wort republique! sie meinte noch die amerikanische, aber sie wünschte schon die französische. Man sprach dort sehr viel von Freiheit, von Gleichheit und Brüderlichkeit; von Pflicht und Dienst, von Treue und Ehre aber sprach Niemand. Hatte das königliche Frankreich in unseliger Verblendung Einigen gestattet, in den Reihen der amerikanischen Empörung und unter der Fahne der Revolution zu streiten gegen das königliche England, so war es allerdings nur consequent,

daß es nunmehr Vielen gestattete, die Empörung und den Aufstand zu preisen und die legitime Königsmacht zu bekämpfen, wenigstens mit dem Schwert, das jeder Lump im Munde trägt. Im amerikanischen Club zu Paris, da ward sie gemodelt, die große politische Phrase, die jede Empörung heilig spricht, die Alles, was der Empörung entgegensteht, verdammt und als Despotismus, Tyrannei brandmarkt; die große politische Phrase, die jeden Schuft unter jedem Regenbogenlappen der Revolte für einen Helden erklärt und jeden Soldaten, der, ein treuer Mann, an Eid und Fahne hält bei seinem Fürsten, einen Söldner und Knecht schilt.

Am andern Morgen war die Berufung der Notabeln noch nicht verkündet in Paris, aber die Gebildeten alle, die sich berauschten damals an dem in immer trüber Gährung befindlichen Most der amerikanischen Freiheit, sie alle waren unzufrieden, sie alle riefen: Keine Notabeln! Wir wollen die Reichsstände.

Das that Lafayette durch den amerikanischen Club.

Und jede Klasse der französischen Gesellschaft wurde bearbeitet, die mißvergnügten alten Roués von Ludwig's XV. Hofe durch einen Biron und seines Gleichen, die leichtfertigen vornehmen Frauen durch die mächtige Freundin Necker's, die Prinzeß von Beauvau, die Gemahlin dessen, der sich Prinz-Philosoph nannte, durch die anderen philosophischen Damen, die Herzoginnen von Grammont und Choiseul, und so viele Andere, die in leichter Laune, aus Lust am Neuen und an der Intrigue also verblendet mit ihren feinen, kleinen, weißen Händchen emsig mithalfen, den Umsturz eines Gebäudes zu beschleunigen, das sie selbst zerschmettern sollte, unter seinen Trümmern.

Abbé Sieyes verließ die Kalesche des Ritters von Clugny vor einem stillen Bürgerhause, unten war eine Tischlerwerkstatt, oben wohnte der Advokat Robespierre; mit dem hatte Sieyes eine lange Unterredung. Der Ritter von Clugny aber suchte den Abbé Chaumette auf, dereinst St. Hubertuspfarrer bei Rhodez und durch des Ritters Einfluß nach Paris versetzt.

Der unwürdige Geistliche bat den Ritter, ihn nach den Ställen des Herrn Grafen von Artois zu führen; der Ritter that es, denn wer die öffentliche Meinung machen hilft, der darf nicht

säumig sein, und der arme Ritter war stolz auf die politische Rolle, die er zu spielen begann. Vor den Ställen nahm der Abbé Abschied von dem Ritter und schlug sich mit der Sicherheit eines Mannes, der seines Zieles gewiß und seines Weges kundig ist, durch die verschiedenen Gänge und Höfe des weitläufigen Gebäudes; an vielen Thüren ging er vorüber, endlich zog er an einer die Schelle, und fast augenblicklich öffnete sich dieselbe, ein kleiner Mann, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, stand auf der Schwelle. Augenscheinlich war derselbe eben im Begriff gewesen, seine Wohnung zu verlassen.

„Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie noch finde", flüsterte Chaumette hastig. „Sie wollen eben in den Club, können wir zusammengehen?"

„Das ist die Stimme Chaumette's," entgegnete die verhüllte Gestalt mit heiserem Tone, „wir können zusammengehen. Was bringen Sie?"

Der Mann schloß seine Thür, nahm Chaumette's Arm und fragte leise noch einmal: „Was giebt's?"

„Die Notabeln sind berufen!"

„Gut, gut!"

„'s ist nicht der Mühe werth!" entgegnete Chaumette, der schon die Rolle der Unzufriedenheit mit dieser Concession, wie bei Necker bestimmt, zu spielen begann.

„Sie sind ein Narr, denn Sie wissen sehr gut, wie wichtig das ist!"

„Sind Sie mit den Notabeln zufrieden, Sie?"

„Welch' alberne Frage?"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Ist nicht meine Schuld," entgegnete der Verhüllte unmuthig. „Die Berufung der Notabeln ist der erste Schritt, und es ist nur der erste Schritt, der Mühe kostet; nach den Notabeln kommen die Reichsstände und nach den Reichsständen . . ."

„Die Regentschaft Orleans," schaltete Chaumette ein.

„Vielleicht," antwortete der Verhüllte und fuhr fort: „Nach der Regentschaft Orleans kommt die Republik und nach der Republik . . ."

„Sind Sie denn mit der Republik noch nicht zufrieden?" fragte Chaumette verwundert.

„Nein!" lautete die bestimmte Antwort.

„Halt! Werda?" rief die Ronde der Stallpolizei, die eben um die Ecke des äußeren Hofes bog.

„Gut Freund!" antwortete der Verhüllte.

„Wer sind Sie?" fragte der Rondeführer.

„Marat, Stallarzt Sr. Königl. Hoheit!" antwortete Marat, seinen Hut abnehmend, damit ihn die Ronde erkenne.

„Guten Abend, Herr Marat! Marsch!" Die Ronde zog weiter.

Die beiden Ehrenmänner aber, Herr Marat, zweiter Stallarzt eines Königlichen Prinzen, und Herr Chaumette eilten einem einsam liegenden großen Hause in der Vorstadt zu.

Marat öffnete eine kleine Seitenthür mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, ließ Chaumette eintreten und verschloß die Thür wieder, indem er den Schlüssel zweimal herumdrehte und ihn dann im Schlosse stecken ließ.

„Das ist meine Thür, das ist mein Eingang!" sagte er ernst, als Chaumette seine Verwunderung über diese Vorsicht kund gab, dann führte er ihn über mehrere dunkele Treppen und dunkele Gänge in ein Hintergebäude und blieb plötzlich in einer Art von Kammer stehen, die offenbar als Holzboden diente. Einen Augenblick schien er zu zögern, dann sagte er: „ich muß sehen, Sie dürfen sehen, aber keinen Laut!"

Er trat an eine Wand und ließ eine breite, aber schmale Klappe leise niedergleiten.

Die beiden Agenten der Revolution blickten hinab in eine Art von großer Küche, die indeß zugleich als Wohnzimmer diente. Es befanden sich darin fünf Frauen, zwei waren alt und drei waren jugendlich, Alle aber waren lang, schlank und gewandt; sie trugen Corsets von grüner Wolle, kurze Röckchen von gestreiftem Kalmank oder Seide und weiße Strümpfe mit farbigen Zwickeln. Große Hauben von Bazin oder Batist, deren Zipfel wie Schleier lose flogen, beschatteten die Stirnen dieser Frauen, drei- und vierfache silberne Ketten hingen an der linken Hüfte.

Alle diese Frauen hatten einen weißen Teint, blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar. Eine der Frauen war mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt, die Andern besserten Kleidungsstücke aus, die Größeste und Schönste aber saß auf einer niedrigen Bank, vier Kinder drängten sich an sie. Ein Mädchen von zehn Jahren etwa stand hinter ihr und spielte mit einer dicken Flechte, die, unter der Haube hervorgefallen, auf dem weißen vollen Nacken der Frau lag, das Mädchen konnte die jüngere Schwester der Frau sein, es war aber ihre älteste Tochter; zwei prächtig frische Knaben saßen in ihren groben Hemdchen rechts und links neben der Frau auf der Bank, schmiegten sich an die Mutter, die sie in ihren Armen hielt und baumelten mit den kurzen nackten Beinchen gar behaglich hin und her; ein dritter Knabe, etwas älter, hatte sich zu Füßen der Mutter auf den Boden gesetzt und seinen blonden Kopf in ihren Schooß gelegt; alle Kinder aber lauschten mit athemloser Aufmerksamkeit der Erzählung der Mutter; die aber erzählte mit klingender, sonorer Stimme eine alte Sage in einem Patois, durch welches die Laute der Natur noch ungeschwächt hindurch klangen.

„Da war ein Mal ein großer Herr," erzählte die Frau, „ein stolzer Graf im Lande, der sah die schönste Fischermaid, die hatte so weiße Arme; und als der Graf die Fischerin sah, da war sein Herz gefangen, er wollte sie führen auf sein Schloß und wollte zur Gräfin sie machen. Die Fischerin aber, sie wollte nicht, sie wollte Fischerin bleiben, sie wollte ihre Netze flicken und sehen die Wellen treiben; die Wellen trieben ja seinen Kahn, den Kahn des Herzallerliebsten. Du arme schöne Fischerin, der große Graf hat stolzen Sinn! Der Graf, er sandte die Reiter aus, die führten das Mädchen von dannen und brachten sie ihm nach Montfortschloß, das hatte viel Thürme und Zinnen; als der Graf die Dirne ansah, sie hatte so weiße Arme, sie hatte ein Mündchen wie Kirschen so roth und Locken so weich wie von Seide, und als der Graf die Fischerin sah, da sprach er mit lautem Lachen: Ich will Dich noch in der nächsten Nacht zu meiner Frau Gräfin machen! Sie führten die Maid in ein gülden Gemach und thaten sie ängstlich

bewachen, die aber weinte die Augen sich roth, sie wollte, wie treue Liebe das muß, an ihrem Herzliebsten festhalten. Du arme schöne Fischerin, der große Graf hat harten Sinn! Und als sie durch das Fenster sah, da sah sie die Kirchthurmspitze, die leuchtete im Abendroth und sie begann zu weinen: Das ist das alte Gotteshaus in meinem Heimathdorfe, o hilf, o heiliger Nikolaus, o hilf mir armem Kinde, das oft zu dir getrost gefleht und betend dir gedanket, denn wenn die Sonne untergeht, dann muß ich Gräfin werden und er, dem ganz mein Herz gehört, wird meiner Untreu fluchen! Du arme schöne Fischerin, der große Graf hat stolzen Sinn! Und als sie durch das Fenster sah, sah sie die Enten fliegen, sie flogen nach St. Nikolaus, die wilden Enten in Zügen. Da rief die schöne Fischerin: Muß ich 'ne Gräfin werden, so gieb, o heiliger Nikolaus, daß es die Enten künden, wie ich in Treu geblieben bin bei meinem Herzallerliebsten, daß mich der Graf genommen hat allein mit hartem Zwange. Ach, daß ich treu geblieben bin, die Enten sollen's zeugen, Enten, wilde, graue Enten, ihr sollt es einst bezeugen! Und als der Tag zu Ende ging, der Graf hat Wort gehalten, und eh' die Nacht zu Ende ging, war sie 'ne Gräfin geworden, und eh' das Jahr zu Ende ging, war sie vor Gram gestorben. Ach du arme, arme schöne Fischerin, der große Graf hat harten Sinn, ja wohl harten Sinn! Und als sie ward zu Grab getragen und alle Christen sangen, da kam ein graues Entenpaar in's Gotteshaus geflogen, das grüßt' den heiligen Nikolaus mit frommem Flügelschlage und ließ ein junges Entchen fein als Opfer ihm zurücke. Und jährlich kam am neunten Mai ein Entenpaar nach Montfort und bracht' dem heil'gen Nikolaus ein Entchen fein zum Opfer, daß Jedermann erkennen sollt', wie treu bei ihrer Liebe das Fischerkind, die Grafenfrau, geblieben, ja, geblieben. Die Leute aber sangen all': „Die Schöne ward zur Ente und flog durch's Fenstergitter, zur Ente ward die Schöne und flog in einen kühlen Teich voll Linsen, ja, ja, Linsen, grünen Wasserlinsen. Montfort-la-Cane*)

---

*) Noch Anfangs dieses Jahrhunderts konnte man in jener Gegend singen hören:

heißt dieser Ort darum im Land noch heute und liegt nah' bei St. Malo, St. Malo in Bretagne!"

Es lag etwas so Fesselndes in der Erzählungsweise der Frau, daß Marat und Chaumette, obwohl sie das bretagnische Patois nur sehr unvollkommen verstanden, wie bezaubert der alten Sage lauschten bis zu Ende, dann erst schloß Marat die Klappe und ging schweigend mit seinem Genossen weiter.

„Wer sind die Frauen?" fragte Chaumette seinen Begleiter, „die Erzählerin, Donnerwetter, das ist ein appetitlicher Bissen."

„Bretagnerinnen," sagte Marat, „sie sind hierher gekommen, um zwei Männer loszubitten, die dem Tode verfallen sind, Mutter, Schwiegermutter, Frau, Braut und Schwester, mit den Kindern, die ganze Familie; die beiden armen Burschen haben ein wenig Salz gepascht, Salz ist der Zucker des Armen und steuerfreies Salz schmeckt den Leuten dort unten in der Bretagne doppelt süß; die armen Burschen sind schon ein paar Mal um des nämlichen Verbrechens willen gestraft worden, jetzt hat sie die Gabelle zum Strang verurtheilt. Der Hausherr ist ihr Patron, er giebt sich Mühe, die beiden Burschen zu befreien und hat den Frauen hier Wohnung gegeben. Er ist einer von den Edelleuten, die Gewissen haben, das heißt, welche die geringen Pflichten, die ihnen die Ungerechtigkeit des Gesetzes und des schlechten Herkommens dem armen Volk gegenüber auferlegt hat, zu erfüllen suchen. Der Narr bildet sich etwas darauf ein!"

„Und warum belauschen Sie diese Frauen?" fragte Chaumette, auf dessen Sinne der Anblick der schönen Bretagnerin einen mächtigen Eindruck gemacht hatte, der aber sehr gut begriffen, daß Marat für sie entbrannt sei, lauernd und lüstern zugleich.

„Das geht Sie nichts an! antwortete Marat kurz und barsch und stieß eine Thier auf, die nur angelehnt war.

Cane la belle est devenue,
Cane la belle est devenue,
Et s'envola par une grille
Dans un étang plein de lentilles.

Die Sage setzt das Ereigniß in's 14. Jahrhundert.

„Sie kommen spät, Marat," sagte ein Mann, der über einer reichen Livrée einen weiten, schmutzigen Roquelaure trug, „der Saal ist fast voll, eilen Sie, denn ein Mann ist unten, der den Leuten einen ganz wunderlichen Vortrag hält, einen Vortrag der uns nichts nützen kann; ich wollte Ihnen eben entgegengehen."

„Wer hat den Mann mitgebracht?" fragte Marat heiser und hastig, seinen Hut abnehmend und sein schmutziges, häßliches, widerlich häßliches Gesicht zeigend.

„Der alte Potheil," entgegnete der Hausverwalter des Grafen von Bedée, das war der Mann in Livrée.

„Pest!" zürnte Marat, „wovon spricht der Mann?"

„Er sagt, die Knechtschaft Gottes sei die wahre Freiheit!"

„Verrath!" schrie Chaumette, der entartete katholische Priester.

„Der Mann spricht sehr eindringlich, sie hören Alle auf ihn," fuhr der Hausmeister fort, „man sagt, er sei ein Edelmann und heiße Cazotte."

Marat öffnete eine kleine Thür und eilte in einen halberleuchteten, dicht von Menschen gefüllten Saal, Chaumette folgte ihm, der Hausverwalter blieb stehen und sagte: „Da giebt es eine heftige Scene, alle Wetter, ich möchte nicht dabei sein!"

Er lauschte, hörte das grollende Murren der zahlreichen Versammlung, dann folgte wildes Getöse, Schreien, Lärmen, endlich legte sich das Getöse etwas und man vernahm nur die schrille, kreischende Stimme Marat's.

Abermals öffnete sich die kleine Thür, ein anderer Diener des Hauses schlich herein und flüsterte dem Hausverwalter zu: „Marat hat gesiegt, Wetter und Wind, das war hart, der Edelmann hat's ihm nicht leicht gemacht; er schwieg erst, als wir ihn nicht mehr zu Worte kommen ließen, Alle auf einmal schrieen und mit den Füßen stampften. Es machte gar keinen Eindruck auf ihn, als wir ihn todtzuschlagen drohten. Jetzt ist er gegangen, aber zwanzig oder dreißig sind mit ihm gegangen, und im Saale sind noch Viele, die ganz weich geworden sind bei seinen Worten. Marat wird Mühe haben, sie wieder in's Feuer zu bringen."

„Laßt ihn nur machen, Henriot, er versteht sein Handwerk!“ tröstete der Hausmeister.

Während Marat und Chaumette den Club, der durch Cazotte beinahe gesprengt worden wäre, bearbeiteten und dem niedern Volk von Paris, das in demselben repräsentirt war, Mißtrauen und Mißachtung gegen die Berufung der Notabeln einflößten, waren die anderen Herren, die wir in der Villa der Frau von Staël gesehen haben, nicht unthätig.

Einer besuchte seine Freunde in den Wachtstuben der französischen Garde; ein Anderer hatte plötzlich noch ein wichtiges Geschäft bei dem berühmten Pariser Parlamentsrath d'Espreménil; ein Dritter machte der Frau eines einflußreichen Finanzmannes den Hof; kurz es war kein Theil der Pariser Bevölkerung, der nicht in der Nacht noch von Seiten der Coterie Necker bearbeitet worden wäre.

Der arme gute König Ludwig, der seinem Volke durch die Berufung der Notabeln ein großes Opfer gebracht zu haben glaubte, er hatte keine Ahnung davon, daß das Volk mit seiner Concession schon höchst unzufrieden war, bevor er dieselbe noch verkündet hatte.

Neuntes Capitel.

Am Vorabend der Revolution.

In einem ziemlich stillen Stadttheile von Paris und in einem mittelmäßigen Hause, welches dem Grafen Tessé gehörte, wohnte seit einigen Tagen der Ritter von Montsoreau in recht bescheiden meublirten Zimmern. Seit einigen Stunden aber war diese beinahe ärmliche Wohnung ein irdisches Paradies geworden für den wackern Edelmann, der, obwohl von einem hochberühmten

Geschlecht stammend, als der jüngere Sohn eines jüngern Sohns, bislang nichts besessen, als seinen Degen.

Am letzten Märztage des Jahres 1787 hatte Claudia von Arpajon, Gräfin von Montrevel und Severac, gewesene Hofdame Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Gräfin von Provence, ihre schöne Hand dem Herrn Ludwig von Bouschet, Ritter von Montsoreau, gewesenen Lieutenant bei den Chevauxlegers der Königlichen Haustruppen, am Altare gereicht und war von ihren Trauzeugen, den Grafen von Tessé und Agenois und deren Verwandten und Freunden eingeführt worden in die bescheidene Wohnung.

Dem Einfluß der Freunde des Hauses Arpajon war es durch den Grafen von Artois gelungen, dem Ritter von Montsoreau eine Louveterie, eine der Königlichen Wolfsjägermeisterstellen, zu verschaffen, und so war Claudia Frau von Montsoreau geworden.

Sieben Jahre hatte der Ritter um die Dame gedient.

Noch war die tolle Mode nicht allgemein unter den höheren Ständen, die, wie fast alle Moden in diesem Genre, von England ausgehend, jetzt jedes junge Ehepaar, das sich dort verbunden hat, ein neues Haus, einen eigenen Heerd, eine Familie zu begründen, vom Altar direct in die Postkutsche oder in den Eisenbahnwagen führt und dann durch halb Europa jagt und so von vorn herein die Bewegung, die Unruhe, die Rastlosigkeit in ein Verhältniß wirft, auf dessen Festigkeit und Unverrückbarkeit die Festigkeit des Staatsgebäudes mit begründet ist. Die jämmerliche Prüderie des englischen Frauenzimmers hat in alberner Schaam über die Vollziehung der Ehe diese schlimmen Hochzeitreisen erfunden. In Frankreich und Deutschland hat man die Mode nachgeäfft, aber hüben wie drüben hat man die Folgen nicht ermessen. Die Hochzeitreise, die jetzt schon jede wohlhabende Kaufmannstochter als ein Recht beansprucht, ist ein nicht gering anzuschlagendes Mittel mehr gewesen, die Unruhe und Ruhelosigkeit in die bürgerliche Gesellschaft einzuimpfen, an der sie jetzt krankt. Wie Alles, was aus England kam, wurde auch diese Mode schon in Frankreich beliebt, aber sie war, wie gesagt, noch nicht

herrschend, und so sehen wir Frau von Montsoreau am Tage nach ihrer Hochzeit in der vollen Würde ihrer jungen Hausfrauenschaft die Räume mustern, in denen sie von nun an walten soll. Claudia ist in vollem Staat und sieht in dem wunderlichen Kopfputz, trotz der unbestreitbaren Geschmacklosigkeit desselben, wunderhübsch aus. Denn auf dem so weit wie möglich aus dem Gesicht nach dem Hinterkopf gestrichenen stark gepuderten Haar, das nur in zwei langen Locken schwer und weich auf die Schultern fällt, sitzt eine Haube in der Form eines Zinnenthurms, von dem eine Feder, wie eine Fahne, herabweht. Das Chemisette war mit einer Halskrause geschlossen, und der glatte, mit Franzen besetzte Kragen fiel über Schultern und Brust lose herab, auch der enge Aermel, der den schönen Unterarm völlig frei ließ, war mit einer Krause geschlossen, und unter der knappen Taille bauschte die Robe von einem zarten, weißen, flohfarben gesprenkeltem Wollenstoffe. Auch das Kleid war mit Franzen unten besetzt, so wie die Schuhe. Franzen waren damals Mode, man brachte sie überall an, wo's irgend möglich war.

Wer Claudia in dem prächtig verfallenen Ehrenfräuleingemach des Versailler Schlosses gesehen, mit dem ihr ganzes Wesen so vollständig harmonirte, der hätte schwerlich geglaubt, daß sie in diesem kleinen saubern hellen Tapetenzimmer, dessen Wände mit Blumenstücken in ovalen Holzrahmen heiter geschmückt waren, unter diesen neuen, mit grünen Polstern belegten Stühlen und kleinen Sopha's, so anmuthig, so freundlich ernst aussehen würde.

Ernst sah die junge Dame allerdings aus, ihr ganzes Wesen war ernst, vielleicht von Natur; es ist das eine Erscheinung, die man bei den letzten, nicht entarteten Sprossen großer Geschlechter öfter beobachten kann. Jedenfalls hatte die Vereinsamung in zarter Jugend schon diesen Ernst nicht gemildert, und die letzten bitteren Erfahrungen am Hofe mußten ihn befördern, aber zu diesem Ernst hatte sich eine unbeschreibliche milde und liebliche Freundlichkeit gesellt, die bei dem sichern, selbstbewußten Auftreten Claudia's hinreißend war.

Die Dame musterte mit einer gewissen stolzen Behaglichkeit

ihre Umgebungen. Sie fand sich zum ersten Male in ihren eigenen Zimmern, sie war in diesen Umgebungen nicht fremd, sie war hier kein Gast, sie war hier Herrin, sie war zum ersten Male zu Hause.

Das, was Claudia empfand, ist ein schönes herzerhebendes Gefühl für den der's versteht; wie aber wollen sich jemals Eheleute darauf verstehen, die ihr junges Glück von Gaststube zu Gaststube, von Wirthstafel zu Wirthstafel kutschiren und endlich von tausend Eindrücken zerstreut, im Winter vielleicht auch ein Mal bei sich einkehren, um dort neue Reisepläne zu schmieden. Im Vorüberfliegen haben sie in der Fremde anscheinend Alles schöner gefunden, als bei sich daheim. Da ist die Sucht nach der Veränderung Herrin, da geht's unstät durch's Leben, und wenn sie's auch nirgend besser, genug, wenn sie's nur anders finden. Geht es aber nicht weiter, fehlen die Mittel, hindern die Verhältnisse, so ist die Unzufriedenheit Herrin im Hause, wo der Frieden wohnen sollte. Es kommt eitel Jammer und Elend aus dieser Reisemanie.

Der Ritter von Montsoreau trat in das Zimmer seiner jungen Frau, Claudia's weißes Gesicht färbte ein liebliches Roth bei seinem Anblick und ihr Auge senkte sich. Als er aber ihre Hand ergriff und sie zärtlich an seine Lippen drückte, da sah sie ihn an mit einem so großen prächtigen Blicke voll Herzlichkeit und Zuneigung, einem Blicke, wie ihn nur die Frau dem Manne schenken kann, der ihr eine Heimath bereitet hat an seinem Heerde und an seinem Herzen.

„Geliebteste Claudia!“

„Mein lieber Freund!“

Das war Alles, was sie sprachen, aber voll Seligkeit drückte der Ritter sein junges Gemahl an sein Herz und voll zärtlicher Hingebung ruhte Claudia's Haupt an seiner Schulter.

Als der Ritter die Dame aus seinen Armen ließ, stand er eine ziemliche Weile vor ihr und schaute mit entzückten Blicken nieder zu ihr, die vor ihm saß. Er hatte Claudia seit sieben Jahren geliebt, ohne Gegenliebe zu finden. Heute liebte er sie mehr, inniger als je, denn er fühlte, daß er auch ihre Liebe gewonnen.

Der Ritter von Montsoreau war ein stattlicher Herr von einigen dreißig Jahren, der noch das schon altmodisch gewordene französische Kleid trug; er trug noch Schuh und Strümpfe, kurze Beinkleider eine mit silber stark besetzte Schooßweste, einen gestickten Busenstreif, weiße Cravatte, einen Rock mit kurzem Kragen, Aufschlägen und Klappen, er trug Manschetten und Degen, gepudertes Haar, Haarbeutel und Federhut. In seinem Wesen war etwas Militairisches; der ehemalige Gardesoldat war unverkennbar. Seine Gesichtszüge waren stark, sein Auge blaugrau und voll Ausdruck, bald sinnend und ernst, bald gleichgültig blickend, seltener in Leidenschaft und Erregung hell aufleuchtend. Dieser Mann galt in den Kreisen seiner Kameraden für einen guten, aber wunderlichen Gesellen. Seine Wunderlichkeit aber mochte man ihm nicht verzeihen. Man verzeiht dergleichen nur bedeutenden Männern und der Ritter von Montsoreau wurde in der Gesellschaft für unbedeutend gehalten, weil er sich nie an die Spitze der Modethorheiten setzte, weil er stets im Widerspruch mit dem Geschrei des Tages war, weil er die Amerikaner für Rebellen erklärte, weil er die Engländer auf gut französisch gründlich haßte und die modische Anglomanie mit bittern Sarcasmen verfolgte. Er war ein altmodischer Royalist, begeistert für seinen König, für das ganze königliche Haus, für den Ruhm Frankreich's, kurz ein ganz beschränkter Patriot, der das modische Weltbürgerthum gar nicht begriff, Voltaire für einen geistreichen Schuft und Rousseau für einen unklaren phrasenreichen Halbwisser hielt, Saufen und Fluchen für unanständig erklärte, die herrschende Theaternarrheit und Komödienspielsucht verlachte und die ebenfalls aus England stammende ekle Religionsspötterei nicht in seiner Gegenwart duldete.

Ein solcher Mann mußte in der schon verlorenen Gesellschaft von damals für wunderlich und unbedeutend zugleich gelten.

Bei den Chevaux-legers hatten ihn die Kameraden den „Jansenisten“ genannt. Darin war ein Korn Wahrheit, denn obwohl der Ritter sich eigentlich sehr wenig um religiöse Dinge bekümmert hatte, so war er doch in der Achtung vor denselben erzogen und hatte in dem Hause einer ältern Dame seiner Familie, die eine

eifrige Anhängerin von Port-Royal und eine Schülerin Pascal's war, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, manche Grundsätze der Jansenisten angenommen.

Auch Claudia hatte den Ritter ziemlich lange für ehrenhaft, aber unbedeutend gehalten. Erst spät hatte sie den rechten Maaßstab gefunden für ihn und in der letzten Zeit erst hatte sie die geistige Bedeutung dieses Mannes erkannt, der in rastlosem Eifer vorwärts strebte und vordrang, freilich auf ganz andern Gebieten als auf denen, wo der Ehrgeiz der Leute von damals seine Kränze suchte. Herr von Montsoreau trieb ernste Studien, er hatte eine Ahnung der Gefahr, die seinem Könige und seinem Vaterlande drohete, wenn er sie auch nicht in ihrer ganzen Größe und Furchtbarkeit zu erkennen vermochte, aber sein Gefühl sagte ihm, daß es Zeit sei, sich zu rüsten. In ihm war noch ein Stück jener königlichen Ritterschaft von Frankreich lebendig, die so lange Muster und Träger der Ehre und Sitte gewesen.

Die Dame ging zum Fenster um es zu öffnen. Sanft zog der Ritter die kleine Hand zurück und ließ das Fenster nieder. Die ersten Frühlingslüfte weheten der jungen Frau schmeichelnd um das holde Angesicht, aber sie trat sofort zurück und sagte halb für sich: „ich möchte ihm nicht wehe thun!"

„Was haben Sie, theure Claudia?" fragte der Ritter.

„Sehen Sie da hinüber, dort in dem gelben Hause, über der Werkstatt des Tischler's. Kennen Sie den Herrn nicht mehr?"

„In der That," rief der Ritter, „das ist Herr Robespierre, unser oder vielmehr Ihr alter Freund, denn mir war er nie sehr zugethan. Aber warum fürchten Sie, ihm wehe zu thun? Wem wäre Ihr Anblick nicht süß, meine liebe Claudia?"

„Er hat um meine Hand geworben, als ich noch in Versailles war, ich habe ihn abgewiesen und er ist sehr unfreundlich von mir geschieden. Seit dem Tage habe ich ihn nicht wieder gesehen. Mein Anblick grade heute an Ihrer Seite, theurer Freund, möchte ihm wehe thun und er ist mein alter Jugendgespiele."

„Herr Robespierre blickt scharf herüber," entgegnete der Ritter lächelnd im Gefühl des Glücklichen, der die Braut heim-

geführt hat, „jedenfalls weiß er, daß wir hier wohnen, und vielleicht ist er doch neugierig, die junge Frau von Montsoreau zu sehen.“ — Er schloß das Fenster und sagte dann ernster: „Das ist seltsam, aber ich weiß nicht, warum es mir eine unangenehme Empfindung erregt, daß mir gerade dieser Mensch in meine Fenster blicken kann!“

„Ob Robespierre dort drüben wohnt?“ fragte Claudia, die das unangenehme Gefühl ihres Gemahls vielleicht in noch höherem Grade theilte.

„Kein Zweifel,“ entgegnete der Ritter, der bereits Herr seiner Empfindungen geworden war, „er ist im Deshabillé. Doch er wird uns nicht stören, er ist viel beschäftigt und wir werden auch nicht müßig gehen; nicht wahr, meine kleine, liebe Frau?“

„Gewiß nicht!“ rief Claudia heiter und ergriff ein zierliches Kästchen, in welchem verschiedene große und kleine Schlüssel lagen und rasselte lustig damit. „Ich werde eine eifrige Burgfrau sein, Herr Ritter!“

Und indem sie mit den Schlüsseln rasselte, fiel ihr ein, wie es doch so seltsam sei, daß sie erst ganz plötzlich die Befürchtungen des Ritters wegen der Nähe Robespierre's getheilt und wie sie dann, eben so plötzlich, von diesen Befürchtungen zurückgekommen, als der Ritter dieselben aufgegeben. Sie wurde sich auf einmal des mächtigen Einflusses bewußt, den die Ansichten und Gefühle ihres Gemahls auf ihre Ansichten und Gefühle übtene und seltsam, dieser festen, selbstständigen Seele war es wie ein, süße Befriedigung, daß sie nicht selbstständig zu fühlen und zu urtheilen brauchte, sondern sich anschmiegen und folgen konnte. Das ist die Liebe der Frau.

Die Dame von Montsoreau war noch mit ihren Schlüsseln beschäftigt, da wurde ein Besuch gemeldet.

„Herr von Espreménil ist einer meiner Freunde,“ sagte der Ritter, „er ist gestern erst zurückgekehrt und ist sehr begierig, Sie kennen zu lernen. Darf ich ihn hier empfangen, liebste Freundin? Es ist ein sehr braver Mensch, aber heftig und aufsprudelnd, gescheidt und unterrichtet, Rath am Pariser Parlament, unzufrieden

mit dem Hofe, was ich nicht billige, aber über Schritte des Hofes unzufrieden, die ich auch nicht billigen kann.“

Claudia lächelte leise über sich, denn sie fühlte, daß sie gerade, wie ihr Gemahl, es nicht billigen könne, daß Herr von Espreménil, den sie gar nicht kannte, unzufrieden sei mit dem Hofe, daß sie aber auch gewisse Schritte des Hofes, von denen sie freilich keine Ahnung hatte, nicht gutheißen könne, weil sie eben Herr von Montsoreau nicht billigte.

Claudia also lächelte über sich selbst und Herr von Espreménil trat ein.

Herr Duval von Espreménil, der Parlamentsrath, war, wie gewöhnlich, in höchster Aufregung. Er war eigentlich immer in Aufregung. Es war, als ob diesen in mehrfacher Beziehung höchst ausgezeichneten Mann immer noch die Sonne seiner Geburtsstadt durchglühe — er war vor etwa 40 Jahren zu Pondichery in Ostindien geboren — und seinen, ohnehin dunkeln Teint noch um eine Schattirung dunkler färbe. Espreménil war kaum mittelgroß, lebhaft in allen seinen Bewegungen und unaufhaltsam, wenn er einmal in's Reden kam. Zuvörderst überschwemmte er Frau von Montsoreau mit einer wahren Springfluth von Complimenten, die nicht alle vom besten Geschmack waren, da er die meisten Bilder seiner juridischen Parlamentsredeweise entlehnte. Plötzlich sprang er um und warf sich mit einer kühnen Inversion auf den guten Ritter, ihn in eine lange Eloge über das Glück seiner Ehe förmlich einwickelnd, so daß derselbe sich nicht rühren konnte und seufzend sich in sein Glück ergab. Fast belustigt hörte Claudia dem Parlamentsrath zu, der siegreich alle die Einwürfe niederdisputirte, die er dem Ritter gegen das Glück der Ehe in den Mund legte. Montsoreau blickte seine junge Gemahlin mit komischer Resignation an, es war ihm, wie ihr, unmöglich, zu Worte zu kommen. Ganz plötzlich und scheinbar ohne alle Veranlassung änderte Espreménil das Thema seines Vortrags, indem er die Dame mit einer Art von Mitleid anredete: „Es kann nicht Ihr Ernst sein, Madame, daß Sie von dieser Versammlung der Notabeln irgend etwas erwarten“ — die arme Claudia war ganz unschuldig; sie hatte von den Notabeln so

wenig etwas erwartet, wie von dem Kaiser von China, das half ihr aber Alles nichts, denn Espreménil fuhr unerbittlich fort: „Sagen Sie mir um Gottes willen, was wollen Sie mit diesen 146 Menschen anfangen, bei denen die mystische Zahl sieben eine so große Rolle spielt, die da sitzen in sieben Bureaux, denen sieben Königliche Prinzen präsidiren mit 7 Bischöfen und 7 Erzbischöfen; es ist ordentlich erquicklich, daß zu allen diesen Siebenern 12 Herzöge, 8 Marschälle, 6 Marquis, 9 Grafen, 1 Baron, 8 Staatsräthe, 12 Provinzial-Deputirte, 25 Municipalbeamte und 4 Intendanten kommen, denn wir armen Parlamentsleute sind wieder gesiebenert, und zwar tüchtig. Denken Sie 17 erste Präsidenten und 17 Generalprocuratoren. Nein, Madame, Sie können nichts von einer solchen Versammlung erwarten, die gar keine Macht, gar kein Attribut hat, und dieser arme Calonne hat es nun auch eingesehen, endlich, nun es zu spät ist. Dieser kühne, gewandte Mann hat sich verführen lassen, er glaubte sich in dieser Versammlung eine Stütze zu schaffen, und nun läßt sie ihn im Stich. Er thut mir fast leid.“

„Wie denn?“ fragte der Ritter verwundert dazwischen.

„Verzeihung, lieber Montsoreau, aber Sie haben eine fatale Angewohnheit, mich immer zu unterbrechen; Sie mögen aber sagen, was Sie wollen, es ist miserabel, wie man in der Versammlung der Notabeln mit dem armen Calonne umgegangen ist. Die guten Leute haben den Kopf ganz verloren, als sie erfuhren, daß Frankreich 1650 Millionen Francs schuldig sei und daß die Ausgaben die Einnahmen um 150 Millionen jährlich übersteigen. Ich bin überzeugt, daß viele der Herren Notabeln sich einbilden, daß der arme Calonne ganz allein diese Schulden gemacht hat, die sich doch seit drei und vier Menschenaltern angesammelt haben. Da sind die Leute von der Partei Necker, die diesen Genfer wieder zum Minister machen möchten, da sind endlich die Leute des Herrn Erzbischofs von Toulouse, dieses guten Herrn von Lomenie, kurz, der König hat Calonne entlassen und dem Erzbischof die Finanzen übergeben. Die Königin, die Prinzen waren zuerst gewonnen, Monsieur, der sich für einen Staatsmann hält, glaubt, der Erzbischof werde seinem Rath allein folgen, Orleans

hat Geld genommen, Conti wollte ein neues Stichblatt seiner boshaften Bemerkungen. Nur der Graf von Artois hat sich offen und ritterlich, wie er immer ist, des armen Calonne angenommen, er hat gegen die Beschlüsse protestirt und das Wort „einstimmig" aus dem Protocolle streichen lassen."

„Also ist dieser armselige Lomenie, der sich für einen wirklichen Grafen von Brienne hält, weil seine Eltermutter aus diesem alten Hause stammte, Herr der Geschicke Frankreichs?" fragte Montsoreau betrübt.

„Herr der Geschicke Frankreichs?" rief Espreménil, „nicht mehr, als Sie oder ich, oder vielmehr viel weniger, als ich, wenn Sie erlauben."

„Aber, mein Gott, was soll denn endlich werden?"

„Der König muß die Reichsstände berufen."

„Der König von Frankreich muß nie!" entgegnete Montsoreau energisch.

„Armer Freund," sprudelte Espreménil, „auch für die Könige giebt es ein Muß; sagen Sie doch selbst, wie will er die laufenden Staatsausgaben decken?" Neue Steuern auflegen und Anleihen machen!" nicht wahr? Aber wir im Parlament registriren keine neuen Auflagen und Anleihen."

„Dann befiehlt der König die Registrirung in einem lit de justice!" rief der Ritter.

„Und wir protestiren, wenn wir aber protestiren, so zahlt kein Mensch einen Liard, und eine Anleihe ist unmöglich!" Triumph strahlte aus dem Antlitz des Parlamentsrathes.

„Das ist ja off'ner Aufruhr!"

„Oh! nein, sondern nur ein Mittel, durch welches wir die Regierung zwingen, die Reichsstände zu berufen und den Parlamenten ihre verfassungsmäßige Macht wieder zu geben."

„Nehmt Euch in Acht," rief der Ritter, „daß Ihr nicht im Bestreben, Eure Rechte zu erweitern, verliert, was Ihr habt. Der König kann ohne Euch regieren, er braucht Euch nicht, wenn er in allen Zweigen der Verwaltung große Ersparungen einführt —"

„Es ist zu spät, armer Montsoreau, die Regierung braucht

Geld, aber keine Ersparungen. Man muß erst etwas haben, ehe man ersparen kann, und sie hat nichts."

„Mein Gott, ist es dahin gekommen mit dem Königthum in Frankreich!" seufzte der Ritter schmerzlich bewegt, „und giebt es keine Hülfe?"

„Der König muß die Reichsstände berufen, die Stände von 1614; sie allein können den Staatscredit herstellen."

Der Ritter legte seine Hand auf die Schulter Espreménils und sagte düster: „Mein Freund, unsere Wege gehen auseinander. Sie marschiren gegen das Königthum von Frankreich, mich werden Sie in den Reihen derer finden, die es vertheidigen."

„Sie täuschen sich," entgegnete der Parlamentsrath, „unsere Wege gehen nicht auseinander, Sie werden die Mißbräuche des Hofes und der Minister nicht vertheidigen und ich werde nur diese, nie aber das Königthum angreifen. Blicken Sie auf England, da haben Sie, was wir wollen, ein Königthum ohne Mißbräuche!"

„Frankreich ist nicht England, wir werden nie Engländer sein, die Weisheit Montesquieu's wird Ihnen und Ihren Freunden, uns Allen, ganz Frankreich bittre Früchte tragen!"

„Wie, Sie lesen Montesquieu, mein Freund?" fragte Espreménil verwundert. Der Ritter wich aus, er sprach selbst mit seinen Freunden nicht gern von seinen Studien. Espreménil, dem plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf schießen mochte, hielt hastig seine Abschiedsreden an das junge Paar und entfernte sich mit größter Eilfertigkeit.

Einige Minuten später hatte der Ritter von Montsoreau in der Unterhaltung mit seiner Gemahlin, für den Augenblick wenigstens, alle die trüben Ahnungen vergessen, die ihm während des Gespräches mit dem Parlamentsrath in immer bestimmterer Gestalt in der Seele aufgetaucht waren. Er ordnete mit Claudia gemeinsam den Gang seines bescheidenen Hauswesens; ein Mann, der ein Haus baut auf der Düne, die schon wankt unter der Wucht des Wogendrangs, die er selbst für schwer gefährdet hält, an deren Fall er aber nicht zu glauben vermag, weil sie so lange Jahre schon siegreich dem Meere getrotzt.

Drüben, dem Hause Montsoreau's gegenüber, ging Robespierre in tiefen Gedanken auf und ab. Er war, wie immer, mit außerordentlicher Sauberkeit gekleidet und trug im mittelsten Knopfloch einen Blumenstrauß von auffallender Größe. Der Advokat wußte, daß Claudia am Tage vorher die Gemahlin des Ritters geworden, er wußte, daß die Frau, die er einst so gewaltig geliebt, ihm gegenüber wohne. Er hatte sie verfolgt vom Tage seines Scheidens von ihr an, Wochen, Monate lang, auf's Aeußerste, er hatte anonyme Briefe und Drohungen nicht gespart; aber dem Ritter von Montsoreau gegenüber hatte er sich in dem Mittel vergriffen. Der feste Edelmann legte anonymen Verleumdungen keinen Werth bei, und Claudia hatte keinen der Briefe erhalten. Graf Tessé und seine Freunde kannten daß Pariser Leben zu genau, um nicht zu wissen, daß man die „kleine Post“ benutzen werde, um Claudia zu kränken. Sie hatten keinen jener abscheulichen Briefe in ihre Hände kommen lassen. Robespierre erkannte, daß die Macht der Verleumdung auch ihre Grenze habe. Er liebte Claudia nicht mehr, er haßte sie, aber dennoch konnte er eine neidische Eifersucht auf den Ritter nicht unterdrücken und sich dieselbe nicht verhehlen. Seine Gedanken peinigten ihn und immer rascher ging er auf und ab in dem Zimmer, das eine peinliche Ordnung, eine ängstliche Reinlichkeit verrieth. Wie Robespierre's Geist, so war auch seine Wohnung eng, beschränkt, methodisch geordnet und mechanisch bestimmt. Darum quälte ihn daß Gefühl, das er für Claudia hegte, er wußte es nicht gleich zurecht zu legen, er haßte die Frau und dennoch beneidete er den Mann, der ihr Gemahl geworden war. Er versuchte es, sich klar zu werden. Erschöpft gab er's auf. Er suchte sich zu zerstreuen, roch an seinem Strauß und lauschte auf das Geräusch in der Tischlerwerkstatt unter seinem Zimmer. Vergeblich, immer kehrten seine Gedanken zu dem neuvermählten Paar in dem Hause drüben zurück.

Er war fast froh, daß sich die Thür öffnete. Eine Frau trat ein, sie war nicht schön, ja, nicht einmal hübsch, ihre Züge waren sehr gewöhnlich, ihr Mund groß, aber ihre Zähne waren gut und ihr Wuchs und ihre Brust zeigten derbe Fülle; die

Frau war eben so sauber und einfach, wie Robespierre selbst, gekleidet. Es war seine Maitresse.

Schweigend deckte die Person einen Tisch mit weißem Linnen und legte drei Couverts auf. Sie that das Alles mit so wenig Geräusch, als irgend möglich war; dann entfernte sie sich schweigend, wie sie gekommen.

Robespierre besaß das Geheimniß, seinen nächsten Umgebungen eine Verehrung abzuzwingen, die er nicht verdiente. Er war nicht mild, nicht freundlich, er war streng, oft hart, aber die eiserne Consequenz, mit der er sich selbst beherrschte, imponirte nach und nach Allen, die öfter mit ihm in Berührung kamen, in dem Grade, daß sie ihm gegenüber jede Selbstständigkeit verloren und zu Werkzeugen wurden, die ihm willenlos dienten. Sie lauschten seinen Worten, und diese mißtönenden Worte übten unwiderstehlichen Zauber. Robespierre schilderte phrasenreich, denn mit pathetischen Phrasen trachtete er stets, seinen Mangel an Phantasie zu verschleiern, jene farblose, lieblose, herzlose, geistlose, hölzerne Abstraction, die er Tugend nannte, die er in Ermangelung jeder andern erstrebte und darzustellen versuchte, der er denn auch wirklich näher kam, als die Andern. Seine Umgebungen erkannten bald in ihm das Bild jener Tugend, und so kam es, daß ihn selbst seine Maitresse für den „tugendhaftesten Bürger“ hielt.

Einige Minuten, nachdem die Frau das Zimmer verlassen hatte, öffnete sich die Thür wieder und zwei Personen traten ein. Zuerst ein junges Mädchen, das einfach weiß gekleidet war und den Busen, der Mode entgegen, mit einem weißen Tuch verhüllt trug. Das Gesicht dieses Mädchens hatte allerdings auch eine flüchtige Aehnlichkeit mit dem des Advokaten, aber es war frisch, weiß und rosig angehaucht und gar lieblich in seinem Contrast gegen das gepuderte Haar, das in drei großen Locken über einander auf den Nacken herabfiel.

Das war Charlotte Robespierre, des Advokaten junge Schwester.

Hinter dem liebenswürdigen Mädchen aber erschien ein junger Mann, genau, bis auf den Blumenstrauß im mittelsten

Knopfloch, genau so gekleidet wie Robespierre und im Gesicht ihm zugleich so ähnlich und so unähnlich, daß man Beide unmöglich ohne Verwunderung neben einander sehen konnte.

Augustin Von Robespierre war einige Jahre jünger, als sein Bruder, kaum dreißig Jahre alt; er war etwas kleiner, etwas schmaler, als der Advokat, seine Züge waren etwas schärfer, etwas eckiger noch, aber sie trugen einen ganz anderen Ausdruck; vielleicht hatte sich der bornirte Enthusiasmus noch nie in einem Antlitz so deutlich ausgesprochen und vielleicht war kein Angesicht je so wenig darauf eingerichtet, wie dieses.

In demselben Maaße einseitig und beschränkt wie Maximilian's Verstand war, eben so einseitig und beschränkt war die Phantasie Augustin's. Augustin war nur für eins enthusiasmirt, für seinen Bruder, für seinen Bruder beseelte ihn ein türkischer Fanatismus, er glaubte nicht an Gott, er glaubte nur an seinen Bruder, er liebte kein Weib, er liebte nur seinen Bruder. Augustin Von war Maximilian Robespierre's erster Prophet.

Die zähe Energie des Willens theilte der bornirte Enthusiast mit dem beschränkten Denker.

Die Schwester dieser Brüder, ein kluges, freundliches Mädchen, theilte nicht den sich zu Zeiten bis zum Aberwitz steigernden Enthusiasmus Augustin's für den älteren Bruder; sie fühlte oft die Kälte und die egoistische Theilnahmlosigkeit seines herzlosen Wesens. Es kamen schon jetzt und später noch mehr Augenblicke, in denen sie sich des Grauens vor ihm nicht zu erwehren vermochte. Aber auch sie war so voll Verehrung für ihn, daß sie in solchen Momenten sich selbst, die Schwäche ihrer Natur und ihrer Einsicht, die den großen Bruder, den tugendhaften Bürger nicht zu begreifen im Stande, anklagte.

Augustin Von hatte keinen Lebensberuf erwählt; und wie wäre das auch möglich gewesen, mußte er nicht seine ganze Zeit darauf verwenden, seinem Bruder ähnlicher zu werden, ihm nachzustreben. Indeß benutzte ihn Robespierre bald als Schreiber in seiner Advokatenpraxis, bald als politischen Agenten in den hundert und aber hundert politischen Intriguen, in denen er seit langer Zeit eine bedeutende Rolle spielte.

Maximilian begrüßte seine Geschwister mit der hölzernen Würde und den blumenreichen Phrasen, die nun einmal untrennbar von seinem Auftreten waren, die aber auf eine gewisse Klasse von Leuten immer wirken.

Die beiden Brüder waren bald in ein Gespräch über ihre politische Thätigkeit verwickelt. Charlotte lehnte ihre Stirn an die Scheiben und blickte auf die Straße. Dabei verlor sie indessen doch kein Wort von dem Gespräch der Brüder, denn sie würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, auch nur das Geringste von der Weisheit ihres Bruders Maximilian unbeachtet zu lassen.

„Marat hält es für unumgänglich nothwendig," sagte Augustin Bon, „daß die beiden Bretagner hingerichtet werden. Sollte der Graf ihre Begnadigung erlangen, so würde das wieder zur Befestigung des Ansehens der Edelleute dort zu Lande beitragen, meint er, während hingegen der Haß gegen die Gabelle sich steigern und das Ansehen des Adels einen harten Stoß bekommen würde, wenn die beiden Burschen an den Galgen kämen."

Trotz der Scheinbarkeit dieser Gründe genügten sie Robespierre nicht; die Advokatenschlauheit ließ sich so leicht nicht täuschen. „Unsinn," murmelte er für sich, „das Volk in Bretagne, im ganzen Westen ist einmal abhängig von den Edelleuten, die da unten sind mit ihren Edelleuten leider zusammengewachsen, also läßt sich nichts auf sie bauen. Aber der Adel ist unzufrieden, die Regierung hat ihn schlecht behandelt, sie verkümmert ihm seine Privilegien, darin ist sie unsere Bundesgenossin, aber der unzufriedene Adel ist jetzt unser hauptsächlicher Bundesgenosse, ohne es zu wissen. Marat muß einen andern Grund haben, aus dem er die beiden Burschen hingerichtet wissen will."

Robespierre machte einen hastigen Gang durch das Zimmer, dann kam er zu seinem Bruder zurück, blieb vor ihm stehen und sagte: „Die ganze Familie aus der Bretagne ist hier? Hast Du sie gesehen? Sind die Frauen schön?"

„Bruder, Du bist groß, Du bist einzig!" schrie Augustin Bon überrascht, „Deinem Scharfblick entgeht Nichts! Wisse, ich habe die Frauen nicht gesehen, aber der liederliche Chaumette

hat sie gesehen. Marat hat sie ihm selbst gezeigt. Der schmutzige Mensch glüht vor Begierde und glaubt Marat in die Frau des Einen oder die Braut des Andern verliebt."

„Ich habe es mir gedacht", entgegnete Robespierre kalt lächelnd, „Marat ist ein nützlicher Mann, wir wollen ihm den Gefallen thun. Der Graf soll die Begnadigung der beiden verurtheilten Burschen aus seiner Vasallenschaft nicht erhalten. Sie sollen an den Galgen. Aber nicht, um, wie Marat vorgiebt, das Ansehen des Adels in Bretagne zu erschüttern, das wäre lächerlich, sondern, um den Grafen gänzlich mit dem Hofe und der Regierung zu überwerfen. Der stolze Grandseigneur wird wüthen, wenn man ihm abschlägt, was Andern in gleichen Verhältnissen oft genug bewilligt worden ist. Wir werden einen mächtigen Bundesgenossen und Marat den Gegenstand seiner Begierden erhalten!"

„Welch ein großer Mann!" murmelte der alberne Enthusiast. Das junge Mädchen am Fenster zitterte; sie hörte zwei Menschenleben kaltblütig Rücksichten opfern, die sie einestheils nicht begriff, anderntheils verabscheuen mußte.

Sie machte eine rasche Bewegung. Beide Brüder drehten sich um nach ihr.

„Was hat die Kleine?" fragte der Advokat.

„Welch' ein schöner Wagen, welch' eine hübsche Frau!" rief Charlotte, die es nicht wagte, ihre Meinung über das zu äußern, was sie vernommen hatte.

Die Brüder traten zu der Schwester und schauten durch das Fenster.

Vor dem Hause des Ritters von Montsoreau war der Wagen Claudia's vorgefahren, und Claudia war schon eingestiegen, während der Ritter noch einige Worte mit einem Herrn sprach, der sich so eben von ihm verabschiedete.

„Das ist allerdings eine sehr hübsche Frau", sagte Robespierre mit leisem Beben in der Stimme. „Sie ist von meiner Bekanntschaft, wie wir in der guten Stadt Arras geboren, Frau von Montsoreau ist die Tochter des alten Gouverneurs, des Herrn von Severac!"

Herr von Montsoreau hatte in diesem Augenblick neben seiner Gemahlin Platz genommen, und rollte davon. Robespierre war überzeugt, daß Claudia zu seinem Fenster herübergesehen.

„Was bedeutet das große weiße Kreuz unter dem Wappen am Schlage, Augustin?" fragte Charlotte mit mädchenhafter Neugier.

„Ich verstehe mich nicht auf die Schnörkel, mit denen die kleine Eitelkeit dieser Edelleute wichtig thut!" antwortete Augustin mit der fratzenhaften Würde eines Philosophen.

„Ich kann es Dir sagen, liebe Charlote," nahm Robespierre ernsthaft das Wort, „die junge Frau von Montsoreau stammt aus dem großen Hause derer von Arpajon. Ein Herzog aus diesem Hause hat einst dem Johanniterorden auf Malta große Dienste geleistet, und der dankbare Orden hat verfügt, daß jeder Arpajon ohne Weiteres ein Großkreuzritter des Johanniterordens sein soll. Da nun die hübsche Frau, die Du gesehen hast, der letzte Sproß jenes kriegsberühmten Geschlechtes ist, so hat sie auch die Würde eines Großkreuzritters geerbt, und darum führt sie das große Maltheserkreuz mit ihrem Wappen am Schlage."

Charlotte lachte darüber, daß eine Dame Maltheserritter sei, aber Robespierre schwieg. Er liebte es schon damals, sich durch gewisse, an die Aristokratie erinnernde Aeußerlichkeiten von dem Gros der Republikaner zu unterscheiden.

Augustin Bon sah seinen Bruder bewundernd an, denn er begriff das nicht, und darum imponirte es ihm um so mehr. An seinem Bruder probirte Robespierre immer zuvor die Mittel, die er in Anwendung zu bringen gedachte.

Die Brüder sprachen weiter über die Mittel, wie die Begnadigung der beiden armen Burschen aus der Bretagne zu hintertreiben sei. Da Brienne, der Erzbischof von Toulouse, jetzt Minister, so hatte das nach Beider Ansicht keine besonderen Schwierigkeiten, denn dieser unselige Priester hörte in seiner Schwäche und eiteln Verblendung nur zu sehr auf den Rath seiner untergeordneten Umgebungen, und in diesen hatte die Revolutionspartei sehr zuverlässige Verbündete.

Die Frau, deren wir oben gedacht, servirte jetzt das Mittagsmahl des Advokaten, die Speisen waren einfach, Leute von Robespierre's Schlag sind keine Feinschmecker, aber sehr reichlich, und das Geschirr verrieth einen gewissen bürgerlichen Luxus, wie man ihn in den Familien findet, in denen ein solider Wohlstand seit lange heimisch.

Schweigend aber sorgfältig bediente die Frau Robespierre und seine Geschwister, die nicht die geringste Ahnung von dem unkeuschen Verhältniß hatten, was zwischen dieser Person und ihrem Bruder herrschte. Als dieselbe den Nachtisch servirt hatte, setzte sie sich mit einem großen Strickstrumpf in die Ecke und regte die Nadeln emsig.

Das war die erste Strickerin Robespierre's! —

Während Robespierre mit seinen Geschwistern speiste, rollte der Ritter von Montsoreau mit seiner jungen Gemahlin durch die engen Straßen des Faubourg St. Germain. Das bunte Treiben auf den Straßen und das Rasseln der Räder auf dem Pflaster machte eine Unterhaltung fast unmöglich. Montsoreau begnügte sich, Claudia's Hand zu drücken und verstohlen zu streicheln und ihr von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen zu machen, auf die Claudia nur durch Zeichen zu antworten brauchte.

Der Ritter wollte seine Gemahlin zwei alten Damen seiner Familie vorstellen, die, durch ihr Alter gehindert, der Trauung nicht hatten beiwohnen können; bei der Einen, der Schwester von Montsoreau's Großvater, sollte das neuvermählte Paar diniren, bei der Andern, der Stiefschwester der Großmutter des Ritters, den Abend zubringen.

An einer Ecke, wo der Wagen einige Augenblicke des Gedränges wegen halten mußte, fragte Claudia: „Wie sind Ihre Tanten, lieber Freund? Angenehm?“

„Auf die Frage weiß ich in der That nicht zu antworten,“ entgegnete Montsoreau, „ich kann nur sagen, daß ich eben so neugierig bin, zu sehen, wie Ihnen Tante Dorette gefällt, als ich wünsche, daß Sie Tante Françoise gefallen möchten!“

„Was für ein ungalanter Mann Sie doch sind,“ scherzte

Claudia, „wie können Sie fürchten, daß Ihre Gemahlin irgend wem mißfallen könnte?“

Der Wagen rollte weiter und hielt endlich vor einem alten, grauen Hotel.

Montsoreau führte seine Gemahlin hinauf und trat in einen altmodisch eleganten Salon, in welchem eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war, welche stehend oder sitzend hinter dem Rollstuhl einer alten Dame einen Halbkreis bildete. Die Gesellschaft bestand aus lauter alten oder doch ältlichen Damen, dagegen aber waren die Herren zum Theil noch jung.

Als Montsoreau seine Gemahlin vorführte, erhob sich die ganze Gesellschaft die Seidenroben rauschten ringsum, die Damen knixten, die hohen, steifen, fächerartigen Kopfzeuge der Damen schwankten hin und her, und die Allongen der alten Herren, denn sie trugen noch Perrücken, fielen vorn über.

Die Marquise von Beaupoil de St. Aulaire, dies der Titel der Tante Dorothee, betrachtete das Paar, das sich ihr langsam näherte, einen Augenblick durch ein Glas, dann rief sie entzückt: „Meiner Treu, das ist ein hübsches Weibchen, das macht Ihrem Geschmack Ehre, Chevalier. Kommen Sie, kleine Frau!“

Die alte Dame die an den Füßen gelähmt war, streckte Claudia ungeduldig ihre beiden Hände entgegen, zog sie an sich, küßte sie auf beide Wangen und flüsterte ihr leise einen jener naiv-derben Scherze zu, welche die Sitte ihrer Jugendzeit noch gestattet haben mochte.

Die alte Dame war prachtvoll gekleidet. Ueber ihrem Reifrock von dunkelrothem Sammt trug sie ein Ueberkleid von weißer Seide, ihr Kopfputz war ein weißer Spitzenschleier, der über der Stirn auf dem gepuderten Haar wie ein ausgebreiteter Fächer hoch empor stand, über den Hinterkopf niederfiel und mit den Zipfel unter dem Kinn leicht zusammengeknotet war. Dieser Schleier umgab wie ein Rahmen das alte feine Gesicht, in welchem zwei schwarze geistvolle Augen lebhaft funkelten. Die Arme und Hände der Dame waren zwar mager, aber sie verriethen noch immer, daß sie einst sehr schön gewesen waren. Uebrigens blitzten sie von Ringen und Edelsteinen aller Art.

Handschuhe trug man damals noch nicht im Salon. Auch das ist eine Mode, die erst von England aus sich über die europäische Gesellschaft verbreitet hat. Nur die Dienerschaft, die bei Tafel aufwartete, oder sonst den persönlichen Dienst hatte, trug Handschuh im Innern der Häuser.

Tante Dorette ließ ihre Nichte auf einem Tabouret neben sich Platz nehmen und stellte ihr die Gesellschaft vor, indem sie jede Person einzeln zu sich rief, aber während all der Vorstellungen auch nicht einen Augenblick aufhörte, mit Claudia zu plaudern.

Und sie plauderte so angenehm, diese alte Tante Dorette mit den blitzenden Augen. Als das Diner angemeldet wurde, hatte sie Claudia bereits hundert Dinge abgefragt und tausend Dinge gesagt. Alles nicht viel, nicht sehr bedeutend, aber alles hübsch, geistreich, freundlich, wie eben die Plauderei der Damen der alten guten Gesellschaft war.

Das Diner war angemeldet. Die Herren stritten sich um die Ehre, die Damen in den Salon, wo gespeist werden sollte, zu rollen. Tante Dorette aber winkte ihren Neffen herbei, wie eine Königin, die eine hohe Gunstbezeugung verleiht.

Auch der Speisesaal zeugte von der alterthümlich soliden Pracht, die in dem Hause der Tante Dorette herrschte; die Tafel und der Schänktisch blitzten von Silber, Gold, Krystall und Porzellain.

Die Gesellschaft nahm an einer großen runden Tafel Platz, in deren Mitte ein prachtvoller Tafelaufsatz in Form eines Römertempels paradirte. Tante Dorette hatte ihren Platz zwischen Claudia und Montsoreau, dem sie unter hundert andern Dingen mittheilte, daß sie, seit der arme Marquis gestorben, damit meinte sie ihren Gemahl und arm nannte sie ihn nur, weil er todt war, kein Diner gegeben habe. Als die Gesellschaft Platz genommen hatte, öffneten sich die Flügelthüren am obern Ende des Salons. Der erste Gang wurde mit der Feierlichkeit der guten alten Zeit aufgetragen. Voran schritt ein Diener in der Tracht eines römischen Kriegers, auf dem Haupt den Helm mit befiedertem Kamm, unter dem das Zopfband verrätherisch hervorhing, Panzer, Schwert und Lanze, alles ganz römisch, wie im Theater, wenn

ein Stück von Corneille gegeben wurde. Hinter dem römischen Krieger folgte in bewußter Würde der Koch in Schuhen und Strümpfen und stattlicher Tracht, die rechte Hand vorschriftsmäßig bis zur Manschette zwischen den beiden mittelsten Knöpfen der Schooßweste; nach ihm kamen die Unterköche, die Platten mit untergelegten Servietten hoch emporhebend, alle in weißen Schürzen und weißen Mützen; neben der ersten Platte her aber schritt der Vorschneider, wie die Köche gekleidet, das große Tranchirmesser in der Hand. Den Zug schlossen die sechs Lakaien, welche den Dienst bei Tafel hatten.

Der Oberkoch trat an den Schänktisch neben den Kellermeister, von dieser erhabenen Stelle aus den ganzen Dienst durch leise Worte und Winke leitend. So speiste man vor Zeiten in Frankreich und man speiste sehr gut damals.

In der Tafelrunde der Tante Dorette herrschte eine Fröhlichkeit, wie sie verloren gegangen zu sein scheint seitdem. Die alten Herren und Damen warfen sich Scherze und Wortspiele zu in ununterbrochener Folge; wie die Federbälle flogen sie hinüber und herüber und selten war's, daß mal ein Ball verfehlt wurde und daß er zu Boden fiel.

Die eigentliche Seele ihrer Gesellschaft aber war Tante Dorette selbst.

Jeder Gang des Diners wurde mit derselben Feierlichkeit aufgetragen, wie der erste; die gute Gesellschaft Frankreichs liebte viele Schüsseln, aber sie aß doch nur mäßig; man trank fast nur Bordeauxweine und mischte auch diese noch mit Wasser, Champagner gab man zum Nachtisch und ein kleines Glas Liqueur nahm man zum Schluß.

Als der Ritter seine Gemahlin wieder zum Wagen führte, war sie entzückt von Tante Dorette und ihrer Gesellschaft, von ihrem Diner, von ihrer Einrichtung, kurz Claudia hatte Geschmack gefunden an der alten Dame.

„Wissen Sie, was mir besonders gefallen hat, lieber Freund?" fragte Claudia. „Es ist, so lange wir bei Tante Dorette waren, auch nicht ein Wort Politik gesprochen worden."

„Tante Dorette bildet sich nicht wenig darauf ein," ant-

wortete der Ritter, „daß ihr Salon eine der letzten Burgen der altfranzösischen Höflichkeit ist.“ Die altfranzösische Höflichkeit aber gestattete nicht von Politik in einer Gesellschaft zu sprechen, in der man nicht jedes Gastes politische Meinung genau kannte, man konnte, ohne es zu wollen, doch irgend einen beleidigen.

„Ich finde das prächtig“, rief Claudia.

„Es ist sehr schön, gewiß“, entgegnete Montsoreau, „leider hat sich jetzt, wo sich die Meinungen viel schroffer entgegenstehen wo sie viel viel weiter auseinander gehen, diese schöne höfliche Sitte ganz verloren, sie war sonst lange so nöthig nicht wie heute, wo unsere Gesellschaften anfangen den sogenannten Clubbs der Engländer zu gleichen, in denen jeder seine Ansichten so scharf als möglich ausspricht, was dann gewöhnlich mit Zank und Streit, häufig noch schlimmer endet.“

Der Wagen hielt vor einem Hofthor in einer entlegenen Straße. Erst als der Diener den Namen des Ritters genannt, öffnete sich das Thor und der Wagen konnte einfahren in einen Hof, der so dick mit weichem Sande befahren war, daß das Geräusch der Räder unhörbar wurde.

„Ich wollte, Sie gefielen Tante Françoise eben so sehr, wie Ihnen Tante Dorette gefallen hat,“ sagte der Ritter, als er seine Gemahlin in das Haus führte, dessen Flur nur matt erleuchtet war.

„Mein Gott“, sagte Claudia, „Sie machen mich ängstlich, lieber Louis, ist das denn gar so schwer, dieser Tante zu gefallen?“

Der Ritter aber hatte nicht Zeit zu antworten, denn plötzlich wurde eine Thür geöffnet, ein hellerer Lichtschimmer fiel auf den Treppenabsatz, auf dem das junge Paar eben stand, und eine unbeschreiblich sanfte Stimme rief: „Sie kommen, lieber Sohn, Sie bringen mir Ihre junge Gemahlin, wie ist das freundlich von Ihnen!“

An der offenen Thür stand eine hohe schlanke Dame sehr sauber in ein schlichtes Gewand von perlgrauem Tuch gekleidet, ein schwarzes Tuch um den Hals, ein enganliegendes Häubchen von schwarzem Sammt auf dem Haar. Die Dame war schon

sehr alt, sie stützte sich auf einen ältlichen Diener und ein junges Mädchen.

Montsoreau ließ die Hand seiner Gemahlin und sprang die Stufen empor. Er umfaßte den schlanken Leib der alten Dame mit einer Bewegung, in der sich Liebe, Verehrung, zarte Theilnahme und Besorgniß kundgaben. Halb führte, halb trug er sie in ihr Zimmer zurück.

Ergriffen von diesem Anblick folgte Claudia. Der Ritter aber schalt freundlich: „Nerville, das hätten Sie nicht zugeben dürfen! Liebe Helene, das dürfen Sie nicht leiden."

„Alle Vorstellungen halfen heute nichts, die Frau Gräfin befahlen, lieber Herr Chevalier," entgegnete der alte Diener entschuldigend und zog sich mit tiefer Verneigung zurück, während das junge Mädchen sich auf ein Tabouret setzte, das hinter dem hohen Lehnstuhl stand, in den Montsoreau seine Tante mit sanfter Gewalt genöthig hatte.

„Lassen Sie doch, Louis," bat Tante Françoise, „heute macht mich die Freude stark, ich danke Gott, daß er mich noch hat den Tag erleben lassen, und nun bringen Sie mir Ihre Gemahlin!"

Montsoreau faßte Claudia's Hand, knieete mit ihr nieder vor der Greisin und bat: „Geben Sie uns Ihren Segen, liebe, liebe Tante!"

„Von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe," rief Tante Françoise, „Gott segne Dich, Du theures junges Paar, Gott segne Dich mit seinem reichsten Segen!"

Sie legte ihre zitternden Hände, die leicht und klein wie Kinderhände waren, auf das Haupt des Ritters und auf das seiner Gemahlin. Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Closet, ein unaussprechliches Gebet wehete von blassen dünnen Lippen der Greisin. Man vernahm nur das leise Amen, mit dem sie schloß.

Darauf nahm sie Claudia's Köpfchen sanft in ihre beiden Hände und sprach: „Helene, liebes Kind, leuchten Sie mir, ich möchte doch das Gesicht meiner jungen Verwandten sehen. Oh, ich fühle schon, es ist ein liebes gutes Gesichtchen, ein

Gesicht, in das die Leidenschaften noch keine Furchen gezogen haben!“

Die Greisin sagte das Alles mit einer Kindlichkeit, die Claudia bis zu Thränen rührte. Mit innerem Entzücken fühlte sie die leichte Berührung der kleinen Finger an ihren Wangen.

Helene trat mit einem Armleuchter heran. Die Marquise hob das Gesicht Claudia's empor und beugte sich nieder zu demselben.

Es war ein rührender Anblick diese beiden Frauen in dieser Stellung; die Greisin strengte die letzte Sehkraft ihrer fast erloschenen Augen an und der jungen Frau gingen die Augen über in Thränen der Rührung.

Endlich küßte Tante Françoise Claudia's Stirn. Der Kuß war wie ein Hauch. Claudia küßte die zitternde Hand und erhob sich.

Auf einen Wink der alten Dame setzten sich Montsoreau und Claudia neben ihr nieder, jedem reichte sie eine ihrer Hände und sprach mit ihrer unbeschreiblich reinen und sanften Stimme: „Es sind nun dreißig Jahre und darüber, als ich mit meinem lieben seligen Herrn, Sie haben ja den Grafen noch gekannt, mein guter Louis, zu einer alten Freundin kam, die noch von den frommen Frauen von Port-Royal erzogen war. Da fanden wir ein lieblich blüthendes junges Mädchen, das wir in der ersten Stunde unseres Beisammenseins lieb gewannen, denn die Herzensreinigkeit und sanfte Güte verklärten das reizende Gesichtchen. Es war eine Cousine unserer alten Freundin, eine vater- und mutterlose Waise, welche die Tage ihres Brautstandes in ihrem Hause in ernster Vorbereitung auf den heiligen Ehestand verlebte. Der Bräutigam war ein vornehmer Herr und ein Waffenbruder meines seligen Herrn. Ich habe die liebliche Erscheinung nie wieder gesehen, denn Gott hat sie jung zu sich genommen, aber ich habe sie nie vergessen, und heute ist mir die Freude geworden, gerade ihre Tochter in meinen Arm zu schließen, ihre Tochter zu segnen als die Gemahlin meines lieben Louis. Oh, wie wunderbar Gott das gefügt hat, noch sehe ich sie vor mir die liebliche Claire von Vernoux de Bonaeil, eine Ranke wilder Rosen in

der Hand, und nun ist sie längst bei den Seligen und ich segne an ihrer Statt die Ehe ihrer Tochter mit meiner Schwester Enkel."

So erzählte die Greisin einfach und rührend, und welchen Eindruck machte das auf Claudia, die ihre Mutter nie gekannt hatte, die seit Jahren auch nicht einen Menschen gesehen, der ihr hätte erzählen können von ihrer Mutter.

Aber Tante Françoise mochte fürchten, die Aufregung der jungen Frau zu sehr zu steigern. Sie wendete sich plötzlich zu ihrem Neffen und fragte mit fast munterm Ton: „Sie haben heute bei der Tante von Saint-Aulaire gespeist? Was macht die heitere Dorette? Es ist lange, daß wir uns nicht gesehen haben, denn wir sind nun beide alt und dürfen das Zimmer nicht mehr verlassen. Aber sie hat mich nicht vergessen, sie sendet mir oft prächtige Blumen, die ich freilich nur einen Augenblick riechen und anfassen darf, dann bringt sie diese liebe unerbittliche Helene ins Vorzimmer, aber es ist doch eine Freude und nie kommt ein Strauß aus dem Hotel Saint-Aulaire, ohne ein sauber gerändert Blättchen mit einem heitern Gruß in zierlichen Quatrains; oh! sie macht noch immer Quattrains, ich habe eine ganze Sammlung davon, und schon vor 60 Jahren, als wir noch zusammen in der Klosterpension waren, machte Dorette von Bouschet so hübsche Verse. Mir hat's nie glücken wollen. Welche Gnade von Gott, daß er der guten Dorette so die Heiterkeit ihres Wesens erhalten hat bis in so hohes Alter, denn Frau von Saint-Aulaire ist noch zwei Jahre älter, als ich! Solche Heiterkeit bei so schweren Leiden, ich weiß, das Dorette viel leidet, viele Schmerzen zu tragen hat, vor denen mich Gott gnädig bewahrt hat bisher. Sonst seufzte ich wohl mit, wenn ich Anderer Klagen hörte über das eitle Weltkind, auch mir wurde bange um das Heil meiner lieben Dorette, aber wir sollen uns hüten, zu richten, und es sind in des Vaters Hause viele Wohnungen. Dieser gute Herr von Cazotte, der mir jeden Donnerstag die Freude macht, bei mir zu speisen, ist einer der frömmsten und einfältigsten Christen, die ich kenne, und er verehrt die Tante Dorette hoch. Da fällt mir ein, lieber Louis, Sie und Ihre

Claudia würden sich recht gut schicken zu dem vortrefflichen Cazotte. Speisen Sie auch Donnerstags bei mir, es sind vielleicht nur noch wenige Tage, an denen wir uns hienieden sehen!"

Montsoreau versprach es und stand auf. Die Greisin schalt mild und freundlich: „Da will er nun schon gehen, ich weiß schon, diese böse Helene wird ihm Zeichen hinter meinem Rücken gemacht haben, ach, liebe Helene, die Freude giebt mir Kräfte!"

Aber der Ritter, der wohl wußte, daß das Leben der Tante Françoise nur noch an zarten Fäden hing und großer Schonung bedürfe, ließ sich nicht aufhalten.

So nahmen sie Abschied.

Der Ritter drückte die Hand Claudia's mit besonderer Inbrunst, als er wieder neben ihr im Wagen saß.

„Jetzt verstehe ich Sie, jetzt begreife ich, was mir vorher räthselhaft war", sagte Claudia, den Händedruck ihres Gemahls erwiedernd.

„Tante Françoise liebt Sie, meine süße, reine Claudia!" rief der Ritter entzückt.

„Um meiner Mutter willen!" entgegnete Claudia mit wahrhafter Bescheidenheit.

„Und was sagen Sie von ihr?"

„Es war mir zu Muthe so weich, so heimlich, ich glaube, so würde mir bei meiner Mutter gewesen sein!"

Der Wagen hielt plötzlich. Der Diener, der vom Trittbrett gesprungen war, kam an den Schlag und meldete, daß man halten müsse, um einen großen Leichenzug vorüber zu lassen.

Gedämpfte Musik erklang in nächster Nähe, der Fackeln rothes Licht erleuchtete die enge Straße, Mönche mehrerer Orden zogen Psalmen singend vorüber, dann folgte ein Detachement der französischen Garde und dicht vor dem Leichenwagen ein schwarzgeharnischter Ritter zu Pferde mit einem Fähnlein, das in Flor gehüllt war, vier Fackelträger auf jeder Seite, der Leichenwagen war mit vier Pferden bespannt und mit blinkenden Wappenschildern behängt. Hinter dem Leichenwagen führte man das Trauerpferd, dann folgte ein Hauptleidtragender mit seinen Beiständen

und ein langer Zug von Herren, die sichtlich den höchsten Ständen angehörten.

Der Ritter von Montsoreau beugte sich weit aus dem Wagen, er hatte in dem ungewissen Licht der Fackeln die Wappenzeichen nicht erkannt und spähete nun nach einem bekannten Gesicht, aber Niemand blickte nach der Kutsche herüber, die, wie viele Andere, auf der Seite im Schatten stand.

Schon war der Leichenzug fast vorüber, und ferne nur schwach noch tönte die Trauermusik; da fragte Jemand: „Wen begrabt ihr?“ und ein alter Valet de Pied, der den Zug der Dienerschaft schloß, antwortete mit lauter Stimme: „Wir begraben unsern gnädigen Herrn, den Königlichen Staatsminister Baron von Turgot!“

Zehntes Kapitel.

Der König und die Handwerker.

Der Winterabend war rauh und regnerisch, und unbehaglich frostig war's in der großen Stube, in welcher ein müder Zimmermann mit seinem Sohne, einem stattlichen Burschen von etwa achtzehn Jahren, am Tische saß und seine Zwiebelsuppe speiste.

Es war in der großen Stube eine seltsame Mischung von Ordnung und Unordnung, von Reinlichkeit und Unreinlichkeit, von Wohlhabenheit und Mangel bemerklich.

Der Zimmermann und sein Sohn aßen ihre Suppe aus einer schlechten irdenen Schüssel, aber die Löffel, mit denen sie aßen, waren, obwohl durch den langen Gebrauch dünn geworden, doch von Silber. Die Meubles waren alt und nicht ganz wohl erhalten, aber sie waren von festem Eichenholz. Auf den Simsen und auf den Wandbrettern war manches gute Stück zu sehen, aber es fehlte sichtlich überall an einer ordnenden Hand. Die

Kleidung der beiden Essenden war von tüchtigem Stoff, aber die Ausbesserungen waren ungeschickt und häßlich.

Der junge Bursche hatte seine Suppe rasch aufgegessen und starrte, ein Stück Brot langsam kauend, mit seinen offenen hellen Augen schweigend in die kleine Flamme der Lampe, die das große Gemach nur schwach erhellte und den größten Theil desselben im Schatten ließ. Der Zimmermann dagegen legte seinen Löffel nieder, obwohl seine Suppenschüssel noch nicht halb leer war, schenkte sich aus einer großen, aber nicht mehr ganz vollen grünen Flasche einen kleinen dünnen Silberbecher halb voll, nahm einen Schluck von dem rothen Weine und setzte ihn dann nieder, einen bekümmerten Blick auf seinen Sohn werfend.

„Ihr seit heute wieder recht traurig, Vater!“ nahm der Sohn freundlich das Wort.

„Sollte ich nicht, mein Sohn,“ antwortete der Zimmermann traurig, „es wird immer trüber um uns!“

„Ja, ja,“ nickte der Bursche, „es ist bei uns nicht mehr, wie sonst, wie die selige Mutter noch lebte. Aber die Chrétienne, das arme, kleine Mädchen, kann's nicht zwingen!“

„Ich weiß es, mein Sohn, Deine Schwester ist noch zu jung, aber ich kann keinen Dienstboten halten. Du weißt selbst, wie schwach die Nahrung ist. Sonst arbeitete ich mit sechs oder acht Leuten, jetzt habe ich nicht für drei zu thun, und die Brotpreise steigen immer noch. Es ist eine schwere Zeit heuer für den Handwerker und sie wird immer schwerer. Seit sechs, acht Jahren schon geht's Berg ab, nicht allein mit mir, sondern im ganzen Gewerk, und bei den Andern ist es ebenso, ja, bei manchen noch schlimmer. Seit dem Tode Deiner Mutter habe ich keine frohe Stunde mehr gehabt. Es ging dazumal auch schon nicht mehr, wie sonst, aber sie hatte eine ganz besondere Art, immer ein fröhliches Herz und ein freundlich Gesicht und für Alles einen frommen Spruch, und so sauber und nett war Alles, daß man es gar nicht merkte, wie knapp sie's einrichten mußte!“

Ein blasses, mageres Mädchen von etwa fünfzehn Jahren trat in das Gemach und setzte sich schweigend an den Tisch, um

das Licht der kleinen Lampe zu einer Nadelarbeit zu benutzen. Bekümmert ruhte der Blick des Zimmermann's auf dem kleinen, eckigen Gesichtchen seiner Tochter, in dem nur die großen Augen schön waren und einen frühreifen Verstand verriethen. Die Tochter sah den Vater zärtlich an, wenn sie von ihrer Arbeit aufblickte, sie nickte ihm auch zu, als wolle sie ihn ermuthigen, zu essen und zu trinken. Dabei aber war in dem Kindergesicht zugleich ein Zug so tiefer Entmuthigung, Ermattung und Müdigkeit bemerkbar, daß man es nicht ohne Mitleid ansehen konnte.

„So höre doch auf zu arbeiten, mein armes Kind," sagte der Vater bewegt, „hast Du nicht genug gethan heute?"

„Du hast die Stube gewaschen, Chrétienne, was Du nicht sollst," sagte der Bruder, indem er zärtlich die Hand der Schwester festhielt. „Vater will nicht, daß Du Dich so über Deine Kräfte anstrengst!"

„Ich kann nicht, ich bin eine Ungeschickte," murmelte das arme Mädchen halb vor sich hin, „es sieht nichts mehr nett und reinlich hier aus!"

Das Kind weinte leise. Tief erschüttert schwieg der Vater. Er hatte nicht den Muth, zu trösten. Mitleidig, aber auch halb verwundert, blickte der Jüngling. Sein jugendlich kräftiges Herz hatte sich bis jetzt siegreich gewehrt gegen die Entmuthigung, welcher die schwächere Schwester nicht widerstanden, gegen die tiefe Niedergeschlagenheit, die sich des sonst so heitern Vaters seit dem Tode der Mutter bemächtigt hatte.

Alle Drei aber waren so vertieft in ihre Empfindungen, daß sie den Eintritt eines Mannes mit weißen Haaren nicht bemerkten, der, in seinen Mantel gehüllt, einige Augenblicke an der Thür stehen blieb und die drei Betrübten mit seinen schönen, ernsten, sinnenden Augen nachdenklich betrachtete. Endlich ließ der Eingetretene seinen Mantel zurückfallen, nahm seinen Hut ab und sagte mit klingender Stimme: „Seid mir gegrüßet, meine Freunde!"

Der greise Herr war Jacob Cazotte.

Freudig erschrocken fuhren die Betrübten auf von ihren Sitzen und umdrängten den gern gesehenen Gast, der dem

Zimmermann zutraulich die Hand auf die Schulter legte, das arme, müde, kleine Mädchen auf die Stirn küßte und dem Jüngling freundlich zunickte, der ihm den bequemsten Stuhl an den Tisch rückte.

Als sich Cazotte gesetzt und der Zimmermann, auf seinen Wunsch, ihm gegenüber Platz genommen hatte, während René und Chrétienne mit jener Achtung, die die Jugend dem Alter schuldig ist, stehen blieben, schwieg er eine Weile nachdenklich. Dann sprach er: „Mein lieber burgundischer Landsmann und Ihr, meine lieben Kinder, laßt mich einige Worte sprechen, denn sie thun Euch Noth. Seht, es ist etwa acht Jahre her, oder bald acht Jahre, da trat ich in der hochheiligen Weihnachtsnacht in das Haus eines wackern Bürgers, der war ein Zimmermann, wie der heilige Joseph einst, und als ich in sein Haus trat, da sprach ich: Ehre sei Gott in der Höhe! wie das eine gute Sitte ist unter den burgundischen Christen in der Weihnachtsnacht und auch wohl andern Orts, und ein altes gottesfürchtiges Mütterchen antwortete mir freudig: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Das war eine fröhliche Weihnachtsnacht in dem Hause, denn der Zimmermann war ein frommer, redlich fleißiger Arbeiter, er hatte sein altes Mütterchen bei sich und ein schmuckes, tugendsames Weib und zwei Kinder, blühend in frischer Gesundheit. Ich kam gern in das Haus dieses Zimmermannes, denn christliche Sitte herrschte darin, ein fröhliches Herz waltete, und dankbar freudig wurden die guten Gaben genossen, die Gott bescheerte in den Tagen des Glücks. Aber ich kam wieder in das Haus, da war's anders geworden zu meiner tiefen Betrübniß; das alte Mütterchen hatte die Zahl der Tage, die ihr gesetzt waren, erfüllt und war heimgegangen zur ewigen Ruhe, das tugendsame Weib war in der Fülle ihrer Kraft abgerufen, nach Gottes unerforschlichem Rathschluß, und eine nahrungslose, schlimme Zeit verringerte den Wohlstand des Zimmermannes von Tage zu Tage. Das war eine schwere Prüfung, die Gott über ihn verhängte, und der Mann wurde muthlos. Das jammerte mich, und ich bin zu ihm gegangen und habe ihn gefragt, was er denn so Großes gethan habe,

daß er verlange, ungeprüft, ohne Sorge, Gram und Schmerz durch's Leben zu gehen? Er hat mir nicht geantwortet, aber er hat mir die Hand gedrückt, und fortan ist er ernst und fest durch's Leben gegangen, die dankbare Erinnerung an lange Jahre vergangenen Glücks, die feste Zuversicht des Christen, der sich im Blut Christi erlös't fühlt und darum die ewige Seligkeit sein nennt, hat ihn begleitet bis an's Ende.

Cazotte schwieg und reichte den Zimmermann seine Rechte, der aber hatte nasse Augen und schlug mit fester Hand ein.

Die Männer hatten sich verstanden und aus den leuchtenden Augen der Kinder sprach eine neue Zuversicht.

„Nun von Geschäften," sagte Cazotte, indem er einen ganz andern Ton annahm. „Der Kaufmann Peter Raffigny zu Dijon, der Eures Vaters Weingarten in der Oberhalde kaufte und später bankerot wurde, hat sich wieder erholt und sendet Euch zweihundert Livres rückständige Kaufgelder. Er bittet als ein ehrlicher Mann, um billige Zinsberechnung und Nachsicht für deren Zahlung. Hier ist das Geld. Schreibt eine Quittung, mein lieber Landsmann!"

Der würdige Greis war etwas roth geworden bei dieser Rede, denn selbst diese Art von Lügen, mit denen er seine Wohlthaten zu bemänteln pflegte, wurde ihm schwer, und hastig zog er ein Beutelchen von verblaßtem grünen Seidenzeug aus der Tasche und zählte eine Reihe von alten Louis'dor aus Ludwig's des Großen Zeit auf den Tisch.

„Ihr müßt die alten Goldstücke nehmen, Landsmann," sagte er mit einer Schlauheit, über die er selbst lächeln mußte. „Peter Raffigny hat an meinen Geschäftsmann in Dijon gezahlt, ich aber habe jetzt kein anderes Geld; doch will ich gern, wenn Ihr etwas daran verlieren solltet, den Schaden tragen!"

Durch diese List beseitigte Cazotte ein leises Mißtrauen, daß sich bei dem Zimmermann regte und dieser rief nun fröhlich: Gott sei Lob und Preis und Ihnen, mein theurer Herr von Cazotte, Dank, tausend Dank! Oh, Sie wissen nicht, wie mir dieses Geld jetzt gerade hilft! Sie sind ein Engel, Herr!"

„Wir sollen Einer des Andern Engel sein auf Erden, lieber Landsmann!"

„Und," fuhr der Zimmermann eifrig fort, „wie soll ich Verlust haben bei diesen alten Goldstücken? Sie bekommen noch heraus!"

Während der Zimmermann sein Geld nahm und an den Pult ging, um seine Quittung zu schreiben, unterhielt sich Cazotte mit den beiden Kindern.

„Du liebe kleine Chrétienne," sprach er in ernstfreundlicher Weise, mit den Namen des Kindes spielend, „mußt Abends, wenn Dein Vater und Dein Bruder von ihrer schweren Arbeit heimgekehrt ausruhen, nicht nur für die leibliche Speise, sondern auch für die Nahrung des Geistes sorgen. Sieh," er zog aus seiner Tasche ein altes Legendenbuch, „da hast Du ein liebes altes Buch, daran haben sich vor Dir schon Tausende von Christen erfreut und erquickt. Das erzählt von starken Männern und Frauen, die mit Gottes Hülfe siegreich Marter und Tod überstanden, das erzählt von Wundern aller Art, in denen Gott den Menschen seine Liebe und Milde offenbart hat; aus dem Buche sollst Du an Feierabenden Deinem Vater und Deinem Bruder vorlesen, liebe kleine Chrétienne!"

Entzückt nahm das stille, blasse Kind „Adhémar Rosier's güldenes Alphabet," eines der einfältigsten und poesiereichsten Legendenbücher Frankreichs.

Mit angenommener Ernsthaftigkeit prüfte Cazotte die Quittung, die ihm der Zimmermann reichte. Sein Herz aber jubilirte, denn der seltsame Mann meinte, er habe ein vortreffliches Geschäft gemacht, indem er die Schuld eines Kaufmanns bezahlte, der längst insolvent verstorben war.

Zufällig hatte er vor einigen Jahren von dem Zimmermann selbst erfahren, daß Peter Raffigny noch 200 Franken rückständige Kaufgelder schulde. Cazotte hatte ein treues Gedächtniß.

„Nun, mein lieber Landsmann," nahm er das Wort wieder, nachdem er das Papier sorgfältig verwahrt hatte, „ich habe Euch noch etwas mitzutheilen. Könnt Ihr Euch selbst und Andern wohl Rechenschaft geben von den Vortheilen und den Nachtheilen, welche die Ordonnanz, durch welche die Zunftverfassung aufgehoben wurde, Eurem Gewerke gebracht hat?"

„Wohl, Herr," entgegnete der Zimmermann ernst, „denn

oft und eifrig habe ich darüber nachgedacht, vielmals das Capitel gerade mit meinen Mitmeistern besprochen; ich habe Ihnen selbst die Sache einst vorgetragen!"

„Ich weiß es, mein lieber Freund, aber die Zünfte sind durch eine andere Ordonnanz wieder hergestellt."

„Ach Herr!" rief der Zimmermann bewegt, „erst haben sie uns das Haus umgeworfen und gelitten, daß das Material verderbt und verschleppt wurde, und dann haben sie uns erlaubt, das Haus wieder aufzubauen; redliche Männer haben gethan, was sie konnten, es ist aber nur eine Nothbaracke geworden, die der leichteste Stoß zertrümmert, in der wir nicht mehr, wie einst, sicher wohnen, sondern hungern, frieren und ängstlich den Einsturz erwarten."

„Was müßte geschehen, auf daß Euch geholfen würde?"

„Man müßte uns helfen, ein neues Haus bauen, nach dem Plan und Grundriß des alten. Was von dem Material noch gut, müßte geändert werden. Aber aus eigener Kraft können wir das nimmer; in dem alten Hause hätten wir uns aus eigener Kraft halten, das hötten wir umbauen und verbessern können, zum Neubau aber reicht's nirgend."

„Christliche Männer verlieren den Muth nicht," sagte Cazotte nachdrücklich. „Ihr müßt morgen einen Feiertag machen, Landsmann. Kommt morgen früh um sieben Uhr in meine Wohnung in der Priestergasse, aber seid pünktlich, da sollt Ihr mehr erfahren. Nun lebt wohl und Gott segne Euch und Euer Haus!"

Cazotte ging. Der Winterabend war rauh und regnerisch; in der weiten Stube aber war's nicht mehr trübe, sondern es war heimlich darin geworden.

Zwei Tage nach dem Besuch des Herrn von Cazotte im Hause des Zimmermanns finden wir acht Pariser Bürger aus acht verschiedenen Gewerken, unter ihnen Meister Réné, den Zimmermann, in einem zierlichen Salon des Versailler Königspallastes, der zur Wohnung Ihrer Majestät der Königin Marie Antoinette gehörte. Die ehrenfesten Handwerksmeister stehen in ihren Staatsröcken, mit Degen an der Seite, den Hut unter dem rechten Arme, in einer Reihe, stumm und erwartungsvoll.

Herr von Cazotte stand an ihrer Spitze. Der Greis redete den Männern freundlich zu und bat sie, auf alle Fragen so kurz und bestimmt, als möglich, zu antworten.

Eine Seitenthür öffnete sich und ein Geistlicher trat ein. Er begrüßte Cazotte mit einer Freundlichkeit, die ein wenig gezwungen war. Es war der Abbé Claude Fauchet, einer der Prediger des Königs.

Der Blick, mit dem Cazotte diesen Geistlichen, dessen männliche Schönheit an den Lieblingsjünger des Herrn erinnerte, anblickte, war voll Trauer und Liebe. Er wußte, was sich zwischen ihn und Fauchet einzudrängen begann, was den Freund dem Freunde gegenüber beengte. Der Abbé wußte es noch nicht.

„Ihre Majestät die Königin wird sogleich hier sein, meine Freunde!“ sagte der Geistliche.

Die Meister sahen sich verwundert an, denn es war nicht die Königin, die sie erwarteten. Cazotte wollte den Leuten eben eine Bemerkung darüber machen, da öffneten sich die beiden Flügel der großen Thüre, und umstrahlt von dem ganzen Zauber der Majestät und der Frauenschönheit, trat Marie Antoinette in den Salon. Die Herzogin von Polignac, den kleinen Herzog von der Normandie an der Hand, folgte ihr.

Marie Antoinette kam aus der Kirche. Mit unbeschreiblicher Milde und Freundlichkeit in dem weißen, deutschen Gesicht näherte sie sich den Leuten und sprach mit der hinreißenden, gutmüthigen Einfachheit, mit der ihre große Mutter zu den Wiener Bürgern zu reden pflegte: „Seid nicht böse, Ihr Herren, der König wird sogleich kommen. Seht, das ist mal so bei Hofe, um eine feierliche Audienz zu vermeiden, was eine Menge von vornehmen Herren incommodirt haben würde, hat man Euch zur Königin geführt, später kommt der König hierher und Ihr könnt ihm sagen, was Ihr wünscht, ohne weitere Umstände. Ich wollte Euch nun gern meine Kinder zeigen, denn Ihr habt wohl Alle selbst Kinder und wißt, wie das Eure Frauen auch gern thun, wenn sie Besuch bekommen. Leider ist der Dauphin, mein armer Knabe, heut so leidend, daß er sein Bettchen nicht verlassen kann, Ihr müßt darum mit unserm kleinen Herzoge von der Normandie

für dieses Mal zufrieden sein. Das nächste Mal zeige ich Euch den Dauphin und Madame, die für ihr Alter schon recht verständig ist. Komm, mein Sohn, heiße diese braven Männer von Paris willkommen!“

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen, meine Herren!“ sagte der Königliche Knabe, freundlich die ehrbaren Meister anblickend, die in tiefster Bewegung keines Wortes mächtig waren.

„Gott segne Ew. Königliche Hoheit!“ sagte endlich ein eisgrauer Schneidermeister und streckte seine alte zitternde Hand wie segnend gegen das junge blühende Königskind, dem ein so entsetzliches Leiden und Sterben beschieden war.

„Gott segne den Herrn Herzog von der Normandie!“ riefen die Andern.

Der Herzog von der Normandie, der kaum vier Jahr alt war, reichte dem guten alten Schneider mit einer allerliebsten Bewegung voll kindlicher Grazie einen frischen Strauß, den er in der Hand hielt und rief: „Da, schöne Blumen, schöne Blumen, sind schön wie meine Mama!“

„Ihr seht, liebe Herren,“ sagte die Königin lachend, „unser kleiner Normand ist ein ächter Franzose, er fängt das Courmachen bei seiner Mama an. Nehmt den Strauß, Herr, bringt ihn Eurer Frau mit einem Compliment vom Herzoge von der Normandie!“

„Meine arme Frau ist längst todt, allergnädigste Königin,“ sagte der alte Schneider, den Strauß nehmend, aber meines Sohnes Tochter, die mit ihrem Manne bei mir lebt, soll ihn haben und das soll ein Erbe sein für sie und die Blumen sollen auf ihre Kinder und Kindeskinder kommen zum Gedächtniß dieser Stunde!“

Da rief draußen im Vorzimmer eine Stimme: „Der König!“ und alsbald öffneten sich abermals beide Flügel der Salonthüre und der Huissier meldete mit tiefer Verneigung: „Der König!“

Ludwig XVI. trat ein. Er war trübe gestimmt, obwohl er lächelte. Die Königin bemerkte das gleich an seinem hastigen Schritt und seinem kurz herausgestoßenen: „Guten Morgen!“

Sie beeilte sich einer Anrede zuvor zu kommen, die vielleicht den guten Leuten von Paris wehe gethan hätte.

„Sire“, rief sie, des Königs Hand ergreifend, mit scherzhafter Wichtigkeit, „Monseigneur, der Herr Herzog von der Normandie ertheilt den Pariser Bürgern Audienz.“

„Ah! Du kleiner Normand!“ sagte Ludwig, sich zu dem Knaben beugend, mühsam so tief beugend, denn der König war sehr stark geworden in der letzten Zeit, daß ihn das Kind küssen konnte; „sag mir, kleiner Normand, was wollen die Herren aus Paris von Dir!“

„Sind gute Leute, Papa“, versicherte der Prinz treuherzig, „lieben Maman, habe ihnen Blumen gegeben!“

„Hast Du, mein kleiner Sohn!“ rief der gute König, „wollte Gott, es wäre so weit, daß der König nicht nur allen Parisern, sondern allen Franzosen Blumen geben könnte, nichts als Blumen!“

Wer wollte sich unterstehen, diese wahrhaft Königliche Phrase auch nur zu belächeln? War sie nicht in all ihrer Verkehrtheit, die der Zeit und nicht dem König zur Last zu legen, der volle Ausdruck des ächten Königlichen Vatergefühls für sein Volk?

Die guten Bürger fühlten das auch wohl: „Gott segne den König, Gott erhalte den König!“ riefen sie, wie aus einem Munde.

Huldvoll grüßend zog sich die Königin mit dem Prinzen, der Herzogin und dem Abbé zurück. Der König war allein mit den Handwerksmeistern und dem greisen Cazotte.

„Herr von Cazotte“, begann Ludwig XVI. ernst, „Sie sind ein Burgunder?“

„Ein Kind von Dijon, Ew. Majestät!“

„Sie haben dem Vaterlande gedient?“

„Ew. Majestät und dem Vaterlande in Ostindien!“

„Ich weiß es. Sind ein frommer und braver Mann, ich habe Sie heut Morgen zum Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig ernannt. Kein Dank, hätte längst schon geschehen sollen, der König ist aber auch nur ein Mensch, der nicht Alles wissen kann, und schwer trägt an der furchtbaren Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet —“

Der gute Ludwig schwieg trübe. Diese Königsverantwortlichkeit lag zu schwer auf ihm.

„Gott hilft mit tragen!“ sagte Cazotte.

Ludwig runzelte die Stirn und sprach halb für sich: „Es ist schwer, verantwortlich zu sein für das Heil so vieler Millionen!“

„Es steht geschrieben,“ warf Cazotte kühn ein, „sorge, daß Du selig werdest und Dein Haus!“

„Mein Haus ist Frankreich, Herr!“ rief Ludwig XVI., zu meinem Hause gehören Millionen und ich soll sorgen, daß sie selig werden!“

Das war der Enkel Ludwig's XIV., der da sprach, es war wohl ein Zug von dem großen Monarchen in diesem guten Herrn und gerade der Zug, der so hochachtungswerth war, nämlich die ungeheure Ueberschätzung der an sich schon so gewaltigen Königspflichten. Cazotte schaute mit einem Gefühl, das aus Bewunderung und Mitleid gemischt war, auf den Monarchen, dessen Seele unter dem Gedanken keuchte, so zu sagen, daß er Gott verantwortlich sei für das Seelenheil aller seiner Unterthanen. Der Mann, der mit der Leuchte des Glaubens hinabstieg in die Tiefen der Gottheit, er schauderte bei dem Gedanken der Selbstüberschätzung, die eine solche Verantwortlichkeit auf sich nahm, und dennoch mußte er die Kühnheit und die Frömmigkeit eines solchen Gefühls, wenn es eben auch auf Unklarheit und Mißverständniß beruhte, bewundern.

Ludwig XVI. verwechselte die den Königen als höchstes Gebot empfohlene Sorge für das Seelenheil der Unterthanen mit der Verantwortlichkeit für dasselbe, und daraus ist zu erklären so manches, was unklar in der französischen Revolutions-Geschichte, daher die Scheu vor der Anwendung nothwendiger Gewaltmittel. Der arme Herr glaubte sich ja verantwortlich für die Seele jedes Schurken, der unbußfertig dahinfuhr in seinen Sünden. Ludwig XVI. war nicht feige, er hat es gezeigt, die angeborene Tapferkeit seiner kriegerischen Race war auch in ihm; es waren religiöse Beweggründe, die ihn bestimmten, Blutvergießen zu vermeiden, selbst da, wo das sofortige Opfer von wenigen Menschenleben viele Menschenleben später erspart hätte.

Ludwig XVI. ging zweimal auf und ab in dem Salon, dann nahm er sich zusammen und befahl: „Nennen Sie mir die Namen dieser guten Leute, Herr von Cazotte!“

Es geschah auf seinen Befehl.

„Und was wünschen Sie von mir?“ fragte Ludwig nicht eben verbindlich.

„Ew. Majestät,“ nahm René, der Zimmermann, auf einen Wink Cazotte's das Wort, „wollen in Gnaden die Klagen von Leuten anhören, die nächst Gott ihre Hülfe auf den König setzen. In der tiefen Bedrängniß, in der sich die meisten Gewerke der Hauptstadt befinden, in der Noth, in der sie sich nicht zu helfen wissen, haben wir, die wir hier sind, auf Anrathen des guten Herrn von Cazotte uns unterwunden, Ew. Majestät um Rath und Hülfe zu bitten.“

„Ihr seid keine officielle Abordnung der Gewerke der Hauptstadt, wie mir berichtet worden!“ sagte der König.

„Ew. Majestät sind recht berichtet,“ nahm Meister René mit tiefer Verneigung das Wort wieder, „wir sind hier nichts, als acht arme Handwerksmeister, die nichts wollen als Ew. Majestät bitten, ein Auge auf das Verderbniß, das den gesammten Handwerksstand der Monarchie ergriffen hat, zu werfen. Man hat unsere alten Innungen aufgehoben, man hat —“

„Man hat sie aber auch wieder hergestellt,“ rief der König, „als man einsah, daß man einen Fehler begangen hatte!“

„Allergnädigster Herr,“ sagte der Zimmermann bescheiden, „man hat sie nicht wieder hergestellt, sondern man hat ihnen nur erlaubt, sich selbst wieder herzustellen und das haben die Gewerke nicht vermocht, das wird ihnen überhaupt nicht wieder gelingen aus eigener Macht. Wir bitten allsonntäglich Gott um weise Räthe für Ew. Majestät, ohne Ew. Majestät Hülfe wissen wir uns nicht mehr zu helfen!“

„Was also verlangt Ihr von mir, lieben Leute?“ fragte der König freundlich.

„Eine neue Zunftverfassung, Ew. Majestät!“ sagte der Zimmermann.

„Und auf welchen Grundsätzen soll dieselbe basirt sein?“

„Auf den Grundsätzen der alten, Ew. Majestät.“

„Aber die alte enthielt eine Menge von Ungerechtigkeiten.“

„In den Formen war vielleicht Manches veraltet, gnädigster Herr und König; in der Wesenheit aber nichts Ungerechtes.“

Die Audienz nahm die Form einer Discussion an zwischen dem König und dem Zimmermeister.

„Die alte Zunftverfassung schloß uneheliche Kinder aus,“ sagte Ludwig XVI., dessen Sittlichkeit so groß war, daß er bei dem Wort „uneheliche Kinder“ erröthete und der doch, falsch geleitet, das Wort für sie ergriff.

„Mit Recht, Ew. Majestät!“ entgegnete Meister René furchtlos.

„Bestreitet Ihr,“ rief der König, „daß ein uneheliches Kind nicht eben so geschickt und rechtschaffen sein könne, wie ein eheliches, ist's nicht eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, ein Kind, das nichts für seinen Ursprung kann, auszuschließen von dem rechtlichen Gewerbe?“

„Verzeihung, mein allergnädigster König und Herr,“ entgegnete Meister René fest, „es klingt hart, aber es ist nur gerecht, daß die unehelichen Kinder ausgeschlossen werden von der Theilnahme an der Innung. Der Ausschluß eines uneheliches Kindes ist hart für das eine, aber es verhütet Hunderte von unehelichen Geburten, mein König und Herr. Eurer Majestät Ehe ist ein Muster für alle Franzosen; Sire, Sie können, Sie dürfen den Innungen nicht die sittliche Grundlage wegziehen, auf der sie gegründet sind. Die christliche Ehe ist Grundlage der Innung, die Innung selbst ist nur eine Ehe im weiteren Sinne und es soll nichts Uneheliches in ihr sein. Ja, die Ehe ist ein Band, ein Zwang, aber sie ist ein sittliches Band, und die Zunft soll auch ein sittliches Band sein!“

„Sprecht Ihr das aus Euch selbst?“ fragte Ludwig XVI. nachdenklich, fast mißtrauisch.

„Aus vollster Ueberzeugung, gnädigster König und Herr,“ entgegnete der Zimmermann, „wenn auch die Worte vielleicht verrathen, daß dieser gute Herr von Cazotte vielmals darüber ge-

sprochen hat mit uns und uns erst klar gemacht, was wir fühlen und meinen.“

„Der König durchmaß mit großen Schritten den Salon, dann blieb er plötzlich vor den Leuten stehen und fragte mit jener angenommenen Barschheit, mit der er seine Milde zu verschleiern pflegte: „Ist ein Schlossermeister unter Euch?“

Ein derber, vierschrötiger Mann trat einen Schritt vor.

„Wie heißt Ihr?“

„Antoine Chenappes, Sire!“

„Meister Antoine Chenappes, ich bin auch Schlosser, ich grüße das Handwerk; sagt mir, was hat die Aufhebung der Zunft der Schlosser den Schlossermeistern geschadet?“

„Es sind eine Menge Schlosser nach Paris gekommen, gnädigster Herr, aus der Banlieue, von fernher auch und haben uns das Brod genommen! Wir, die wir Werkstätten in Paris hatten um theuren Preis, um den Preis unseres Erbes, konnten nicht so billig arbeiten, wie die Leute, die kein Lehrgeld gezahlt, kein Meisterstück gemacht, keine Werkstätte gekauft oder im Erbe für schweres Geld angenommen hatten!“

„Aber die Zünfte sind hergestellt!“

„Ja gnädigste Majestät, die Zünfte sind wieder hergestellt, das heißt wir zahlen die alten Gaben, aber den alten Schutz haben wir nimmer, denn die Leute, so weit sie nicht in die Zunft gekommen, sind unterdessen in all der Noth und der Wirrniß, arbeiten doch weiter und hätten sie weiter nichts zu thun, so machten sie Nachschlüssel für die Diebe!“

Es traf sich sehr glücklich, daß unter den Meistern, die Cazotte ins Schloß geführt hatte, ein Schlosser war, und daß gerade der schlicht und gut zu sprechen verstand. Der gute Ludwig hätte den Beschwerden der Leute gewiß weit weniger Aufmerksamkeit geschenkt, denn er hielt die Maßregeln seiner Minister gern aufrecht gegen Jedermann, aber da ein Schlosser so sprach, da war's etwas andres. Der König selbst beschäftigte sich mit großer Leidenschaft und leidlichem Geschick mit Schlosserarbeit, er nannte sich gern ein Feuerarbeiter, denn er war in jenen sogenannten philosophischen Ansichten aufgezogen, nach denen

es für sehr weise galt, Prinzen ein Handwerk lernen zu lassen. Es lag eine Art von Ironie darin. Man erzog die Prinzen in jener Zeit meist ziemlich schlecht zu ihrem angestammten Herrscherberuf und ließ sie dafür irgend ein Handwerk lernen, es war als wollte man damit im voraus andeuten, daß die Völker keiner Herrscher mehr bedürften und daß die dazu geborenen sich nach einer andren Thätigkeit umsehen müßten.

Es gehört die ganze bornirte Philisterhaftigkeit unserer Tage dazu, daß solch schändlicher Unsinn noch heute gepredigt werden kann. Glücklicher Weise entzieht man die Prinzen jetzt nach andern Principien.

Ludwig XVI. hatte leider so wenig gelernt, daß er allerdings einen gewissen Werth auf seine Fertigkeit als Schlosser legen mußte und darum schenkte er den Klagen des Schlossermeisters Chenappes von Paris so viel Aufmerksamkeit.

„Ei, sagt mir doch, Meister," fragte er theilnehmend, „wer schützte Euch denn sonst?"

Der Schlosser stutzte, er wußte seine Antwort nicht gleich einzukleiden, endlich sagte er: „Gnädigste Majestät, das Gewerk schützte sich selbst!"

„Nun, warum thut es das jetzt nicht mehr?"

„Sire, es geht nicht mehr, denn die andern können's auch nicht mehr!"

Dem Könige war das nicht klar, der Schlosser aber hatte den rechten Punkt getroffen. Die Gemeinsamkeit aller Gewerke war's, die sich nicht mehr herstellen ließ, und daran scheiterte die ganze Restauration. Der Schlosser fuhr fort: „Sonst ließ kein zünftiger Mann bei einem arbeiten, der nicht ein zünftiger Mann war, und darum war's verlorene Mühe, wenn Einer neben der Zunft arbeiten wollte, er kam nicht auf und darum gab's nur zünftige Meister; jetzt aber, seitdem die Innungen wieder hergestellt worden, giebt's eine Menge Leute neben den Zünften, die in die Stadt kamen in der Zeit der Aufhebung; es scheut sich keiner bei ihnen arbeiten zu lassen, wenn sie ihm gerade zur Hand sind, ja, es giebt viele, die nur bei solchen Leuten arbeiten lassen, weil sie die Zünfte hassen, aber sie thun

es auch aus Mitleid, denn es war allerdings hart, daß man den Leuten erst erlaubte sich in Paris zu setzen und es ihnen dann wieder verbot!"

Der König ging wieder mit starken Schritten auf und ab, er hatte die Meinung des Schlossers vollkommen begriffen. Sonst hatte das Gesetz im Verein mit der Sitte, mit dem Brauch die Zünfte geschützt. Das Gesetz hatte die Königliche Ordonnanz wieder herstellen können, nicht aber den Brauch, die Sitte; ja während der kurzen Aufhebung war zum Theil ein anderer Brauch, eine andere Sitte zur Geltung gekommen, die sich nun in Opposition mit dem Gesetze befand.

„Die Dinge, die Ihr mir gesagt habt, lieben Leute," nahm Ludwig XVI. endlich das Wort, „bedürfen reiflicher Ueberlegung, mir geht Eure Lage sehr zu Herzen und ich hoffe Euch bald zu zeigen, daß ich Euch zu helfen gesonnen bin, so weit meine Kräfte reichen; glaubt mir, der König ist Euer bester Freund! Adieu!"

Ludwig nickte den Leuten freundlich zu und verließ den Salon.

Cazotte führte seine ehrsamen Begleiter, die entzückt über den König, über die Königin, über den Herzog von der Normandie und über Alles waren, hinunter und trennte sich am Gitter von ihnen, um mit dem Abbé Fauchet zu sprechen, der eben aus dem Schlosse kam.

„Sind Sie zufrieden mit Ihrer Audienz, mein theurer Cazotte?" fragte der Priester.

„Gewiß, lieber Claude," entgegnete Cazotte ernst, „denn ich will weiter nichts, als dem Könige und seinem Hause treue Freunde erwerben in der Stadt Paris, wo er sie brauchen wird in einer Zeit, die nicht fern mehr ist."

„Wie, hat der König nicht schon die Liebe von ganz Paris?" fragte Fauchet emphatisch. Cazotte warf dem Priester einen so ernsten Blick zu, daß dieser die Augen niederschlug und hastig weiter fragte: „ich glaubte, daß es sich bei dieser Audienz um eine Hebung der Zünfte handele!"

„Gewiß," antwortete Cazotte, „aber durch die Verhandlungen darüber erwirbt sich der König persönliche wahre Freunde

unter den Zünften und das ist das Wichtigere für die nächste Zeit."

In diesem Augenblicke näherte sich eilig einer der Edelleute der Königlichen Kammer, der bretagnische Baron von Batz und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, Herr Abbé; mein lieber Cazotte, Se. Majestät der König wünschen Sie sogleich zu sprechen, darf ich Sie führen?"

Cazotte wurde in das große runde Zimmer geführt, das unter Ludwig XVI. ausschließlich das Cabinet des Königs genannt wurde.

Der König stand am Kamin und wärmte sich die Hände.

Als Cazotte gemeldet wurde, drehte sich Ludwig XVI. langsam um nach dem Eintretenden und sagte mit ungemein weichem Ausdruck: „Treten Sie näher, Herr von Cazotte!"

Der König sprach halbleise, ganz gegen seine Gewohnheit, ein Zeichen, daß er von seinen Gedanken in ganz besonderer Weise beherrscht wurde.

„Ich habe Sie rufen lassen, mein Herr, um mit Ihnen über das zu sprechen, was mir diese guten Leute von Paris eben vorgetragen haben; ich habe begriffen, was diese Leute wollen, aber ich weiß in keiner Weise, wie ich's anfangen soll, zu helfen. Ich habe viel von Ihnen gehört, mein Herr, ich weiß, daß Sie sich ernst bemühen Schwache zu schützen, Wankende zu stützen, Allen zu nützen, ich weiß, daß Sie zu den treuesten Vertheidigern der Königin in diesem unglückseligen Prozeß gehört haben, ich wende mich also mit meinem vollen Vertrauen an Sie und frage Sie, was kann ich thun, diesen Leuten in ihrer Noth zu helfen?"

Der König schwieg. Aus Cazotte's Augen brach ein Lichtstrahl mächtiger Begeisterung, aber derselbe erlosch alsbald und eine trübe Wolke flog über sein Angesicht; der greise Dichter fühlte, daß er vor einem großen Momente stehe; siegreich alle Illusionen niederkämpfend und nur der Stimme der Ueberzeugung Gehör schenkend, sprach er ernst und wehmüthig: „Sire, um diesen Leuten im Besondern zu helfen, können Eure Majestät nichts thun!

„Nichts!" rief Ludwig und wurde purpurroth.

„Nichts!“ wiederholte Cazotte.

„Nichts? Was soll das bedeuten, mein Herr? fragte der König barsch, „und wenn ich nichts thun kann, warum führen Sie mir diese Leute hierher? Treiben Sie ein Spiel mit Ihrem Könige?“

„Sire!“ sagte Cazotte, den die Heftigkeit des Königs nicht erschreckt hatte, „ich hatte mehrere Gründe, die mich bewogen, um eine Audienz für diese Leute zu bitten!“

„Ich will sie wissen, diese Gründe.“

„Eure Majestät zu bewegen, einen Blick in die unselige Verwirrung zu werfen, welche durch das Regierungssystem in alle Verhältnisse gedrungen ist, war mein Hauptgrund!“

„Was soll das heißen, mein Herr? Tadeln Sie, verwerfen Sie meine Maximen? wollen Sie sagen, daß ich Unglück über mein Volk bringe?“ Der Blick des Königs wurde drohend.

„Gott behüte mich, Sire!“ rief Cazotte, der ebenfalls erregter wurde, „ich weiß es, wie sehr Eure Majestät Ihr Volk lieben, aber um so mehr beklage ich, daß in Ihrem Namen so vieles geschieht, was schädlich dem Königthum!“

„Was ist Schädliches geschehen in meinem Namen, reden Sie, ich will es, ich der König!“

„Sire, ich will nur eins anführen,“ sprach Cazotte sich zusammennehmend, „einer Ihrer Minister hat den Städten ihre Privilegien der Geschlossenheit genommen, darauf sind Tausende von Menschen aus den Vorstädten und dem Weichbilde und noch ferner her nach Paris gezogen zum großen Nachtheil der alten Bürgerschaft, dadurch ist die alte Bürgerschaft gegen das Königthum erbittert worden; kurz darauf hat ein anderer von Euer Majestät Ministern das Privilegium der Geschlossenheit wieder hergestellt, die Tausende, die soeben einen neuen Heerd in Paris gegründet, sind wieder über die Ringmauer in die Vorstädte hinausgeworfen worden, dadurch sind die Tausende gekränkt und gegen das Königthum erbittert worden. Aber die Bürgerschaft ist nicht gewonnen, denn sie hat das Vertrauen verloren; sie sagt, ein dritter Minister kann uns morgen die Vorstädte wieder in die Stadt setzen. Der Glaube an die Unantastbarkeit des

Rechtes ist verloren, eine bodenlose Verwirrung der Rechtsbegriffe herrscht im ganzen Lande!"

„Genug! genug, mein Herr!" rief der König in dem höchsten Zorn, endlich Worte findend, „ich habe genug gehört, Sie sind entlassen, hören Sie, Sie sind entlassen!"

Schmerzlich bewegt beugte sich Cazotte tief vor der Hand des Königs, die zürnend ausgestreckt war gegen ihn, und verließ das Gemach.

„Ich habe doch wohl Unrecht gethan, diese Leute hierher zu führen," sagte er mit schmerzlicher Erkenntniß, zu sich selbst, als er durch den Marmorhof schritt.

Sich in seinem Zorn steigernd durch Selbstgespräch ging Ludwig XVI. hastig auf und ab. Der Monarch fühlte, daß Cazotte ihm die ganze Wahrheit gesagt, aber er fühlte sich zugleich auch innerlich gebrochen, er fühlte sich völlig wehrlos dem furchtbaren Feinde gegenüber, den Cazotte ihm gezeigt; dieses Gefühl der Wehrlosigkeit war dem Enkel von so vielen Königen so unerträglich, daß es ihn zum Zorn reizte und ihn antrieb, die ganze Gefahr zu bestreiten, um nur das Gefühl der Machtlosigkeit ihr gegenüber zu verwinden.

Die Unruhe, in der sich der König befand, war außerordentlich, er trat aus dem sogenannten Cabinet in ein Nebengemach. Man sah hier alle Kupferstiche die ihm gewidmet worden waren, die Pläne der Kanäle, die er hatte graben lassen, eine Darstellung des Canals von Burgund in haut relief, die Pläne der Hafenarbeiten in Cherburg und ähnlicher Unternehmungen, denen der Monarch mit besonderer Vorliebe seine Aufmerksamkeit zuwendete.

Aber auch hier litt es den Fürsten nicht, der in seiner Aufregung halb mechanisch der Unruhe entrinnen zu wollen schien, die in ihm war. Er stieg eine offene Treppe empor in ein Gemach, das seine reiche Sammlung geographischer Karten und die Risse enthielt, die er selbst mit sauberem Pinsel getuscht hatte. Endlich kam er in seine Privat-Bibliothek; sie war in zwei Cabineten aufgestellt und enthielt alle unter seiner Regierung in Frankreich erschienenen Bücher und daneben viele Seltenheiten.

In einem besonderen Schrank befanden sich die Gebetbücher und die nachgelassenen Handschriften der Königin Anna von Bretagne, Franz I. und der letzte Valois, Ludwig's XIV. und des Dauphins. Der König warf zerstreute, flüchtige Blicke auf die Bücherschränke; im Nebengemache, in welchem sich seine kleine Schlosserwerkstätte befand, hörte er Duret, einen seiner Vertrauten, der die Werkzeuge in Ordnung brachte. Unmuthig kehrte er um, er wollte jetzt Niemanden sehen, und ging durch einen schmalen Nebengang nach der Treppe zu dem kleinen Belvedere, das er sich auf den Bleiplatten des Daches hatte anlegen lassen. Hier war der Monarch gern und überschaute durch ein Fernrohr die Versailler Gärten und die nach Paris führenden Alleen. Heute aber sollte er dieses ihm so liebe Plätzchen nicht erreichen, denn der Diener, der den innern Dienst hatte, trat ihm entgegen und erinnerte ihn, daß die Stunde der Spazierfahrt nahe sei.

Spazierfahrt, das war dem Könige recht; er nickte und folgte dem Diener in den untern Salon, an dessen Treppe man sechs Tafeln sah, auf denen alle Jagden, die Ludwig der XVI. als Dauphin und König gehalten, verzeichnet waren; man fand da verzeichnet die Zahl, Gattung und Beschaffenheit, des Wildprets, welches er erlegt hatte bei jeder Jagd, und dabei ein kurzes Resumé eines jeden Monats, jeder Jahreszeit und jeden Jahres.

In Bezug auf die Jagd war Ludwig XVI. durch und durch Bourbon; in Feld und Wald mußte man ihn sehen, wenn man den ächten Bourbon erkennen wollte.

In dem untern Salon fand der König nur den Hofstallmeister vom Dienst, Herrn von Beringhem, einen Freund und Verwandten des Erzbischofs Lomenie von Toulouse, der das Finanzministerium hatte. Unter den vorigen Königen hätte er hier den Großstallmeister von Frankreich vorgefunden; wer will sagen, welche Wendung die Ereignisse hätten nehmen können, wenn der Letzte der lothringen'schen Guisen, der feurige Prinz von Lambese, der damals diese hohe Würde bekleidete, zugegen gewesen wäre! Ludwig XVI. aber hatte die große Etiquette Ludwig's XV. beschränkt, und so fand er nur den dienstthuen-

den Stallmeister, der den Wagen des Königs anzeigte, wie der herkömmliche Ausdruck war.

Ludwig blickte auf die Uhr über dem Kaminsims; sie war stehen geblieben. „Nichts als Aerger!“ rief er unmuthig, „hat Duret die Uhr ablaufen lassen — überall, wo ich hinkomme, Verdruß, und wer macht mir den meisten Verdruß? Gerade die Leute, die sich rühmen, meine besten Freunde zu sein. Dieser Herr von Cazotte, was meinen Sie, Beringhem, führt er mir da eine Anzahl von Pariser Handwerkern hieher, ich höre die Klagen der Leute über die Aufhebung und Wiedereinführung der Zünfte an, verspreche ihnen Hülfe, und als ich diesen Herrn im vollsten Vertrauen frage, was ich für die Leute thun könne, sagt er mir in's Gesicht, ich könne nichts für sie thun, wenn ich nicht meine ganze Regierungsweise ändere, tadelt meine Minister, behauptet, man habe alles Vertrauen im Lande verloren, kurz, er sieht nichts als Untergang, und doch ist dieser Herr von Cazotte unbezweifelt ein braver Mann und treuer Unterthan; was meinen Sie, Beringhem, zu diesen Leuten?“

„Sire“, entgegnete der Freund und Verwandte des Erzbischofs von Toulouse, „diese Leute meinen es unbedingt gut, aber sie verstehen nicht zu warten. Der Segen großer politischer Maaßregeln macht sich oft erst nach Jahren kund, und alle Uebergangszustände haben etwas Peinliches und bringen dem Einzelnen Nachtheile, während sie dem Volk im Ganzen und Großen heilsam sind. Diese guten Leute, die keine Politiker sind, haben keine Geduld; sie sind ein ganz besonderes Unglück für die Minister, und vor Allen, der Herr Erzbischof hat viel von denselben zu leiden.“

Das hörte Ludwig XVI. gern: „Uebergangszustände, mit der Zeit kommt der Segen der Reformen, sie haben keine Geduld!“ murmelte er, als er die Treppen hinabstieg, um in den Wagen zu steigen. Er wiederholte die Worte des Stallmeisters mehrfach für sich, er lullte damit die Besorgniß in den Schlaf, die Cazotte's Worte in ihm wach gerufen.

Eilftes Capitel.

Die neue Bartholomäusnacht.

Die Kabale Necker hatte durch den Widerstand der Notabeln wirklich den Finanzminister Calonne gestürzt und den Grafen Lomenie von Brienne, Erzbischof von Toulouse, später von Sens, an seine Stelle gebracht. Man mag über die Finanzpläne Calonne's urtheilen, wie man will, aber man muß zugeben, daß er wenigstens Pläne hatte und dieselben sehr consequent verfolgte. Sein neuer Nachfolger aber hatte weder Pläne noch Grundsätze. Er folgte heut dem, morgen jenem Rath und erzeugte so jene beispiellose Verwirrung, aus der allerdings ein friedlicher Ausweg kaum zu hoffen war, selbst abgesehen von den Wünschen und der Thätigkeit jener, die ihn vorwärts drängten und eben einen andern als einen friedlichen Ausgang wollten.

Nur sehr wenige Geister hatten einen einigermaßen freien Blick sich erhalten über die möglichen Folgen einer Berufung der Reichsstände. Die Meisten hofften, Einige aber fürchteten Alles von einer solchen Versammlung. Zu diesen Letzteren gehörte die Königin Marie Antoinette, die von dieser Zeit an erst zu einer politischen Bedeutung gelangte. Die hohe Dame hatte keinen Sinn für Politik, sie hatte auch keinen Geschmack an der Regierung, sie war in der That ganz anders, als sie von der revolutionären Verleumdung und den Schriftstellern geschildet ward. Aber sie fühlte instinctmäßig die Gefahr der Berufung der Reichsstände; die Liebe zu ihren Kindern, die Pflicht der Selbsterhaltung machte sie der Berufung abgeneigt. „Der König wird lieber vom Throne steigen, als daß er die Reichsstände beruft,“ sagte die Kaisertochter mit dem richtigen Gefühl, daß ein Königthums Ludwigs XVI. unter diesen Umständen den Reichsständen gegenüber zu Grunde gehen müsse.

Aber die Ereignisse waren mächtiger als Jedermann in Frankreich. Auch der unglückselige Brienne beschleunigte nur das Unvermeidliche; er versetzte nur den Kampf auf sein eigentliches Gebiet. Bis jetzt hatte es sich scheinbar nur um eine Finanzfrage, um Regelung der Staatsschuld, Deckung der Regierungs-

Erfordernisse, Herstellung des Staats-Credits gehandelt. Als aber die Notabeln dem Erzbischofe denselben Widerstand entgegensetzten, wie seinem Vorgänger, da zeigte es sich bald, daß der Zeitpunkt gekommen sei, von dem ab alle politischen Fragen im Grunde nur noch Machtfragen sein können. Die Notabeln gingen aus einander nachdem sie die Berufung von Provinzial-Versammlungen, die unter diesen Umständen gar nichts nützen konnten, die Abschaffung gewisser Frohndienste und eine Stempelabgabe bewilligt hatten. Die Notabeln gingen auseinander und verbreiteten im ganzen Lande die Trostlosigkeit, Rathlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, von der sie in Versailles Zeuge gewesen und von der sie selbst ergriffen worden waren. Der Minister aber, auf's Aeußerste gebracht durch die Unmöglichkeit, die laufenden Staatsausgaben zu decken, machte neue Auflagen und verlangte vom Pariser Parlament die Einregistrirung von zwei neuen Steuergesetzen. Allein das Parlament, wie ganz Frankreich, nur von der fixen Idee beherrscht, daß die Berufung der Reichsstände allein retten könne, verweigerte die Einregistrirung. Brienne drohte mit Gewaltmaaßregeln und verwies endlich das Parlament wirklich nach Troyes. Noch ein Mal setzte er die Registrirung durch, bei jeder neuen Anleihe aber, bei jedem neuen Abgabegesetze stieß er auf diesen Widerstand. Der Minister ließ seine Edicte in Königlichen Sitzungen registriren. Das Parlament protestirte, Verhaftungen und Verweisungen einzelner Mitglieder halfen nichts; es war eben keine Finanzfrage, sondern eine Machtfrage; es handelte sich für die Parlamente schon gar nicht mehr darum, dem finanziellen Bedürfnisse des Staates abzuhelfen, sondern die Berufung der Reichsstände gegen den Willen des Königs und seines Ministers durchzusetzen. Das Parlament hatte hinter sich nicht nur die ganze revolutionäre Partei, sondern auch die ganze Masse derer, die von den Reichsständen Alles hofften. Berauscht von seiner Popularität und unterstützt von allen Parlamenten des Reichs, die sich durch die Gewaltschritte des Ministers in ihren Privilegien und in der persönlichen Freiheit ihrer Mitglieder bedroht sahen, ging das Pariser Parlament zum offenen Angriff über. Es proclamirte plötzlich die Rechte

der Nation, seine eigene Incompetenz in Steuersachen, die Unentsetzbarkeit seiner Mitglieder, die Unstatthaftigkeit willkürlicher Verhaftungen und die Nothwendigkeit der Einberufung der Reichsstände.

Die Proclamation des Pariser Parlamentes kann man das erste officielle Manifest der Revolution nennen. Die Regierung fand noch ein Mal einen Mann, der sich in die Bresche warf. Das war der Großsiegelbewahrer Lamoignon von Malesherbes, einer der vornehmsten Familien von der Robe, dem hohen Parlaments-Adel von Frankreich angehörend; ein Mann, der mit kühner Energie persönliches Ansehen und den Ruf unbestechlicher Rechtlichkeit verband. Leider aber war auch er ein Mann der Revolution von Oben, ein specieller Freund Turgot's. Bei dem Kampf, den er führte gegen den Widerstand, welchen die Regierung fand, nahm er der conservativen Opposition ihre Waffen und wähnte so die Macht der Regierung vergrößern zu können. Auch griff er mißachtend in die Verhältnisse ein, hob altbegründete Rechte auf und verbreitete die Zerrüttung des Rechtsbewußtseins, die Rechtsunsicherheit immer weiter. Bei dem Kampf um die Macht, der nun folgte, gewann die revolutionäre Partei täglich an Boden, indem sie alle Fragen gleißnerisch als Rechtsfragen erörterte und als Machtfragen behandelte. Lamoignon beraubte das Parlament aller seiner politischen Befugnisse, die er an eine „cour plenière“ übertrug, welche er im Sinne des Ministeriums zusammensetzte, und auch die richterliche Gewalt des Parlaments beschränkte zu Gunsten der „Balleygerichte.“ Der Widerstand gegen diese kühne Maaßregel war allgemein. In den Provinzen brachen geradezu Empörungen aus, in Dauphiné, in Flandern, in Bearn, in Bretagne, in Languedoc; die Stände, Adel und Geistlichkeit, die Gerichtshöfe, Alles lehnte sich auf gegen diesen Schritt der Revolution von Oben. Die von Lamoignon decretirte „cour plenière“ konnte sich gar nicht bilden. Die Verwirrung wurde immer größer und rathlos stand Herr von Brienne vor den immer wachsenden Schwierigkeiten, vor den drohendsten Gefahren. Im August 1788, als er die Zahlung der Staatsrente einstellen mußte, fiel er und die Revolution setzte sich sofort in Besitz der Macht. Necker wurde wieder

Minister und alsbald zeigte sich der Einfluß der Revolution, denn bei ihrem nur zum Theil berechtigten Widerstand gegen Brienne waren die Stände, die großen Körperschaften populär gewesen, während sie nun bei ihrem vollberechtigten Widerstande gegen die Verwaltung Necker's augenblicklich unpopulär wurden. Die Berufung der Reichsstände erfolgte und die revolutionäre Partei, an ihrer Spitze der dirigirende Minister, setzte alle ihre Wünsche durch, indem sie die doppelte Vertretung des dritten Standes gegen das Votum der zum zweiten Male berufenen Notabeln decretirte.

Sieyes geschickte Flugschrift „vom dritten Stande" revolutionirte die Masse des Bürgerthums, und nun erst begann sich die fieberhafte Unruhe auch über die niederen Schichten des Volkes auszudehnen. Eine Königliche Declaration vom 27. November 1788 bestimmte, daß die Zahl der Vertreter des dritten Standes der Zahl der Vertreter des Adels und der Geistlichkeit zusammen gleich sei. Necker brachte geflissentlich so geleitet, das Königthum in die furchtbare Lage, seine Freunde und Stützen zu Gunsten seiner Gegner und Feinde zu schwächen. Das Königthum stand bereits auf einer geneigten Ebene. Es folgte dem Anstoß, den Necker gab, und bald rascher, bald langsamer, aber unaufhaltsam glitt es abwärts, dem Untergange zu.

Am 5. Mai 1789 wurde die Versammlung der Reichsstände eröffnet. Noch ein Mal, zum letzten Male, war das ständische Frankreich um den Thron des allerchristlichsten Königs versammelt. Rechts vom Throne saßen die Geistlichen in ihren violetten Roben, Chorhemden und Mänteln mit viereckigen Mützen, der erste Stand des Königreichs; links vom Thron nahmen 242 Edelleute Platz in schwarzen Sammetmänteln und Röcken, gefüttert mit Goldstoff, Westen von drap d'argent, Spitzenhalstüchern und weißen Federn auf den Hüten à la Henri IV. Neben ihnen 28 Edelleute von den Parlamenten in schwarzen Roben, der zweite Stand des Reichs, dem Throne gegenüber der dritte Stand in kurzen Mänteln und Hüten ohne Schleifen und Federn.

Es war aber nur noch ein Bild der drei Stände, es waren nicht mehr die Stände selbst; denn dieser sogenannte dritte Stand, Dank Necker's Bemühungen, an sich schon eben so stark vertreten,

als die beiden andern zusammen, hatte außerdem noch über 200 bürgerliche Pfarrer für sich und Alles, was sonst in Adel und Geistlichkeit sein Standesbewußtsein verloren hatte. Und der dritte Stand fühlte seine Uebermacht!

Von nun an machte die Revolution täglich solche Fortschritte, daß allen denen die Augen aufgingen, die nicht ganz verblendet waren. Leider waren das nur wenige, denn die Meisten wünschten die Revolution bis zu einem gewissen Grade, Jeder nach seinem Geschmack, siegreich, und sie Alle bildeten sich ein, daß eine Revolution so ein Ding sei, zu dem man nur zu sagen brauche: stehe still! um sie zu endigen. Das aber ist's ja eben, daß jeder Lump die revolutinäre Bewegung fördern kann, während die eminentesten Geister oft ihr nicht Einhalt zu thun vermögen.

Der Hof bot ein trauriges Schauspiel dar. — Der König ließ sich ganz von Necker leiten, ganz, denn die Königin saß als treue Mutter an dem Bette ihres ältesten Sohnes, des Dauphins, der in diesen bewegten Tagen starb. Außerdem zeigte sich Ludwig XVI. von einem tiefen Mißtrauen erfüllt gegen die Edelleute aus den Provinzen, gegen die kleine Gentilhommerie, wie der hohe Adel vom Hofe halb verächtlich sich ausdrückte. Und in den Reihen dieses sogenannten kleinen Adels gerade hatte der unglückliche Monarch die einzige wirkliche Stütze gefunden. Der hohe Hof-Adel, der zum Theil der Revolution, die in seinen Kreisen mit groß gezogen war, noch immer huldigte, zum Theil sie gar nicht begriff, war zufrieden, als zwei Männer aus seinen Reihen zu Präsidenten der beiden ersten Stände ernannt worden waren. Durch die Wahl des Cardinals von Laroche-Foucauld und des Herzogs von Montmorency-Luxemburg glaubte der hohe Adel Frankreich gerettet zu haben. Beide Männer waren rechtliche, edelgesinnte und hochgeborene Schwachköpfe.

Zuerst verlangten die Deputirten des dritten Standes eine gemeinschaftliche Wahlprüfung, und als sich die beiden andern Stände diesem Ansinnen nicht sogleich fügten, nahmen sie ihre Wahlprüfungen vor und gebärdeten sich, als dieselbe vollendet war, als gesetzlich constituirte Versammlung. Vergebens hatten Edelleute und Priester von dem Könige in Privataudienzen das

Versprechen erhalten, daß er die Versammlung auflösen werde, wenn sich der dritte Stand nicht dem Gesetz füge und in die nach Ständen gesonderte Wahlprüfung willige. Es nützte nichts, denn Necker wußte dem Monarchen im Staatsrath einzureden, daß die Versammlung, wenn sie nach Köpfen und nicht nach den Ständen stimme, leichter und rascher die nöthigen Geldsummen bewilligen werde.

Die Deputirten des dritten Standes, an ihrer Spitze der Akademiker Sylvain Bailly als Präsident, nahmen den Titel „Nationalversammlung“ an.

Vergebens bemühten sich nun einige treugesinnte Edelleute, den König zu einem ernsten Schritt gegen diese offenbare Empörung zu bewegen. Hatte der König von ihren Gründen überzeugt am Abend seine Zusicherung gegeben, so wußte ihn Necker am Morgen umzustimmen durch Hinweisung auf das Verhalten des Volkes, das er durch das Geld und die Agenten des Herzogs von Orleans nach Belieben, und wenn es ihm gerade paßte, in Paris und Versailles in Bewegung brachte.

Nun folgte die folgenreiche Theaterscene im Ballhause, wo Bailly alle Anwesenden den Eid leisten ließ, sich nie zu trennen und sich überall zu versammeln, wo es die Umstände verlangen würden, bis die Constitution des Reichs vollendet.

Drei Abgeordnete des dritten Standes leisteten diesen Eid nicht die beiden Abgeordneten für Castelnaudery, Guilhermy und Martin d'Auch, so wie der Abgeordnete für Rhodez, Augustin Morlier. Diese drei königstreuen Männer aber wurden ersetzt durch die Majorität des geistlichen Standes. Lefranc von Pompignan, Erzbischof von Vienne, de Cicé Erzbischof von Bordeaux, Talleyrand Bischof von Autun, Lubersac Bischof von Chartres, Chambrein Bischof von Toul und 140 Pfarrer schlossen sich der neuen Nationalversammlung an.

Der Graf von Artois errang noch eine letzte Anstrengung des Königthums zur eigenen Rettung, zur Rettung des ständischen Staats. Der König erschien selbst in einer Sitzung und befahl den Ständen, sich in ihre besonderen Säle zurückzuziehen und abgesondert zu berathschlagen.

Necker hatte dafür gesorgt, daß das Volk in höchster Gährung war und er selbst erschien nicht in der Königlichen Sitzung, dadurch offen kund gebend, daß er diesen Schritt nicht billige.

Als der König den Sitzungssaal verlassen, forderte der oberste Ceremonienmeister, Marquis von Dreux-Brezé die Versammlung auf, dem Königlichen Befehl zu gehorchen und den Saal zu räumen.

Da erscholl aus Mirabeau's Munde der erste laute Revolutionsdonner: „Sclave, sagen Sie Ihrem Herrn, wir wären hier im Namen des Volkes und nur die Gewalt der Bajonette könne uns vertreiben.“

Das Königthum von Frankreich ließ sich solches bieten. Von dem Moment an war keine Rettung mehr.

Der König befahl jetzt, auf Necker's Rath, dem Adel und der Geistlichkeit, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Der Widerstand gegen das Königthum erhielt die Königliche Autorisation.

Vergebens waren nun alle Gegenanstrengungen, an deren Spitze der Graf von Artois stand. Zwar glückte es, den König von der Verrätherei Necker's und seiner Verbindung mit dem elenden Herzog von Orleans zu überzeugen, und Necker wurde am 11. Juli entlassen. Aber es war zu spät! Die Revolution, übermüthig gemacht durch ihre ersten Siege, erhob ihre blutige Hand in Paris: „Nieder mit der Königin! Nieder mit dem Grafen von Artois!“ war ihr erster Feldruf. Die Wähler von Paris bemächtigten sich der Municipalität, die ganze ungeheure Stadt war wie durch einen Zauberschlag bewaffnet. Ueberall Waffengeklirr und aufrührerisches Geschrei! Die verrücktesten Gerüchte, geflissentlich ausgesprengt, steigerten die Aufregung der Massen bis zum Wahnsinn. Die Haltung des Regiments „französische Garde“ war sehr schwankend, da riß den Prinzen von Lambesc sein feuriges Guisenblut hin, er rückte mit seinem treuen Regiment Royal-Allemand aus und jagte das Volk von den Straßen und Plätzen um die Tuilerieen, und ein flacher Säbelhieb, den er einem Volksredner versetzte, gab das Signal zum offenen Kampfe. Das Regiment gardes françaises ging so zu sagen mit klingendem Spiel und fliegender Fahne zu der

Revolte über, und nun erfolgte jene feige und jämmerliche Zerstörung der Bastille, welche revolutionäre Schriftsteller zu einer Heldenthat aufgeputzt haben, die Getreuen des Königthums aber wurden auf offener Straße in Paris ermordet.

Bailly wurde Maire von Paris, der Marquis von Lafayette General der Pariser Nationalgarde.

Der König gab, wie immer, nach; ja, er kam selbst nach Paris, er nahm die dreifarbige Cocarde an, sein Befehl machte alle Regimenter wehrlos, die Ermordungen seiner treuen Anhänger häuften sich. Staatsrath Foulon, ein Greis von einigen 70 Jahren, wurde auf dem Stadthause, fast unter den Augen Lafayette's und Bailly's, gehängt. Furcht und Entsetzen wollte man dem Königthum einjagen, es sollte sich in seiner Rathlosigkeit freiwillig ganz an die Revolution ergeben.

Die Ergebung des Königthums war vollständig! Necker wurde zurückgerufen, der Graf von Artois, die Prinzen und Edelleute, welche der Partei Orleans und Necker im Wege waren, mußten auf gemessenen Befehl des Königs emigriren. Man hatte dem guten Ludwig glauben gemacht, das Volk würde alle diese Herren ermorden.

Necker und das Palais-Royal schienen allmächtig, aber sie folgten, ohne es zu wissen, schon lange nur dem Willen von Männern, die hinter ihnen standen.

In dieser Zeit der höchsten Aufregung der Gemüther und der bodenlosesten staatlichen und bürgerlichen Verwirrung in Frankreich, wo das Königthum außer dem schon länger geschwundenen moralischen Ansehen seit der Erstürmung der Bastille auch den letzten Rest seiner materiellen Gewalt verloren hatte, in den ersten Augusttagen des Jahres 1789 schien eine Art von Wahnsinn über die Nationalversammlung gekommen zu sein, die souveräne Macht des Königthums war in ihren Händen; sie hatte dieselbe dem Königthum nicht entrissen, sondern Mächte und Männer, die sich jetzt noch kaum zeigten, hatten sich der Souverainetät bemächtigt und sie geflissentlich in die Hände der Majorität einer vielköpfigen Versammlung gelegt, die ihrem Wesen nach den allerschlechtesten Gebrauch von der Gewalt machen mußte.

Es war am Abend des vierten August, die Luft war schwer, gewitterschwül und beängstigend, die zahlreichen und sichtlich sehr bewegten Gruppen, die sich trotzdem vor dem Eingang der „salle des menus“ bildeten, verriethen, daß die Nationalversammlung eine Abendsitzung halte. Von irgend einer Seite mußte etwas Wichtiges im Werke sein, denn eine große Anzahl von Abgeordneten begaben sich mit offenbarer Hast in den Sitzungssaal und in den Gruppen, die sich vor der Thür aufhielten, wurde lebhaft debattirt und declamirt. Nahe an dem Eingange steht der Pariser Parlamentsrath Herr Duval von Espreménil. Der lebhafte, heftige Herr hat sich sehr geändert seit dem Lendemainbesuch, den er der Dame Claudia machte; sein Antlitz, von dem sonst Leben und Hoffnung strahlten, hat jetzt den Ausdruck trotziger Entschlossenheit, verzweifelter Energie, die Hoffnung ist geschwunden, aber das alte Feuer ist geblieben. Ein schlanker, bleicher Jüngling mit wunderbar schönen dunklen Augen und wirren krausen Locken steht vor dem Parlamentsrath, den die ersten Schritte der Revolution schon aus der Opposition vertrieben haben, und hört ihm aufmerksam zu.

„Sie sind Vicomte, Herr von Chateaubriand,“ sagte Espreménil, „der Herr Graf von Combourg ist Ihr Bruder, Ihre Ahnen haben in den Kreuzzügen gefochten, Ihr Geschlecht war seiner Freigebigkeit wegen so berühmt, daß man an Ihrem Wappen noch heute die Devise liest: Je sême l'or! Vortrefflich, Sie kommen heute gerade zur rechten Zeit, ich werde Ihnen heute Edelleute zeigen, die noch viel freigebiger sind, als Ihr Ahnherr Godefroi von Chateaubriand, der für all sein Geld und Gut doch immer das mit Lilien besäete rothe Wappenschild von Ludwig dem Heiligen empfing und annahm. Ah, siehe da! Herr von Montsoreau!“

Montsoreau trat ernst, wie immer, heran. „Sie sind noch nicht im Saal?“ fragte er.

„Wir haben noch Zeit!“ entgegnete Espreménil, „der würdige Herzog von Aiguillon ist noch nicht gekommen. Wahrscheinlich trägt er schwer an der Last der guten Absichten, die er für heute hat. Sie wissen doch?“

„Ich weiß Alles, mein Freund!“ entgegnete Montsoreau traurig, „und ich fürchte, daß heute noch mehr geschehen wird, viel mehr, als wir jetzt ahnen.“

„Ich bin auf das Aeußerste gefaßt!“ rief Espreménil, „doch wir werden sehen. Hier ist indeß Herr von Chateaubriand, ein junger Bretagnischer Edelmann; Herr von Malesherbes ist der Schwiegervater seines Bruders. Herr Vicomte von Chateaubriand, ich habe die Ehre, Ihnen den Chevalier von Montsoreau, Abgeordneten des Adels von Guienne, vorzustellen!“

Die Herren begrüßten sich.

„Herr von Chateaubriand,“ fuhr der Parlamentsrath fort, „wünscht der heutigen Sitzung beizuwohnen. Ah! es ist Zeit, das ist Aiguillon's Kutsche. Kommen Sie, meine Herren!“

Die drei Herren traten ein und gelangten in den Saal, in welchem damals die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt; der Saal war in seinen Haupttheilen glänzend erleuchtet, nur die gefüllten Tribünen waren dunkel. Die Sitze der Deputirten waren fast alle besetzt. Der junge Chateaubriand erhielt durch Espreménil's Bemühungen einen Sitz im Saale selbst, dicht an der Schranke hinter den Plätzen des Adels.

Es herrschte eine ganz außerordentliche Aufregung in dem erstickend heißen Saale, Niemand hörte auf den Redner, der auf der Rednerbühne stand, Alles lief durch einander, unterhielt sich laut und lebhaft, und die Zuschauer auf der Tribüne ahmten das Beispiel der Abgeordneten im Saale nach.

Plötzlich entstand eine Stille in der Versammlung. Es betrat ein fast prunkvoll nach der neuesten Mode gekleideter Mann die Rednerbühne, weit über mittelgroß und von gewaltigem Gliederbau; seine Augen funkelten, sein Gesicht war von Blatternarben und Leidenschaften förmlich zerrissen, es sah aus, als wären Flammen darüber hingefahren, sein ganzer Kopf schien von der Natur zum Herrschen oder für den Galgen gebildet, seine mächtigen Arme zur Bändigung einer Nation oder zur Entführung einer Frau geschaffen. Der Mann stand auf der Tribüne, schüttelte seine Mähne wie ein Löwe, der sich zum Sprunge anschickt, und donnerte dann mit einer wahrhaften Löwenstimme

einige jener allgemeinen Phrasen in den Saal, die damals das Entzücken und der Stolz der verlorenen französischen Gesellschaft waren. Rauschendes Klatschen und brausender Beifallruf begleiteten seine Sätze; der Redner hob seine Brust und warf seine Hände vor, wie der Löwe seine Klauen zeigt, seine Stimme schwoll bis zum wirklichen Gebrüll an; seine Redeweise war phantastisch, an den Stil überspannter Romane erinnernd, von ungeheuerlichen Bildern strotzend. Er riß an der Feudalkette, mit welcher das Volk von Frankreich gefesselt sei, die Hörer glaubten die Kette klirren zu hören, es war, als wenn er sie zerbrechen wollte mit seinen gewaltigen Händen, zerreißen wollte mit seinen Zähnen. Der Beifall, den er hervorrief, war Raserei, eine Tobsucht, die selbst seine Stimme übertönte; und so schwieg er denn. Er stand da auf der Rednerbühne mitten in dem entsetzlichsten Aufruhr riesenhaft und finster, häßlich und unbeweglich; er erinnerte an Milton's Chaos, so regungs- und formlos stand er da inmitten seiner Verwirrung. So wie sich der Tumult etwas legte, setzte er wieder ein und hetzte die Versammlung wieder weiter. Das war kein Redner, da gab's weder Kunst, noch Regel; es waren einzelne Sätze, die Stimme, die Persönlichkeit des Mannes, die solche Wirkungen hervorbrachten. Weder im Saale, noch auf den Tribünen saß Jemand, als dieser Mann die Rednerbühne verließ. Die entsetzliche Aufregung, die seine Declamation erregte, hatte Alles emporgejagt.

„Wer war der Redner?“ fragte Herr von Chateaubriand einen stattlichen, dicken Herrn mit jovialem, geröthetem Antlitz, der in der Aufregung zwar auch aufgesprungen war, sich aber alsbald wieder niedergesetzt hatte und, seinen Degen zwischen den Knieen, den Kopf rückwärts lehnend, halblaut die Melodie eines alten Trinkliedes vor sich hin brummte.

Der Angeredete rührte sich nicht von seinem Platz, wendete seinen Kopf etwas und meinte phlegmatisch ärgerlich: „Es lohnt nicht der Mühe, von dem verteufelten Kerl zu reden!“

„Ich erlaubte mir, Sie um den Namen des Herrn zu bitten!“

Es mochte im Ton der Stimme des jungen Edelmannes aus Bretagne etwas liegen, was den Abgeordneten erregte, er

sprang auf, wendete sich um und fragte halb barsch, halb verwundert: „Mit wem habe ich die Ehre?“

Chateaubriand nannte sich. Der dicke Herr lachte und bat um Entschuldigung für seine anscheinende Unart; „ich war,“ sagte er, „empört über den Redner, nach welchem Sie fragen. Dieser Mensch bringt mich noch um Alles. In jeder andern Familie würde ich ein Genie und ein schlechtes Subject sein, in der meinigen bin ich neben diesem Kerl leider nur ein Dummkopf und ein anständiger Mensch, denn dieser Redner, dieser Abgeordnete des dritten Standes von Avignon ist, Gott sei's geklagt, mein Bruder, der hochgeborene Herr Gabriel Victor Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau!“

Ein Herr mit schönen, aber verlebten Zügen und stierem Auge wendete sich jetzt an den Bruder Mirabeau's und rief: „Vicomte, oh! wie hat Ihr Herr Bruder gesprochen!“

„Wie der Satan! mein theurer Herr Herzog!“ schrie der Vicomte so grimmig, daß der Herzog von Aiguillon erschrocken zurückprallte.

„Sie stehen mit Ihrem Herrn Bruder auf keinem guten Fuß?“ fragte der Herzog, ein fauler Ast am Stamme Richelieu, mit erheuchelter Verwunderung.

„Nein, mein theurer Herr Herzog!“ entgegnete der Vicomte von Mirabeau, „sehen Sie, ich bin ein armer Edelmann, der seinen Degen nur für den König hat, und mein Herr Bruder ist ein großartiger römischer Volkstribun in's Französische übersetzt!“

Während dieses Gesprächs hatte ein Abgeordneter gesprochen, auf den Niemand gehört hatte, ein Bischof mit leiser, salbungsvoller Stimme. Plötzlich riefen hundert und mehr Stimmen: „Noailles! Noailles!“

„Man kommt mir zuvor!“ schrie Aiguillon wüthend und eilte nach der Rednerbühne, aber schon stand der Vicomte von Noailles oben, hundert und aber hundert Stimmen riefen seinen Namen. Als er zu Worte kommen konnte, trug er, ein Mann vom ältesten Adel Frankreichs, auf Abschaffung der Feudalrechte und der persönlichen Frohndienste an. Ein unermeßlicher Jubelruf brauste durch den Saal. Auf den Tribünen, wie im Saal,

fiel man sich um den Hals, man weinte vor Freuden, man schrie und jauchzte.

Auf den Vicomte von Noailles folgte der Herzog von Chatelet. Er trug auf Ablösung der Zehnten. an.

Alles wurde jubelnd angenommen. Der Beifallsruf, der Glanz der Lichter, die allgemeine Aufregung, die schwüle Hitze — der Wahnsinn war allgemein. Jeder suchte den Andern zu übertreffen.

Wie eine Sturmfluth umbrandete der hohe Adel von Frankreich die Rednerbühne; die Grandseigneurs und die Fürsten der Kirche, sie stritten sich um den Vortritt bei dem Lever der Revolution, wie sie sich einst um den Vortritt beim Lever der Könige gestritten; Jeder wollte dem Andern beim Werke zuvorkommen. Aber es ist doch auch zu bemerken, daß Manches wie Repressalie aussah, daß weltliche Herren die Abschaffung der Zehnten und die Bischöfe die Abschaffung der Jagdrechte beantragten.

Einer nach dem Andern stürzte auf die Rednerbühne und die Versammlung nahm ohne Debatte alle Anträge an: Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, der Verkäuflichkeit der Magistraturen, der Abgabenfreiheit und der Ungleichheit der Besteuerung, der Pfarraccidentien, der Häufung der geistlichen Pfründe auf einer Person, der Annaten des römischen Stuhls, der Pensionen aus königlicher Gunst. Lauter Abschaffungen, nichts als Abschaffungen!

Der Vicomte von Mirabeau stand auf und sagte zu Herrn von Chateaubriand: „Diese Leute sind sämmtlich wahnsinnig, mein Bruder hat sie dazu gemacht!“

Die beiden Edelleute blickten wirklich bestürzt in das Getümmel. Einige andere Herren kamen zu ihnen.

Herr Duval d'Espreménil war unter ihnen. Der Parlamentsrath war außer sich: „Lassen Sie mich,“ rief er, „ich will hinauf, ich will auf Abschaffung des Verstandes antragen!“

„Sie kommen zu spät,“ entgegnete der Abbé von Montesquiou kalt, „in dem Fache kann nichts mehr abgeschafft werden!“

„Lassen Sie uns wenigstens protestiren!“ sagte der Ritter von Montsoreau, der seine Ruhe noch etwas behauptet hatte.

„Man protestirt vergebens in einem Narrenhause!“ rief der Abbé Maury, ein Herr mit grober Stimme und bäurischen Manieren.

„Ich werde einen schriftlichen Protest zu Protokoll geben,“ sagte ein feiner Herr mit klugem Gesicht.

„Man wird ihn nicht annehmen, mein lieber Cazalès,“ antwortete der Vicomte von Mirabeau.

Diese Männer bildeten den Kern der royalistischen Partei in der Nationalversammlung, der royalistischen Partei, die schon nichts weiter war als eine royalistische Opposition.

Unterdessen ging die Versammlung immer weiter. Alle Grundgesetze der französischen Gesellschaft wurden auf kurzen Antrag, ohne Motivirung, ohne Berathung, kurzweg aufgehoben.

Es waren furchtbare Stunden für die wenigen Royalisten, die den Kopf in der Nacht nicht verloren hatten.

„Wir sind hier beim Coucher des Königthums!“ sagte der Ritter von Montsoreau, Graf Cazalès wollte antworten, aber in dem Augenblick brach die Versammlung in ein so wüthendes Geschrei aus, daß die Wände bebten, Matthieu von Montmorency, der erste Baron der Christenheit, beantragte die Abschaffung aller Privilegien des Adels.

Als dieser Antrag angenommen wurde, war die Versammlung im höchsten Delirium. Von da ab hörte man nicht mehr auf die Redner, man lärmte, schrie und nahm Alles an.

Als die Schwurämter und Meisterrechte bei den Zünften abgeschafft worden waren, trat ein alter Mann auf die Rednerbühne, sein weißes Haar gebot Achtung. „Der Abgeordnete des dritten Standes für Rhodez!“ schrieen die sechs Huissiers auf ein Mal. Einen Augenblick trat wirklich eine Art von Stille ein. „Im Namen Gottes beschwöre ich Euch,“ rief Augustin Morlier — „wir vernichten Frankreich“ — Mehr war nicht zu hören. Wie wahnsinnig wurde Beifall geklatscht und Bravo! gerufen. „Angenommen! Angenommen!“ schrieen ein paar hundert Stimmen.

Betäubt verließ der Marschall von der Kastanie die Rednerbühne und schlich langsam durch den Saal. Plötzlich stand er

vor dem Häuflein der royalistischen Opposition. „Herr Morlier!“ schrie der Vicomte Mirabeau, Sie haben so eben Ihre Adelsprobe gemacht, Sie sind hoffähig beim Coucher des Königthums von Frankreich.“

„Ach! meine Herren,“ rief der alte ehrenfeste Mann und Thränen standen in seinem Auge, „es ist vorbei mit Frankreich!“

„Ja, es ist vorbei,“ entgegnete der Ritter von Montsoreau, „aber wir können mit Ehren sterben, alter Herr!“

In dem Augenblick kam der Herzog von Montmorency durch den Saal, strahlend in seinem neuen Triumph, eine Horde Schmeichler hinter sich, immer noch äußerlich ein großer Herr.

Der Abbé Maury stellte sich ihm in den Weg und rief in seiner declamatorischen Weise: „Gnädiger Herr, was haben Sie gethan? was sollen die Andern thun, wenn der erste Baron der Christenheit so auftritt?“ gnädiger Herr, was soll daraus werden?“

„Ich bleibe immer Montmorency, Herr Prediger des Königs,“ entgegnete der Herzog hochmüthig und geringschätzend.

„Und ich immer ein Prediger des Königs!“ rief der Abbé Maury, der den Titel eines Predigers des Königs hatte.

Die Abschaffungen wurden auf der Tribüne indessen in's Großartige getrieben, der Marquis des Blacons verzichtete im Namen der ganzen Dauphiné im Bausch und Bogen auf die ganze Summe der Privilegien, die diesem Lande, diesem Herzogthume, das nur unter den bestimmtesten Bedingungen an die Krone Frankreichs übergeben war, zustanden.

Aber das gegebene Beispiel wirkte, fast alle andern Provinzen und Städte Frankreichs folgten; alle Privilegien, alle Rechte und alle damit verbundenen Pflichten fielen in dieser Nacht.

Man hatte nur Eins vergessen, das Privilegium des Henkers.

„Das ist eine neue Bartholomäusnacht!“ sagte Abbé Maury.

„Eine Bartholomäusnacht des Eigenthums!“ setzte Morlier hinzu.

„Die Bartholomäusnacht der Rechte und Pflichten!“ sagte der Ritter von Montsoreau, und sie machen Ludwig XVI. zu

einem neuen Karl IX.,“ denn so eben genehmigte die Versammlung einen Antrag, daß zum ewigen Angedenken an diese große Nacht eine Medaille geschlagen werden und Ludwig XVI. den Titel: „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ führen solle.

Duval d'Esprémenil hatte sich niedergesetzt, beide Hände hielt er vor das Gesicht und er weinte bitterlich.

„Weinen Sie nicht,“ redete ihn der Vicomte von Mirabeau an, „ich weiß, Sie denken an Ihre verfluchte Parlaments-Opposition, aber Männer weinen nicht, sie fechten!“

„Und ich werde fechten!“ entgegnete Esprémenil aufstehend, „ich danke Ihnen, lieber Vicomte!‘

„Meine Freunde,“ sagte jetzt der Graf von Cazalès, ein Edelmann vom alten Adel der Garonne, „hier ist nichts zu helfen, suche jeder von uns seine Bekannten auf, die noch für Frankreich und den König ein Herz haben; in einer Stunde sprechen wir uns bei dem Herrn Ritter von Montsoreau, der im Wappen von Provence wohnt!“

Die Royalisten trennten sich, um ihre Freunde zu sammeln. Die sechs oder acht Männer hatten, selbst nach dieser Sitzung, den Muth noch nicht verloren.

Während die Royalisten also nothgedrungen das Schlachtfeld in der salle des menus ihren Gegnern überließen, sammelte sich eine andere Gruppe um den Abbé Sieyes, der durch seine Schrift „über den dritten Stand“ eine Berühmtheit erlangt hatte, die ihm um so mehr lästig fiel, als er immer noch läugnete, daß er der Verfasser derselben sei. Die Personen, die diese Gruppe bildeten, schwelgten in Siegesfreude. Die Gruppe bestand fast ausschließlich aus Deputirten des dritten Standes.

„Meine Freunde,“ sagte Sieyes, „es thut mir leid, daß ich Ihre Hoffnungen niederschlagen muß, aber wir haben nur in einem Scheingefecht gesiegt, in einem Turnier, wenn Sie wollen, die Schlacht steht uns noch bevor. Ich läugne nicht, daß wir große Vortheile errungen haben, aber sie sind rein negativer Natur. Der hohe Adel von Frankreich hat sich compromittirt, das ist Alles. Es ist viel einerseits, wenig andererseits. Halten wir uns zurück, lassen wir die Ehre dem hohen Adel und der

hohen Kirche, lassen wir sie für uns arbeiten, so lange sie mögen so lange sie können, unsre Väter und wir haben lange genug für jene gearbeitet, es ist billig, daß die Reihe auch ein Mal an sie kommt. Schonen wir unsre Kräfte, fangen wir erst an, wenn sie aufhören. Glauben Sie mir, wenn der fascinirende Glanz dieser Lichter erloschen, wenn der Beifallsruf dieser Tribünen verhallt ist, wird so mancher der Herren, die heut so eifrig am Werk waren, die Sache von einer andern Seite ansehen und je mehr sich der Eine oder der Andere der Rolle schämt, die er heute hier gespielt hat, desto entschiedener werden wir ihn auf der Seite unserer Gegner auftreten sehen. Dabei mache ich Sie auf eins aufmerksam, nämlich darauf, daß es der hohe Adel, der Hofadel war, der heute hier den Ausschlag gab. Haben Sie wohl gesehen, wie stöckisch diese Junker aus dem Westen und Südwesten saßen? Auch die Landjunker aus dem Burgund, aus der Franche-Comité, aus dem Artois und den andern Gegenden haben nicht den Mund aufgethan. Es ist schön, wir haben die Montmorency, die Noailles, die Larochefoucauld, die Ruffey-Damas und noch ein Dutzend oder mehr von dem hohen Adel, ich verkenne nicht, wie wichtig das nach einer Seite hin ist, aber ich sage Ihnen, es wäre viel besser, wir hätten statt der vornehmen Namen ein paar Dutzend ehrliche Landjunker, denn mit diesen Landjunkern hätten wir auch die Land-Bevölkerung, mit der diese Junker zusammenhängen. Glauben Sie mir, auch diesen hohen Hofadel hätten wir nicht, wenn er noch in irgend einem Zusammenhange mit jener Land-Bevölkerung stände. Wo der Bauer mit dem Edelmann zusammenhält, da hat die Revolution keine Aussicht. Die Französische Freiheit wird geboren, wo der Edelmann den Bauer vergessen hat!" Selbst der kalte Kopf dieses Abbé Sieyes war nicht ganz frei von dem Einfluß dieser zauberhaften Sitzung. Er sprach viel mehr, als ihm lieb war am andern Tage, er verrieth viel mehr, als er eigentlich wollte, wie zufrieden er doch mit den Resultaten der Sitzung war. In seiner docirenden Weise fuhr er fort: „Für die neue Freiheit giebt es nichts Gefährlicheres als Edelleute, die mit ihren Bauern gemeinsame Interessen verfolgen. Freiheit wird in der modernen

Gesellschaft stets nur in den Städten sein. Die Intelligenz des Volkes, die in den Städten wohnt, die stets nur in den Städten wohnen wird, sie bedarf unterthäniger Land-Bevölkerungen, die Intelligenz ist das Eigenthum des dritten Standes, die Land-Bevölkerung gehört aber nicht zum dritten Stande, unser Bestreben darf auch nicht weiter gehen, als die Land-Bevölkerungen in die Lage zu bringen, daß sich der dritte Stand aus ihnen rekrutiren kann, bei Gelegenheit. Die Freiheit gehört der Intelligenz, dem neuen Adel der Intelligenz aber werden die Land-Bevölkerungen stets feindlich sein, weil ihre Interessen und seine Interessen verschieden sind. Deshalb muß den Land-Bevölkerungen die Macht, die Bedeutung genommen werden. Sie müssen die Hauptstütze, die sie haben, den Landadel verlieren. Es muß eine Land-Bourgeoisie geschaffen werden. Sehen Sie, meine Freunde, der Land-Edelmann ist nichts als ein großer Bauer, der Bauer ist nichts als ein kleiner Edelmann. Sie haben Beide dieselben Interessen, sie sind Beide wesentlich conservativ. Wir müssen sie trennen, den dummen Hochmuth des Edelmanns, die dumme Gewinnsucht des Bauern, beide müssen benutzt werden; der adelige Besitz und der bäuerliche Besitz, beide müssen mobil gemacht werden. Die Gesetze, die dagegen sind, die werden wir abschaffen. Aber das ist nicht Alles; wir haben da noch etwas zu bekämpfen, was fester und stärker ist als das Gesetz, das ist das Herkommen, der Brauch. Erst wenn der Brauch vernichtet ist, können wir auf eine ländliche Bourgeoisie, die ganz von der Bourgeoisie der Städte, von der Intelligenz abhängig ist, rechnen, und darum empfehle ich Ihren Bemühungen diese hartnäckigen Landjunker, die noch ein Gewissen haben, wie sie's nennen, die sich um ihre Vasallen kümmern, sie zu Pflicht und Ordnung anhalten nach alten Begriffen und ihre Pflichten gegen sie erfüllen. Die Landjunker sind die wahren Feinde der Intelligenz des dritten Standes und so die Feinde der Freiheit. Meine Freunde, lassen Sie sich nicht bethören durch die Erfolge, die sie in diesem Saal errungen haben, hier ist nur der Parolesaal der bürgerlichen Freiheit, die Schlachten werden draußen geschlagen!"

Als Sieyes das gesagt, schaute er halb verwundert, halb

beschämt auf, denn es waren nur noch ein Paar Leute um ihn, die andern hatten sich längst entfernt, um entweder ihren geistigen Rausch auszuschlafen, oder um sich einen wirklichen Rausch in dem Weine des Herrn Herzogs von Orleans zu trinken.

Es war das erste und das letzte Mal, daß sich Abbé Sieyes mündlich so frei über seine politischen Ansichten und Plane ausgesprochen.

Halb verlegen drehte er sich um. Da faßte ihn ein Mann an der Hand und sagte zu ihm mit großer Freundlichkeit: „Herr Abbé, ich danke Ihnen herzlich für die guten Regeln, die Sie mir gegeben haben, ohne es zu wollen, ich versichere Sie, meine Väter und Vorväter haben sie längst geübt, unsere Bauern und Hintersassen sind so mit mir, ihrem Edelmann, eins, daß ich mir meine Instructionen von Bauern habe geben lassen.“ Es war der Baron von Batz, ein bretagnischer Edelmann.

Der blonde bretagnische Baron mit hellblauem Auge grüßte den Abbé mit einer so entschiedenen freundlich spöttischen Art, daß der kluge Priester vor Zorn beinahe die Selbstbeherrschung verlor.

„Mein Herr, Sie sind Hugenott!“ rief er, mit der klaren Absicht, daran anzuknüpfen.

„Ach nein, Herr Abbé,“ entgegnete der Baron von Batz lachend, „ich bin ein guter Katholik. Leben Sie wohl!“

Während der Abbé Sieyes also in seiner Siegesfreude seiner Zunge Zügel schießen ließ, hatten sich in der Wohnung des Ritters von Montsoreau diejenigen Herren versammelt, welche entschlossen waren, eine royalistische Opposition in der National-versammlung zu bilden.

Es waren etwa dreißig Edelleute erschienen; außer dem Vicomte von Mirabeau, den man allenfalls nicht dahin rechnen konnte, weil sein Vater noch lebte und er keinen Landbesitz hatte, lauter Landjunker aus den westlichen und südwestlichen Gegenden Frankreichs. An sie hatten sich angeschlossen ziemlich eben so viele Bischöfe, Geistliche und Prälaten und Pfarrer, und vom dritten Stande die beiden Abgeordneten von Castelnaudary, Martin d'Auch und Guilhermy und Augustin Morlier, der

Marschall von der Kastanie aus der guten Stadt Rhodez. Die wirkliche entschlossene royalistische Opposition zählte in der Nacht vom 4. zum 5. August etwa sechszig Köpfe. Sie ist eigentlich nie stärker geworden.

Im Laufe der lebhaften Verhandlungen, die in dem kleinen Saale des Wappens von Provence stattfanden, wurde der Ritter von Montsoreau herausgerufen und während längerer Zeit von seinen Freunden schwer vermißt, die Verhandlungen wurden indessen fortgesetzt und endlich das System angenommen, daß die royalistische Opposition gegen jede Beeinträchtigung des Königthums wenigstens protestiren solle.

So weit war am 5. August schon die royalistische Partei, daß sie gegen die Revolution keine andere Waffe mehr hatte, als den Protest.

Es war etwa acht Uhr Morgens und Herr von Clermont-Tonnère, Bischof von Auch und Rhodez, der den Vorsitz führte, war eben im Begriff, die Versammlung zu entlassen, als der Ritter von Montsoreau wieder eintrat und um das Wort bat.

„Meine Freunde," sagte er, „Alle, die Sie zugegen sind in dieser Nacht, sind mit mir zu einem großen Zweck, zum Kampf für das hinsinkende Königthum von Frankreich verbunden; Alle die, welche diesen Kampf mit mir kämpfen wollen, sind meine Freunde. Meine Herren, als Sie hier zusammenkamen, lag meine Frau, eine Tochter des königstreuen Geschlechtes der Arpajon, in Kindesnöthen und so eben hat sie mir einen Sohn geboren, der Sohn eines Montsoreau und einer Arpajon, möge seine Geburt in dieser Nacht ein glückliches Vorzeichen für uns sein!"

Heftig wie immer warf sich der Vicomte von Mirabeau in die Arme des Ritters und schrie überlaut: „Ach diese liebe hübsche Dame von Montsoreau hat einen Sohn? Ich muß ihr Pathe sein!"

„Das sollen Sie, Vicomte!" entgegnete Montsoreau ernst, Monseigneur von Rhodez wird, wie ich hoffe, auf meine Bitte meinen Sohn in dieser Stunde taufen, die royalistische Opposition von Frankreich wird Pathe sein und der Vicomte von Mirabeau soll sie vertreten!"

Da sich der Großvicar von Rhodez unter den Anwesenden befand, und die Kirche von St. Louis in der Nähe war, so wurden die geistlichen Gewänder und Geräthe ziemlich schnell herbeigeschafft, und der Pfarrer von Saint Louis erschien mit seinen Diaconen und untergeordneten Dienern, ehe die Herren noch die ziemlich mäßigen Erfrischungen eingenommen hatten, die ihnen die Gastfreundschaft des Ritters von Montsoreau in einem Gasthof bieten konnte.

Jetzt wurden die Thüren geöffnet. Der Ritter von Montsoreau bemerkte etwas schüchtern, daß seine Gemahlin durchaus dem Taufact beiwohnen wolle, und so fand derselbe in dem Schlafgemach statt, das nur durch einige Zimmer von dem Saal geschieden war, in dem die royalistische Opposition ihre erste Versammlung gehalten. Man sah in dem Himmelbett, dessen Vorhänge halb geöffnet waren, die blasse junge Mutter, die mit glänzenden Augen Alles überwachte, was zur Taufe ihres Sohnes nöthig. Der Bischof trat in pontificalibus ein, er wechselte einige freundliche Worte mit der glücklichen Mutter, dann schritt er zur heiligen Handlung. Der älteste Sohn des Ritters von Montsoreau erhielt die schönsten Namen Frankreichs. Man nannte ihn: Louis Heinrich Franz! Als die Taufe vorüber war, zog der Bischof von Rhodez und Auch einen Ring vom Finger, in welchem ein Opal von ungewöhnlicher Größe gefaßt war, und sprach: „Mein Sohn Louis Henri François von Bouschet, Herr von Montsoreau, Du sollst diesen Ring tragen zum treuen Gedächtniß an diese Stunde bis ans Ende!“ Er nahm den Ring, zog ihn an eine grüne Seidenschnur, die ihm sein Generalvicar reichte, und hing den Ring dem Täufling um den Hals.

Und nun brachten, nach altfranzösischer Sitte, Alle ihre Pathengeschenke. Die beiden Abbé Maury und von Montesquiou streiften ihre Ringe ab und warfen sie in das Bette des Knaben. Der alte Augustin Morlier leerte seine Börse aus, bei den Goldstücken aber lag ein halbes Hufeisen, nach altem Brauch der Schmiede. Zuletzt trat der Vicomte von Mirabeau heran, Geld hatte er nicht, das hatte er nie, aber er zog seinen Degen

aus dem Bandelier, den legte er auf des Kindes Bette und sprach: „Zieh ihn für den König! Nur für den König!"

Es war ein tief ergreifender Moment, als der Vicomte von Mirabeau das Kind aus seinen Betten nahm, es an seine Brust drückte, es herzte und küßte und dann überlaut rief: „Der wird ein guter Edelmann, der meinen Degen ehrlich führen wird für den König und dieses arme Frankreich. Gott gebe ihm, daß er alle die fröhlichen Tage erlebt, die wir entbehren müssen!"

Frau von Montsoreau war über die Freude des Herrn so entzückt, daß sie Vicomte von Mirabeau an ihr Bette treten ließ und ihm ihre weiße Hand zum Kuß reichte. Solche Freundlichkeit aber hat der Vicomte von Mirabeau nicht vergessen, und in seiner Todesstunde noch hat er gerufen, als ihm das warme Blut aus der Wunde strömte: „Bringt meinen letzten Gruß der Frau von Montsoreau, der edlen Dame!"

So schloß die neue Bartholomäusnacht mit der Stiftung der royalistischen Opposition, mit der Taufe eines Ritters für das Königthum von Frankreich.

Zwölftes Capitel.

Die Octobertage.

Auch die Ereignisse der neuen Bartholomäusnacht waren nicht im Stande gewesen, dem Königthume Energie einzuflößen, auch der Anblick der äußersten Gefahr erzeugte keine Kraftanstrengung, und nur mit Widerstreben gab endlich, im September, der König den Befehl, das Regiment Flandern solle in Versailles Garnison nehmen. Es mußte nach den täglich vorkommenden Ruhestörungen aller Art endlich auch ihm klar werden, daß, wenn nicht seine eigene, so doch die Sicherheit seiner Familie in dem vertheidigungslosen Versailler Schlosse bedroht sei.

Die Compagnieen des Regiments Flandern rückten ein, und die Gardes du Corps des Königs beschlossen, wie das militairischer Brauch war damals, den Offizieren und Mannschaften des neu eingerückten Regiments ein Fest zu geben; dabei hatte man auch die Nebenabsicht, den Bemühungen der Partei Necker-Orleans entgegenzuwirken, die dahin gingen, die Soldaten des Regiments Flandern durch Geld, Wein und Freudenmädchen zum Abfall von ihrem Eid zu verleiten; denn ein Königstreues Regiment in Versailles war ein mächtiges Hinderniß für die Pläne des elenden Orleans. Zu dem Fest waren auch andere Offiziere geladen, namentlich eine ziemliche Anzahl von Edelleuten der ehemaligen maison militaire du Roi, deren Auflösung man jetzt schmerzlich, aber zu spät, zu bedauern anfing.

Das Fest war im Opernsaal im nördlichen Flügel des Versailler Königsschlosses arrangirt. Die Bühne und der Zuschauerraum vor derselben waren zu einem Ganzen vereinigt; den Saal umgaben dreifache Säulenreihen übereinander, die reichvergoldete, smaragdgrüne Arkaden bildeten. Im hellen Glanz von mehr als dreitausend Kerzen prunkten farbenprächtige Teppiche, die kostbarsten Vasen von Porcellain, Bronce und Porphyr, marmorne Statuen der Götter und Göttinnen Griechenlands, goldene und silberne Basreliefs, die ausgesüchtesten Meisterwerke der Kunst. Das Ganze bot in Blumenduft und frischen Kränzen einen wahrhaft feenhaften Anblick dar.

In der Mitte des Saales erhob sich in Hufeisenform eine riesenhafte Tafel mit goldenen Tafel-Aufsätzen, Vasen von Krystall und Porcellain, zierlichen Blumenkörben und Patisserieen in bezaubernder Abwechselung. Militairische Decorationen, Waffentrophäen, Fahnen und Standarten, ritterliche Inschriften, Königliche Pracht und große Erinnerungen, wohin das Auge blickte. Und oben in der dreifachen Logenreihe die Damen und Herren des Hofes, die sich, die Meisten von ihnen zum letzten Male, in den glänzenden Costümen des altfranzösischen Hofes zeigten.

In diesem Saale, an dieser Tafel nahmen die Offiziere und Unteroffiziere des Regiments Flandern neben den anderen Offizieren als Gäste der Gardes du Corps zwischen diesen Platz. Die Mann-

schaften wurden in dem hellerleuchteten Marmorhofe bewirthet. Die kostbarsten Weine aus dem Königlichen Keller, die ausgesuchtesten Speisen aus der Königlichen Küche wurden im Ueberfluß geliefert. Die ritterliche Begeisterung für den König und die Königin, welche die Gardes du Corps, den letzten Rest der stolzen hochberühmten maison militaire belebte, die Anwesenheit so vieler alter Kameraden aus diesem ehemaligen Elite-Corps, die Erinnerung an die Unbilden, die das Königthum in den letzten Tagen gelitten, entflammte in den Herzen der Anwesenden eine royalistische Begeisterung, die selbst in ihrer Uebertreibung etwas Hinreißendes hatte. Alle Augenblicke ertönte bald von hier, bald von dort her der Ruf: „Hoch der König!“ der dann, von der Gesellschaft immer und immer wieder jubelnd wiederholt, sich durch die Corridor's brausend fortpflanzte bis in den Marmorhof, wo ihn achtzehnhundert Stimmen wie aus einem Munde erschallen ließen. Dazwischen spielten die Musikchöre die ergreifende Royalistenmelodie: „O Richard, du mein König!“ oder: „Wo kann man glücklicher sein, als im Schooße seiner Familie?“ oder: „Kann man beleidigen, wo man liebt?“ Der Enthusiasmus schien auf's höchste gestiegen zu sein, da brachen plötzlich die Musiker ab und mit jauchzendem Trompetengeschmetter brausten die eisernen Klänge des uralten Oriflammenmarsches durch den Saal, durch die Herzen. Die Gardes du Corps und ihre Gäste erhoben sich und die eine Hand am Schwert, in der andern das Glas, riefen sie: „Wir schwören, wir schwören bei unserer Ehre, zu leben und zu sterben für den König; der König hoch immer und ewig, der König über Alles!“

Sie haben ihren Schwur gehalten, ob auch um sie Alles versank, die Gardes du Corps des Königs, die Edeln, die Getreuen!

Der König, die Königin, Monsieur und die Gräfin von Provence, die Prinzeß Elisabeth, auch die Prinzessinnen Tanten des Königs waren in den Saal getreten, gefolgt von den Palastdamen und Ehrenfräulein.

Die Musik ging aus dem Marsch der Oriflamme in eine leichte, gefällige Melodie über. Die Königin, zum letzten Male prachtvoll geschmückt, trug den kleinen Herzog von der Normandie,

der vor einigen Wochen durch den Tod seines Bruders Dauphin geworden war, auf dem Arm, der jubelnd sein Aermchen den Rittern des Königthums entgegenstreckte, Madame Royale ging an ihrer Mutter Seite, eine liebliche Erscheinung. Der Enthusiasmus war fortwährend im Wachsen, Alles schmückte sich dem reinen Königthum von Frankreich zu Ehren mit weißen Bändern und Schleifen. Die Offiziere und Soldaten des Regiments Flandern kehrten ihre dreifarbigen Cocarden um, weil sie auf der Rückseite weiß waren, die Palastdamen und Ehrenfräulein lösten die weißen Schleifen aus ihrem Haar, von ihrem Busen und reichten sie den Offizieren; als das die Damen oben sahen, regnete es weiße Busenbänder und Haarschleifen nieder. Man winkte von Oben seine Bekannten und Freunde heran und warf ihnen die Abzeichen des alten Königthums zu. Es war ein unermeßlicher, nicht endender Jubel. Der gute Ludwig, ruhig und heiter, führte seine strahlende Königin und seine Kinder zwei Mal um die Tafel, die freundlichen Worte der Königin fielen wie Funken in die Herzen, daß sie hell aufloderten in flammender Begeisterung — „Sterben für den König, sterben für die Königin!"

Mitten in diesem allgemeinen Enthusiasmus sah der Ritter von Montsoreau, der sich als ehemaliger Chevaux-Leger unter den Gästen befand, einen Soldaten vom Regiment Flandern, der hinter einer Säule stand und mit allen Zeichen der Verzweiflung bitterlich weinte. Der Anblick frappirte ihn. Er näherte sich ihm, und als der Soldat seinen Platz plötzlich verließ, folgte er ihm mit Herrn von Miomandre, einem Offizier vom Regiment Royal-Turenne in die Vorhalle. Der Soldat war in höchster Aufregung und rief in dem Tone der tiefsten Reue: „Ich elender Verräther!"

„Wen hast Du verrathen?" fragte Montsoreau. „Wenn Du etwas verbrochen hast, so gestehe es, heute ist ja ein Tag, wo Alles verziehen wird!"

„Ich habe den Tod verdient!" schrie der Unglückliche überlaut. Mehrere Personen stürzten herbei; eine dichte Gruppe war gebildet. Plötzlich stieß sich der Soldat das rasch gezogene Seitengewehr in den Leib und sank zusammen.

Miomandre rief: „Zu Hülfe, meine Freunde!“

Montsoreau hörte nur noch den Namen des Herzogs von Orleans von den Lippen des Sterbenden, der von seinen Kameraden fortgebracht wurde und in einer Wachtstube gleich darauf seinen Geist aufgab.

Dieses traurige Zwischenereigniß, das übrigens in dem unermeßlichen Jubel des Festes gar nicht bemerkt wurde, gab dem Ritter von Montsoreau viel zu denken, aber vergebens meldete er den Vorfall dem Obristen des Regiments Flandern, dem Marquis von Montmorency. Der wollte die Verantwortlichkeit einer Untersuchung nicht auf sich nehmen. Auch Montsoreau ließ sich von dem allgemeinen Jubel wieder fortreißen, und die lärmende Freude des Vicomte von Mirabeau, der in immer größern Gläsern die Gesundheit Claudia's von Arpajon trank, die ihm auf seine bittenden Gebärden ein weißes Band in den Saal hinuntergeworfen hatte, steckte ihn endlich an. Er vergaß den unglücklichen Soldaten und freuete sich des Zusammenseins mit alten Kameraden, und für den Augenblick schien auch ihm ein Königthum noch nicht verloren, daß noch solchen Enthusiasmus zu erwecken im Stande war.

Als aber die Kerzen des Festes allgemach erloschen in dem Saal und der Octobermorgen fahl und nüchtern ihm anstierte, als er mit den letzten Gästen das Schloß verließ, da überlief ihn plötzliches Frösteln. Er dachte an den armen Soldaten, er dachte an das letzte Wort, das er aus dem Munde des Unglücklichen vernommen, und zur alten traurigen Ueberzeugung von dem nahen Fall des Königthums gesellte sich eine immer lauter werdende Besorgniß für die Königliche Familie. Seine Besorgniß wuchs, als er in den beiden folgenden Tagen vernahm, in welch' abscheulicher Weise die Partei Orleans das Fest im Opernsaal ausbeutete, und wie sich die Revolution desselben zur Aufregung des Pariser Volkes bediente. Da erzählte man, die Gardes du Corps hätten die dreifarbige Kokarde mit Füßen getreten, die „Oestreicherin“ und ihre schönsten Hofdamen hätten die Soldaten vom Regiment Flandern geküßt, um sie zum Kampf gegen das Volk anzufeuern, die Redner des Palais Royal schilderten ver-

läumderisch das schöne Fest königstreuer Soldaten als ein wüstes Bacchanal, als eine schmutzige, unzüchtige Orgie, bei der sie die reine, hohe Königin eine entsetzliche Rolle spielen ließen. Sie verkündeten, daß die Royalisten unter Anführung der Königin die Mitglieder der Nationalversammlung fangen und hängen und das Pariser Volk durch eine andere Bluthochzeit decimiren wollten. Man sprengte die allerunsinnigsten Gerüchte aus, aber alle wurden gläubig aufgenommen.

Am Sonntag, den 4. October, wo die Nationalversammlung keine Sitzung hielt, ging der Ritter von Montsoreau selbst nach Paris, um sich von dem Stande der Aufregung, deren Schilderung er für übertrieben gehalten hatte, zu überzeugen. Er fand leider alle Besorgnisse nur begründet. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Herzog von Orleans, oder vielmehr die Männer, deren Werkzeug er war, einen großen Schlag beabsichtigten. Im Palais-Royal wogten die Massen auf und ab, ein Redner folgte dem andern, der Ritter hörte Camille-Desmoulins declamiren und sein Publicum mit unzüchtigen Scherzen über die Königin stacheln, er sah die schöne Megäre Theroigne von Méricourt und hörte sie von einem Stuhle herab das Volk haranguiren und ihm von den Aufständen in den Provinzen erzählen. Er konnte nichts Näheres erfahren, als daß das Schloß eines Barons von Ravachon von einer Horde von Schmugglern geplündert und zerstört worden sei; in einem schauerlichen Kerker dieses Schlosses hatte man ein schönes Weib gefunden, dem die Unmenschlichkeit des Barons erst die Ehre und dann das Kind geraubt. Der Jammer, mit dem die Mutter nach ihrem Kinde schrie, hatte die Stürmer bis zur Wuth gereizt, man hatte den Baron ermordet und das Schloß geschleift, aber das Kind hatte man der Mutter nicht wiederzugeben vermocht. Theroigne schilderte lebendig, sie wußte ihre Hörer in die größte Aufregung zu versetzen.

Gegen Abend durchstreifte Montsoreau die Vorstädte, er erkannte in den Gruppen mehrere Mitglieder der Revolutionspartei, er sah den verlebten Wüstling Lauzun, der den Herzogstitel von Biron führte, Alexander von Lameth und andere Vertraute des

Herzogs von Orleans in Weiberkleidern, die Helden des Bastillesturmes in den schlechten Schänken zu den Waffen rufen. Auf allen Plätzen und Quais wimmelte es von Menschen, welche Flüche und Drohungen gegen die Königin ausstießen. Der Ritter von Montsoreau erkannte Leute von der Valetaille des Herzogs von Orleans, die Geld vertheilten und die Königin anklagten, daß sie das Volk von Paris aushungern wolle. Er kehrte nach Versailles zurück und beschloß, die königliche Familie in Kenntniß von der drohenden Gefahr zu setzen. Claudia's großmüthiges Herz hatte längst die ihr am Hofe widerfahrene Unbill vergessen. Sie ließ sich leicht bewegen, nach dem Schloß zu fahren und als früheres Ehren-Fräulein eine Audienz bei Madame der Frau Gräfin von Provence zu verlangen. Der Schritt der edeln Dame war vergebens. Die Prinzessin ließ bedauern, Frau von Montsoreau nicht empfangen zu können. Thränen im Auge, zog sich Claudia zurück, aber sie weinte nicht über die neue Beleidigung von Seiten der Prinzessin.

In der Nationalversammlung berathschlagte man über die „Declaration der Menschenrechte." Man wollte deren unbedingte Annahme durch eine Deputation von dem Könige verlangen. Zugleich wollte man von dem armen König, der keine Gewalt mehr hatte, die sofortige Abstellung der Theuerung in Paris fordern, während die Verproviantirung der Hauptstadt durch Agenten des Herzogs von Orleans verhindert wurde, welche durch den Hunger das Volk aufstacheln wollten.

Während die Nationalversammlung berathschlagte, heulten die Sturmglocken bereits von allen Thürmen der Stadt Paris, die Alarmtrommel wirbelte seit Morgens sieben Uhr in allen Quartieren. Theroigne von Méricourt, Hetäre und Megäre zugleich, Pistolen im Gürtel und einen Säbel in der Hand, und Andere ihres Schlages zogen durch die Straßen an der Spitze ganzer Haufen von Weibern: „Brot! Brot'" riefen sie unter Trommelschlag. Von allen Seiten marschirten die Weiber, denen die Volkshaufen folgten, dem Stadthause zu. Wo Compagnieen der Nationalgarde Widerstand zu leisten versuchten, warfen sich die Weiber in ihre Reihen, umwanden sie liebkosend mit Kränzen

und dreifarbigen Bändern und drängten sie mit Küssen bis auf den Grèveplatz zurück. So drangen sie in's Stadthaus ein, selbst in den Versammlungssaal der Municipalität, umarmten die Mitglieder, zwei setzten sich ungenirt auf den Schooß des Präsidenten. Der arme alte Sylvain Bailly verlor den Kopf vollständig, er zitterte vor dem, was hinter diesem grauenvollen Muthwillen der Revolte verborgen war. Er hoffte Alles von seinem Freunde Lafayette, der unten auf seinem ewigen Schimmel auf und ab galoppirte, die Drohungen und Beleidigungen der Masse eben so freundlich hinnahm, wie die Schmeicheleien derselben, und seinerseits Alles von seinem Freunde Bailly erwartete. Der Consul droben mit seinen beiden Damen auf dem Schooß war eben so rath- und wehrlos, wie der Majordomus unten auf seinem Schimmel.

Unterdessen machten die Weiber, was sie wollten, vertheilten die Waffenvorräthe unter das Gesindel und schrieen: „Brot! Brot! Brot!" Rataplan! Rataplan! wirbelte die Trommel dazwischen. „Nach Versailles!" antworteten die Bastillestürmer im Chor.

Lafayette hatte vierzigtausend Mann unter dem Gewehr und der Schwachkopf wußte sich nicht zu helfen. Er saß auf seinem Schimmel und sprach allerlei Zeug unter einander. Die Weiber lachten ihn aus, der Pöbel bedrohte ihn.

„Nach Versailles! Brot! Brot!" Rataplan!

Das dauerte mehrere Stunden. Endlich war Alles bewaffnet, ringsum starrte es von Piken. Da wurde ein Signal gegeben und plötzlich änderte sich die Scene. Der Muthwille der Weiber schwand, wüthende Drohworte erklangen. Wilde Gesellen drängten sich um Lafayette und befahlen ihm, das Volk von Paris sofort nach Versailles zu führen. Endlich faßten ihm kräftige Hände in die Zügel und zogen den „Helden der Freiheit in zwei Welten" mitsammt seinem Schimmel vorwärts.

Schmachvoller Anblick! und Lafayette fühlte die Schmach. Sein eben noch bleiches Gesicht wurde so roth, wie sein Haar. Da brachte man ihm einen Zettel von Bailly. Gott sei Dank, er brauchte nicht mehr selbstständig zu handeln. Auf dem Zettel stand: „In Rücksicht des Wunsches des Volkes und der Um-

stände, auf Vorstellung des Herrn General-Commandanten, wie auch, weil eine Weigerung unmöglich ist, autorisirt die Commune den Commandanten, ja sie befiehlt ihm sogar, nach Versailles zu marschiren."

Als Lafayette dieses Document feiger Erbärmlichkeit gelesen, blickte er starr gen Himmel und befahl dann mit schwankender Stimme den Abmarsch.

Jubelndes Freudengeschrei antwortete seinem Befehl.

„Nach Versailles! Brot! Brot!" Rataplan!

Den Vortrab bilden sieben- bis achttausend Weiber, von einem Schurken Namens Maillard und 20 Tambours geführt. Unterwegs wurden alle Bäckerläden und Schänken geplündert. In Versailles eilten sie zur Nationalversammlung und verlangten Einlaß. Die Majestät der Nationalversammlung zitterte vor dem Geheul des Souverains draußen.

Mounier präsidirte, ein Royalist, der Anfangs die Bewegung eifrigst gefördert hatte, sich aber entsetzt abwendete, als sie in Revolution umschlug. Auf Andringen Mirabeau's und Anderer ließ er eine Deputation eintreten. Sie schrie und declamirte, drohte und schimpfte. Es war ein ekelhaftes Schauspiel. Maillard verlangte, die Gardes du Corps sollten den Weibern von Paris Abbitte thun, wegen des von ihnen bei ihrem Feste der dreifarbigen Kokarde angethanen Schimpfes.

„Brot! Brot! Rataplan!" zeterte und schmetterte es wieder dazwischen. Endlich ließ sich Mounier bestimmen, eine Deputation von zwölf Weibern zum Könige zu führen. Er brachte sie zuerst zu dem Minister St. Priest. Dieser sagte Herrn Mounier einige wohlverdiente Worte des Tadels und weigerte sich anfänglich, die Deputation dem Könige vorzustellen. Er verwies den Weibern ihr Benehmen. Da ließ der König, der soeben sein Conseil um sich versammelt hatte, auf Necker's Rath, die Deputation selbst holen.

Der gute Ludwig redete die unseligen Geschöpfe mit großer Freundlichkeit an und sagte ihnen, daß er Alles, was an Getreide, Brot und Mehl in Versailles und in der Nachbarschaft zusammenzubringen sei, ihnen geben wolle. Das milde Wesen des Königs

rührte die Weiber so, daß sie ihm zu Füßen fielen, die Jüngste und Hübscheste unter ihnen, Louison Chabry, eine Sculpturarbeiterin, wollte dem Monarchen die Hand küssen, Ludwig aber umarmte sie. Unter dem Rufe: „Es lebe der König“ zog die Deputation ab. Sie kehrte zu dem großen Haufen zurück und schilderten enthusiastisch die Güte des Königs. Der Haufen aber schrie: „Verrath! Verrath! diese Bübinnen sind bestochen, hängt sie! hängt sie!“ Hunderte warfen sich auf die unglücklichen Personen und mißhandelten sie, man warf sie zu Boden, man riß ihnen die Strumpfbänder ab, schlang sie ihnen um den Hals und schleppte sie nach dem nächsten Laternenpfahl, um sie daran aufzuhängen. So etwas aber konnte der ritterliche Geist der Gardes du Corps, die am Gitter des Ehrenhofs Wache hielten, nicht dulden, fünfundzwanzig Mann rückten aus und retteten die unglücklichen Geschöpfe aus den Händen ihrer eigenen Genossinnen.

Es war fünf Uhr Nachmittags. Noch war kein Blut geflossen, aber die Versailler Nationalgarde fraternisirte bereits mit den Pariser Weibern und ihr Anführer Graf d'Estaing, ein würdiger Freund Lafayette's, der mit ihm gemeinschaftlich seinen Adel in dem Kriege für die amerikanischen Rebellen befleckt hatte, erklärte kleinlaut, seine Truppe gehorche ihm nicht mehr.

Eine sonderbare Sorte von Helden, diese Männer aus dem amerikanischen Freiheitskriege!

Es kam bereits zu einzelnen Kämpfen zwischen den Gardes du Corps und der Versailler Nationalgarde, es fielen Schüsse. Da riefen Stimmen: „Halt! halt! es ist noch nicht Zeit!“ Ein deutliches Zeichen, daß die Anführer nach einem bestimmten Plane handelten.

Der Regen fiel in Strömen, als Lafayette auf seinem Schimmel mit seiner Pariser Armee eintraf. Er hatte seine Zuversicht wieder erlangt, weil ihn die Bande unbehelligt ließ. So lange er that, was sie wollte, glaubte der arme Tropf, sie gehorche ihm. Er flößte auch seinem Freunde, dem armen Graf d'Estaing, der sich versteckt hatte, wieder Muth ein und erlangte vom Könige Verzeihung für das Regiment der französischen Garde, das am 14. Juli zuerst abgefallen vom Könige und jetzt La-

fayette nach Versailles gefolgt war. In unbegreiflicher Schwachköpfigkeit bat er den König, er möge diesem Regiment zum Zeichen seiner Vergebung gestatten, in der Nacht die Posten im Schlosse gemeinschaftlich mit dem Gardes du Corps zu besetzen.

Der König gab auch dazu seine Einwilligung, trotz der Bedenken der Königin.

„Sie laden eine große Verantwortlichkeit auf sich, Herr Marquis!“ sagte sie.

„Ja Madame, und ohne Unruhe!“ antwortete Lafayette.

In der Wohnung des Ritters von Montsoreau, die in der Nähe des Schlosses war, wachte eine Anzahl treuer Unterthanen angstvoll besorgt um ihren König. Im Schlosse selbst schliefen in dieser Nacht nur zwei Personen — der König und Lafayette.

Und wirklich blieb es die ganze Nacht um das Schloß ruhig, während sonst in ganz Versailles die schändlichste Orgie lärmte. Sturm und Regen die ganze Nacht hindurch.

Zwischen drei und vier Uhr hörten die Ritter von Montsoreau und der Vicomte von Mirabeau, die am Fenster standen, rechts vom Schloß drei Schüsse abfeuern. Es war das ein Signal, denn aus der Richtung von Viroflay antworteten drei andere Schüsse und etwa zehn Minuten darnach gellte eine wildes Geschrei über die „place d'armes“ vor dem Ehrenhof und alle Plätze und Straßen wimmelten von Menschen.

Montsoreau und seine Freunde eilten nach dem Schloß, um den König zu vertheidigen.

Die verrätherischen Soldaten vom Regiment der französischen Garde, denen Lafayette's unbegreifliche Schwachköpfigkeit die Posten übergeben, hatten dem meuterischen Pöbel den Prinzenhof geöffnet. Aber die Treue der Königlichen Gardes du Corps warf sich der Revolte todesmuthig entgegen. Die Herren von Deshuttes und Moreau vertheidigten den Corridor der Kapelle. Herr von Deshuttes fiel mit dem Ruf: „Es lebe der König!“ Jourdan, der Schlächter, schnitt ihm den Kopf ab und steckte ihn auf eine Pike.

„Es lebe die Nation!“ brüllte die Bande.

Acht bis zehn Gardes du Corps vertheidigten die Zugänge zu dem Schlafzimmer des Königs. Pistolenschüsse knatterten durch

den Palast Ludwigs des Großen, die braven Edelleute schlugen sich am Eingang der klineen Treppe wie Löwen, aber die Hauptmasse der Rebellen fluthete über die große Treppe herauf. Hier fiel Herr von Varicourt nach muthvollem Kampfe von zwanzig Wunden bedeckt. Er lag unter dem Bilde des großen Marschalls Turenne.

Die Königin flüchtete durch das Oeil de Boeuf zu dem Könige, wohin Frau von Tourzel die Königlichen Kinder brachte. Die Thür des Oeil de Boeuf hielten die Gardes du Corps, obgleich die Grenadiere der Pariser Nationalgarde die Thüren mit ihren Kolben einschlugen.

In diesem Augenblick erschienen Herr von Montsoreau, Graf Cazalès, der Vicomte von Mirabeau und andere Edelleute, die Mitglieder der Nationalversammlung waren, sie redeten die Pariser Grenadiere an und es gelang ihnen diese armen verleiteten Menschen von ihrem Unrecht zu überzeugen. Also umgestimmt nahmen die Pariser plötzlich Partei für den König und jagten vereint mit den Gardes du Corps die Weiber und das Gesindel aus dem Innern des Palastes, das nun heulend wie eine wilde Bestie, dem seine Beute entgangen ist, alle Zugänge zum Schloß belagerte. Man feuerte auf die Fenster des Schlosses, Kugeln schlugen in das Cabinet des Königs, in welchem die Königliche Familie und die Minister versammelt waren. Necker war stumm; vielleicht fühlte er Gewissensbisse, vielleicht begriff er jetzt, daß er nur ein Werkzeug der Partei Orleans gewesen.

Mitten unter dem Gesindel sah man den Herzog von Orleans in rundem Hut und langem Rock. Fast alle seine Vertraute waren ebenfalls zugegen und Alle waren in höchster Aufregung über das Fehlschlagen ihrer Pläne. Sie hatten, im schlimmsten Falle, darauf gerechnet, daß die Königliche Familie fliehen werde.

Die Nationalversammlung berathschlagte in ihrem Sitzungssaal, der Ministerrath berathschlagte im Cabinet des Königs in Gegenwart der Königlichen Familie und derjenigen Edelleute, die zu ihrem Monarchen in dieser schweren Stunde hatten durchdringen können. Unten saß Lafayette wieder auf seinem ewigen Schimmel und bemühte sich, die Volkshaufen durch confuse Redensarten zu zerstreuen.

Das Gesindel, aus dem Innern des Palastes vertrieben,

lag auf allen Höfen, vor allen Thüren und Treppen und brüllte nach dem Könige und der Königin unter den pöbelhaftesten Flüchen. Die Empörung, anstatt sich zu legen, wurde drohender.

Endlich begann der Herzog von Larochefoucault-Liancourt schüchtern: „Die Nation verlangt ihren König zu sehen!"

„Sie irren sich, Herr Herzog," entgegnete die Königin lebhaft, „hier ist nicht die Nation, sondern nur die Hefe!"

Die Minister aber stimmten Herrn von Larochefoucault bei, und der König war entschlossen, auf den Balcon hinauszutreten, um sich dem Volke zu zeigen. Es fehlte dem unglücklichen Ludwig nie an Muth, Feigheit kannte sein Herz nicht, seine unendliche Liebe und Güte machten ihn schwach — aber dem nun beginnenden Königlichen Martyrthume gegenüber muß jeder Vorwurf verstummen.

„Wir wollen sehen, was die Nation der Herren Necker und Liancourt will!" sagte die Königin, indem sie mit dem Dauphin und Madame dem Könige auf den Balcon folgte.

„Keine Kinder! hinein mit den Kindern!" brüllte die Nation der Herren Necker und Liancourt wie unsinnig. Herr von Larochefoucault führte die Königlichen Kinder zurück.

Die Majestät des Königlichen Paares imponirte der Menge, der Ruf: „Es lebe der König! es lebe die Königin!" wurde ein paar Mal vernehmbar in dem Getöse und dem wüsten Geschrei. Die Männer der Partei Orleans, in deren Händen die Leitung des Angriffes gelegen, waren sichtlich irre geworden und schwankten; sie hatten die Zuversicht verloren.

Der Ritter von Montsoreau bemerkte es, der Gedanke einer möglichen Rettung durchzuckte ihn; „Vicomte," rief er Mirabeau dem Jüngern zu, „eilen Sie in die Sitzung, holen Sie Maury, Cazalès, wir Andern hinunter für den König, Die Orleanisten schwanken, machen wir einen Versuch, das Königthum zu retten."

Kaum aber hatte Montsoreau ausgesprochen, da rief eine einzelne Stimme aus dem Haufen: „Der König muß nach Paris!"

Alle stutzten, das war etwas ganz Neues, Unerwartetes! Drei oder vier Stimmen wiederholten: „Der König muß nach Paris!"

„Halt!" sagte Montsoreau betroffen, „das sind andere Stimmen, als die, welche bisher das Losungswort gaben!"

„Nach Paris! nach Paris! der König muß nach Paris!“ brüllten Hunderte. „Nach Paris! der König muß nach Paris!“ schrie die ganze Masse, wie aus einem Munde.

Montsoreau hatte recht gehört. Statt der entmuthigten Orleanisten hatten sich die Männer, die hinter ihnen standen, der Leitung bemächtigt.

„Der König muß nach Paris!“ brüllten die Nationalgardisten, kreischten sechstausend Weiber, heulte das Gesindel.

Es war ein Meisterstreich, wenn er gelang, denn es war sehr unbequem, in Paris Ränke zu schmieden und sie in Versailles auszuführen, das Königthum in Paris war ein Königthum der Pariser.

Der König war mehr erstaunt als empört über diese neue gebieterische Forderung, die armseligen Minister zitterten.

„Der König von Frankreich muß, der König muß!“ wiederholte der erste Huissier der Königlichen Kammer erstaunt, halblaut für sich. Der weißköpfige Alte, der schon unter dem großen Monarchen dem Königlichen Dienst attachirt war, begriff das „muß“ nicht.

Herr von Chavannes, ein Gardes du Corps, warf sich auf's Pferd und jagte davon. Er ließ dem Könige sagen, er werde Schweizergarden von Courbevoie holen. Der wackere Edelmann wurde an der Avenue erschossen. Die Gardes du Corps erboten sich, den König und die Königliche Familie aus dem Schloß zu führen, wohin der König befehle. Aber Ludwig XVI. lehnte es fast unwillig ab, schickte in die Nationalversammlung die Aufforderung, sich zu ihm zu verfügen und mit ihm zu berathschlagen, ob er nach Paris gehen solle oder nicht. Die Nationalversammlung aber kam nicht. Nach Mirabeau's Erklärung war's unter ihrer Würde, sich zum Könige zu begeben.

Die Rädelsführer waren in der That erstaunt, daß sich der König nicht sofort dem souverainen Willen der Nation fügte, aber sie wagten keinen Gewaltschritt; die Entschlossenheit der wenigen Gardes du Corps hatte der feigen Menge imponirt. Da nahmen sie ihre Zuflucht in einer wahren Satanslist. Der Bischof von Autun, Herr von Talleyrand, der hinkende Teufel der Monarchie, der Diener aller Regierungen und Verräther Aller, denen er diente, erschien im Schlosse. Er ließ sich bei

den Herren von Saint-Priest und Liancourt melden und erklärte den beiden Ministern unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, daß die National-Garde bei ihrer Rückkehr nach Paris ohne den König sofort den Herzog von Orleans zum Könige ausrufen werde, das Volk und die Municipalität sei gewonnen, das Königthum Ludwigs XVI. sei nur zu retten, wenn der König augenblicklich nach Paris komme. Die Minister zweifelten. Talleyrand aber zog einen Brief Robespierre's aus der Tasche, der ungefähr lautete: „Alles geht gut, grüßen sie den neuen König, der diesen Abend in den Tuilerieen schlafen wird — wenn nämlich Ludwig XVI. Versailles nicht verlassen will. Kommt Ludwig nach Paris, so müssen wir warten, und der neue König auch."

Dieses Billet wirkte. Talleyrand's List besiegte die Bedenken der Minister, sie gingen zum König.

Es war die höchste Zeit, einen Entschluß zu fassen; das Gesindel erneuerte bereits seine Angriffe auf die Gardes du Corps, die als echte Leibwächter mit ihren Leibern die Zugänge zu den Königlichen Gemächern deckten.

In düsterer Resignation entschloß sich der getäuschte Monarch, dem Rathe seiner betrogenen Minister folgend, dem Wunsche des verführten Gesindels nachzugeben. Kaum hatte er diesen Entschluß ausgesprochen, so erheiterten sich viele Gesichter im Schlosse; er hätte daraus abnehmen können, daß Viele ein Interesse hatten, ihn nach Paris zu führen, Einige aber konnten ihre Thränen nicht zurückhalten.

Der alberne Lafayette, der sich bis dahin vergeblich bemüht hatte, fünfzehn Edelleute von den Königlichen Leibwachen, die von seinen Nationalgardisten verrätherisch überfallen und gebunden worden waren, zu befreien, hatte plötzlich seine ganze Suffisance wieder erlangt; er trat, mit dem ganzen Zauber seiner eingebildeten Popularität gerüstet, nur der Schimmel fehlte dieses Mal, auf den Balcon und verkündete: der König und die Königliche Familie werden künftig in Paris wohnen, — er sagte absichtlich „wohnen", nicht „residiren" — und am selbigen Tage noch dahin aufbrechen.

„Der König, die Königin!" schrie die Masse, die nach und nach unzählbar wurde.

Ludwig XVI. trat noch einmal heraus, und die Königin,

die, je ernster und schwerer die Zeit wurde, sich immer klarer bewußt wurde, daß ihr Platz immer und überall an der Seite ihres Gemahls sei, folgte ihm.

„Meine Kinder“, rief der gute König, „ihr wünscht, daß ich nach Paris komme; ich willige ein, aber unter der Bedingung, daß man meine Familie nicht von mir trennt!“

Wie konnte der König so sprechen?

„Ja, ja, versteht sich von selbst!“ brüllte die Masse, und die Getreuen des Königs bargen ihre Gesichter vor Schaam und weinten laut.

„Meine Kinder“, fuhr der arme Monarch bittend fort, „ich ersuche euch auch um Schutz für meine Gardes du Corps!“

Der entsetzlich peinliche Eindruck, den diese Worte des Königs machten, ist nicht zu beschreiben.

Einige der Gardes du Corps warfen ihre Schwerter in die Scheiden und schrieen auf in Schmerz und Wuth. Einer von ihnen, Herr von Coëtlogon, konnte es nicht überleben, er zerschmetterte sich mit einem Pistolenschuß den Kopf.

„Der König soll leben! Es leben die Gardes du Corps!“ brüllten die Aufrührer.

Jetzt erst wurde die Belagerung des Schlosses aufgehoben. Es war fast Mittag. Lafayette strahlte, als wenn er einen großen Sieg erfochten; er saß wieder auf seinem Schimmel, seine Adjutanten galoppirten um ihn und die Pariser Nationalgardisten gehorchten ihm wieder. Es war außerordentlich.

Um ein Uhr reiste der Hof ab. Fünf angstvolle Stunden dauerte der Reise- — der Leichenzug der Monarchie. Schaarenweise zog ihm das neugierige Paris entgegen. Voran fuhren einige Batterieen schwerer Geschütze, halbnackte Weiber und Freudenmädchen saßen auf den Kanonen, sie sangen unzüchtige Lieder und suchten sich gegenseitig in schaamlosen Gebehrden zu übertreffen. Dann kamen in der Mitte einer Horde von Menschen jedes Alters und jedes Geschlechts die edlen, getreuen Gardes du Corps mit gesenkten Häuptern, welche ihre ritterlichen Degen, ihre Hüte und Wehrgehänge zum Zeichen der Versöhnung, auf Befehl des Königs, mit denen der Nationalgardisten getauscht hatten. Auf jedem Pferde der Gardes du Corps saßen zwei

oder drei Weiber, schmutzige, trunkene, kreischende Bacchantinnen. Dann kam die große Deputation der Nationalversammlung und dann die Equipagen des Hofes. Die wildesten Gesellen der Volkshaufen gingen an den Kutschenschlägen, das schmutzigste Gesindel war auf die Decken der Equipagen geklettert oder hing an den Kutschensitzen und den Auftritten der Bedienten. Als Oriflamme wurden dem Sohne des heiligen Ludwig die abgeschnittenen Köpfe von zwei Gardes du Corps, die ein Perrückenmacher in Sevres frisirt und gepudert hatte, vorauf getragen; den Schluß machte die Nationalgarde, der große Lafayette an ihrer Spitze, der seine Adjutanten auf und ab sprengen ließ im Vollgefühl seiner Popularität. Wildes Gejauchze nnd wüstes Geschrei mischte sich mit dem Knall der Freudenschüsse aus Musketen und Pistolen, dann heulten die Weiber im Chor: „Hier ist der Bäcker, die Bäckerin und der kleine Bärckerbursche!“

Damit meinten sie den König, die Königin und den kleinen Dauphin. Es lag in dieser Benennung eine doppelt freche Anspielung. Sie zielte auf die Brottheuerung, die der Herzog von Orleans veranlaßt und dem Hofe schuld gegeben hatte, und dann heißt der Teufel in der französischen Spitzbubensprache der „Bäcker“ und das, was wir im Deutschen des Teufels Großmutter nennen, die „Bäckerin“.

So zog der Leichenzug einer fast tausendjährigen Monarchie nach Paris.

Je weniger Lafayette Einfluß auf diese Masse von wahnsinnigem und verbrecherischem Gesindel hatte, desto eifriger war er darauf bedacht, den Anschein des Oberbefehlshabers zu bewahren, und desto rüstiger ließ er seine Adjutanten auf und ab sprengen.

Nur einige Schritte seitwärts von der großen Karosse, in welcher sich der König und die ganze Königliche Familie befand, ritten sechs oder acht Herren, Schritt für Schritt dem Zuge folgend, an die sich etwa zwanzig Leute zu Fuß angeschlossen hatten; ein Häuflein treuer Royalisten, bereit, die Königliche Familie im Falle eines Angriffs zu vertheidigen. Lafayette hatte diesem Häuflein schon ein paar Mal befehlen lassen, durch seine Adjutanten, sich dem Zuge einzureihen. Man hatte ihm aber

nicht gehorcht, und das war in der Ordnung; es würde Lafayette's Verwunderung erregt haben, wenn man ihm gehorcht hätte.

Und abermals winkte der Majordomus der Bourbonen einem seiner Adjutanten. Dieser flog davon und ließ sein schönes braunes englisches Jagdpferd über den breiten Graben setzen, der den gepflasterten Heerweg begrenzte. Dicht vor der erwähnten stillen Gruppe von Reitern und Fußgängern rief er hastig: „Der Herr General-Commandant läßt die Herren bitten, sich einzurangiren!" Dann warf er sein Roß herum und jagte davon, als hinge Tod und Leben nur von der Schnelligkeit seines Rosses ab. In der Eile, zu seinem Chef zurückzukehren, gerieth der Adjutant Lafayette's unter einen Haufen von Weibern und Bastillestürmern.

„Platz! Platz da!" rief der Ritter von Clugny. Er war der Adjutant.

„Hoho! was hat der blanke Bursche für Eile?" antworteten die Weiber.

„Seid galant!" schrie ein Bastillestürmer mit Donnerstimme, „steigt ab und laßt die Damen reiten, die müde sind!"

„Herunter vom Pferd! herunter! laßt die Damen reiten!" heulte der Chor.

Der Ritter von Clugny ließ sein Pferd tanzen, um sich Platz zu machen. Im selben Augenblick aber zwangen zehn harte Fäuste, die in die Zügel faßten, das edle Pferd zum Stehen. Die Weiber packten die Beine des Adjutanten und warfen ihn aus dem Sattel, er lag im Schmutz, und ohne weiter auf ihn zu achten, trat der ganze Haufe auf ihm herum. Die Bastillestürmer hoben das schönste und frechste Weibsbild auf das Roß.

„Margot! Margot!" schrie der Ritter, denn es war Margoton Morlier, sein Weib, welches von dem Haufen auf das Roß gesetzt wurde.

Das Pferd schritt, von trunkenen Weibern geführt, über seinen Herrn weg.

„Margot! Margot!" schrie der Ritter, der unter den Fußtritten der Menge vergebliche Anstrengungen machte, sich zu erheben.

Sein Weib beugte sich ein wenig nieder von dem Roß und blickte ihm mit triumphirendem Hasse ins Gesicht. Ihre Augen funkelten, aber sie sprach kein Wort.

„Schöne Goton, eine alte Bekanntschaft!“ lachten die Kerle, „so finden sich Freunde wieder!“ grinsten die Weiber.

Margot aber, die über ihren Weiberkleidern einen kurzen rothen Sammetrock trug, der offenbar einem Parforcejäger gehört hatte, schwenkte ihren Federhut und rief mit gellendem Lachen: „Vorwärts, meine Braven, es ist nur mein Mann!“

Das Weib saß infernalisch schön auf dem prächtigen Roß. Ihre schwarzen Haarlocken flogen um ihr Haupt im Herbstwinde, ihre Augen funkelten in dem unnatürlich gerötheten Gesicht.

„Es ist nur ihr Mann! es ist nur ihr Mann!“ brüllte die Bande jauchzend, und der ganze Zug ging über den Ritter hin, der im eigentlichen Sinne des Wortes in den Schmutz getreten lag mit zerschmettertem Arm und sonst vielfach verletzt. Sein Rufen und Fluchen war vergeblich, denn mit heller Stimme begann Margot zu singen, indem sie mit ihren schönen, halb entblößten Beinen, die an der Flanke des Rosses niederhingen, den Tact dazu trommelte:

Von Arras die heilige Leuchte,
Die Fackel vom Provencerland,
Wenn sie uns nicht erleuchten,
Stecken sie Frankreich in Brand.
Löschen, löschen kann man's nicht,
Aber schneuzen will man's Licht.

und der ganze Chor wiederholte jauchzend:

Löschen, löschen kann man's nicht,
Aber schneuzen will man's Licht!

Dann folgten brausende Lebehochs! auf die „heilige Leuchte“ von Arras, den tugendhaften Bürger Robespierre und auf die „Fackel der Provence“, den großen Mirabeau.

Weinend und fluchend lag der Ritter im Schmutz, unfähig sich zu bewegen, und sein Weib zog dahin singend:

La sainte chandelle d'Arras,
Le flambeau de la Provence etc.

Als sich der Zug Boulainvilliers näherte, verrieth lautes Vivatrufen und wildes Geschrei ein besonderes Ereigniß. Das Häuflein der Royalisten rückte dem königlichen Wagen so nahe als möglich — aber es gab da keine neue Gefahr, sondern nur

eine neue Erbärmlichkeit. Auf der Terasse von Boulainvilliers stand die ganze Familie Orleans und sah den König in dieser Begleitung vorüberziehen. Der Pöbel, die wüste Bestie, hatte eine Anwandlung von Dankbarkeit, er erinnerte sich, von wem er den schlechten Schnaps und die schmutzigen Sousstücke erhalten, er brachte dem ersten Prinzen von Geblüt und seinem Hause seine Huldigungen dar. Frau von Genlis, die ekelhafte Person, ließ ihre Zöglinge, die kleinen Prinzen und Prinzeßchen, knixen und danken für die Ehre. Von selbst aber verbeugte sich unzählige Male ein häßlicher, magerer, langaufgeschossener junger Mensch mit über der Nase zusammengewachsenen Augenbrauen; damals nannte man ihn Herzog von Chartres, später war Philippe Egalité's ältester Sohn und Erbe unter dem Namen Louis Philippe, eine Zeitlang König der Franzosen.

Je mehr sich der Zug Paris näherte, desto dichter wurde das Gedränge. Nach dem Stadthause zuerst führte man den König.

Das Königthum ging schon nach dem Stadthause, um das Volk zu begrüßen. Am Eingange hielt der alberne Moreau Saint Mery eine unausstehlich lange Rede an das Herrscherpaar, und dann kam erst Bailly, der unverschämt genug war, den „schönen Tag" zu preisen, an welchem das „menschenfreundliche, ehrerbietige und treue Volk" seinen König „wiedererobert" habe. Die Königin machte eine unwillige Bewegung bei dieser unwürdigen Lüge, aber ihre stolzen Augen senkten sich und ihre Wangen brannten, als der König antwortete, er sei „sehr gerührt und sehr zufrieden" und sei „mit Vergnügen und mit Vertrauen in seine gute Stadt Paris zurückgekehrt."

Endlich geleitete Lafayette, immer auf seinem Schimmel, den Zug nach den Tuilerieenschlosse, in den fürchterlichen Palast, aus dem alle Wege auf das Schaffot oder in die Verbannung führen.

Während sich das Königthum in seinem ersten Gefängnisse, — denn die Tuilerieen waren nichts weiter als ein Vorzimmer des Tempelthurms, — einzurichten suchte, so gut oder schlecht das möglich war in einem Schlosse, in dem seit Menschengedenken kein König mehr residirt hatte, und die Quästoren der Nationalversammlung, die ihre Sitzungen sofort nach Paris verlegte, im

erzbischöflichen Palast ein provisorisches Sitzungslocal ordneten, eilten die Anführer der Versailler Banden, Männer und Weiber, nach einer schlechten Schänke am Platz Maubert, wo bis jetzt die revolutionäre Parole ausgegeben worden war.

Wie die meisten anständig gekleideten Revolutionäre sich im Palais-Royal zusammenfanden, so strömte die Hefe der Revolution in dieser Zeit in den Schänken am Platz Maubert zusammen, und hatte die Partei Orleans auf des Herzogs eigenem Grund und Boden im Palais-Royal den meisten Einfluß, so herrschte die eigentliche republikanische Partei unumschränkt fast am Platz Maubert.

Da finden wir in dem langen niedrigen Saal einer Schänke den gräßlich schmutzigen Roßarzt Marat, den wüsten, liederlichen Priester Chaumette, den frechen, glattzüngigen Hebert, kurz Alle, die damals schon als Agenten der Revolution offen auftraten: aber es waren auch Nationalgarde-Offiziere da in ihren neuen blauen Uniformen mit weißen Rabatten, und neben ihnen Kerle mit aufgestreiften Hemdärmeln, schmutzige rothe Mützen auf dem wirren Haar, neidischen Groll im Herzen, den Fluch auf der Zunge. Und dann diese dreifarbigen Weiber! Meist noch jung und keineswegs häßlich, die wohlgeformten Beine unter den kurzen rothen Wollröcken zeigend, in blauen Contouchen und weißen Busentüchern, linnenen Hauben, locker auf den Kopf, Begierden aller Art im Herzen, Zoten auf den Lippen. An der Spitze dieser Weiber, die schaarenweise zur Verleitung der Soldaten zum Abfall und zu ähnlichen Geschäften von dem comité directeur verwendet werden, steht Theroigne von Méricourt, eine colossale Schönheit, vielleicht dreißig Jahr alt, ein Bauermädchen aus Flandern. Diese furchtbare Person, der die wildesten Bastillenstürmer auf den leisesten Wink folgen, trägt eine Art von Amazonenkleid, Pistolen im Gürtel, eine Reitpeitsche in der Hand, einen Federhut mit großer dreifarbiger Cocarde in die dunkeln Locken gedrückt. Ihre Stimme ist laut und herrisch, sie ertheilt Befehle, und ihre Anordnungen verrathen, wie systematisch und sorgfältig die revolutionäre Maschine eingerichtet ist.

„Alle Bürgerinnen aus dem Faubourg St. Germain!" befiehlt Theroigne, während sie, ohne sich zu unterbrechen, einen

Nationalgardisten, der sie von rückwärts umarmt und sie auf den Hals küßt, einen Stoß mit dem Ellenbogen giebt, der ihn in eine Ecke schleudert, „haben ihre Mittheilungen und Berichte von morgen früh ab an die Bürgerin Margoton zu machen!"

Darauf setzt sie sich zu Margot, die in einer Ecke ermüdet ruht, legt ihren mächtigen Arm um den Nacken der Collegin und sagt so leise, als es ihr möglich: „Ich muß Dir dieses Amt übertragen, liebes Kätzchen, Du bist die feinste und schlaueste von uns, und die Nachrichten aus dem Faubourg sind oft die wichtigsten."

„Was habe ich dabei zu thun?" fragte Margot, aus einem großen Glase von einem Gemisch von Wein und Branntwein trinkend, das damals bei dem aufgeregten Volke von Paris sehr beliebt war.

„Nun Du gehst so früh als möglich, am besten ist's wenn Du gleich dort schläfst, zu dem langen Kerl da drüben, Hebert heißt er; die Bürgerinnen des Faubourg St. Germain, das heißt die Kammerjungfern, Garderoberweiber, Dienstmädchen und Portierfrauen aus den vornehmen Hotels des Adels kommen zu Dir und theilen Dir mit, was seit den letzten vierundzwanzig Stunden geschehen. Du bist klug, glattes Kätzchen, Du wirst bald wissen, was wichtig ist, das merkst Du Dir, wenn Du schreiben kannst, schreibst Du dies auf und theilst es Marat, oder Hebert, oder wenn's den König und die Versammlung betrifft, den tugendhaften Bürger Robesbierre selbst mit."

„Muß Alles wahr sein, was ich den Leuten berichte?" fragte Margoton mit einem ganz seltsamen Tone.

„Ich verstehe Dich nicht, Kätzchen!" entgegnete Theroigne, die mehr Energie als Geist besaß.

„Nun," fuhr Margot gleichgültig fort, „man kann doch nicht für die Wahrheit alles dessen einstehen, was diese Spioninnen melden?"

„Nein, das kann man nicht, aber —"

„Es kommt also nichts darauf an, General Theroigne, wenn ich den Bürgern eine falsche Meldung mache?" fragte Margot mit einem eiskalten Hohnlachen.

„Ach nein!" schrie Theroigne, die nun begriffen zu haben glaubte. „Wenn Du eine alte Bekanntschaft da herum hast, denn ich bin immer noch der Ansicht, daß Du von Adel bist, so kannst Du ihr immer mal durchhelfen, Kätzchen!"

„Ich bin nicht von Adel," entgegnete Margot finster die Brauen zusammenziehend, „und wenn ich Lust habe, die Bürger zu belügen, so geschieht es nicht, um alten Bekanntschaften zu helfen, sondern um alte Bekanntschaften in's Verderben zu stürzen!"

„Kätzchen ist ordentlich böse!" lachte Theroigne, aber die riesige Person fuhr zurück vor dem Blick, mit dem sie Margot ansah, und vor dem Ton, mit dem sie sagte: Nenne mich nicht Kätzchen, ich bin ein wildes Thier und wehe dem, der in meine Klauen fällt!"

Theroigne von Méricourt streichelte Margot's glühende Wange und sagte mitleidig: „Arme Frau, ich verstehe das, der Geliebte ist Dir untreu geworden, ja, das frißt am Herzen, kenne das, arme Seele!"

Das colossale Geschöpf, die erste Priesterin der blutigen Revolutionsorgie, hatte eigentlich ein weiches Gemüth. Margot aber lachte hell auf über diesen sentimentalen Erguß ihrer Camaradin and erzählte ihr mit dem boshaftesten Bemerken, wie sie heute das Roß ihres Geliebten bestiegen habe und über ihn hinweggeritten sei im Triumphe.

Die beiden Weiber konnten nicht weiter sprechen, denn der Herzog von Biron, wie gewöhnlich in Frauenkleidern, Laclos, der Vertraute des Herzogs von Orleans, und ein ganzer Haufen von lüderlichen und verworfenen Subjecten aus den höhern Ständen, die sich der Revolutionspartei angeschlossen hatten, strömten herein, um für ihre in den feinsten und raffinirtesten Genüssen und Wollüsten abgestumpften Sinne ein neues Reizmittel in den Liebkosungen der Hallenweiber und dem Schnapsrausch einer schmutzigen Schänke zu finden. Wüstes Geschrei, helles Kreischen, Toben und Singen, die Jugend der Revolution macht sich lustig. —

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung:

Die Revolution von Oben.

Schnellpressendruck von Roy & Huschke in Nordhausen.

Hesekiel, George,

Von Turgot bis Babeuf Ein socialer Roman von George Hesekiel

Bd.: 1

Berlin 1873